Am warmen Ofen.

Am
warmen Ofen.

Erzählungen und Novellen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1854.

Inhalt.

Kalifornisches Gold.

Der Dichter zieht den Vorhang auf und zeigt dem Leser eine schöne waldige Gebirgslandschaft. Es ist ein deutsches Gebirge, nicht allein seiner geographischen Lage wegen; sein sanfter, weicher Charakter, die schöne Form seiner Berge würden ihm diesen Namen vindiciren, wenn es in Südamerika läge, solche Berge, solche Thäler sind nur in Deutschland möglich, so wie Menschen, die diese Gebirgsnatur begreifen, fühlen und durchzugenießen verstehen, nur in Deutschland geboren und aufgewachsen sein können. Deutsche Herzen und deutsche Gebirge gehören zu einander, wie der hüpfende plaudernde Bergbach, die grüne Berghalde, der bemooste Fels, der dunkle Tannenwald und der deutsche Himmel darüber auch zu einander gehören.

Im Vordergrunde in einer weiten halbkreisförmigen Bucht, welche die niedrigen Vorgebirge, die Sandsteinberge, bilden, breitet sich ein hübscher Marktflecken oder ein Bergstädtchen mit weiß angestrichenen Häusern und rothen Ziegeldächern aus. Die Straßen laufen meist etwas bergan. Oben am geräumigen Marktplatze steht die große schöne Kirche aus Sandsteinquadern, und über dem Orte auf einem der kleineren Berge des Vorgebirges, in der Entfernung von zehn bis fünfzehn Minuten, erhebt sich ein ziemlich großes schönes Schloß mit weitläufigen Gebäuden mit zwei bedeutenden

Façaden, die eine im Rococostil des siebenzehnten Jahrhunderts dem Flecken, die andere großartigere im neuesten Geschmack dem Parke zugekehrt, welcher sich an der rechten Seite aus dem Thale am Berge heraufzieht. Die erstere fällt steil am Berge ab, vor der letzteren dehnt sich eine wohlgepflegte breite Terrasse aus. Das Schloß ist im besten baulichen Zustande und mit jener vornehmen unbestimmten Farbe — nicht grün, nicht grau — angestrichen, welche beweist, daß der Besitzer den neuesten guten Geschmack der Gesellschaft sich zu eigen gemacht habe. Diesen Beweis sieht man überall bestätigt, wohin man auch das Auge wendet im Park, auf der Terasse, auf den Höfen, am Schlosse selbst, überall in der Anordnung moderner Geschmack, der da weiß, daß er nicht zu kargen braucht. Vielleicht würde der feine Kenner hie und da etwas zu viel bemerkt und aus dieser theilweisen — obwohl gänzlich unbewußten, also sehr vorsichtigen Ueberfülle mit Recht geschlossen haben, daß der Besitzer des Schlosses ein reicher Emporkömmling sei.

Wir treten vorläufig noch nicht in das Innere; wir müssen erst das ganze Landschaftsbild überschauen. — In dem nächsten Thale, das sich südlich in das Gebirge hineinzieht, erblicken wir mitten in den Wiesen ein stattliches Gebirgsdorf, das sich ebenfalls durch ein hohes steinernes, sehr alterthümliches Herrenhaus auszeichnet. Das Dorf liegt ohngefähr eine gute Viertelstunde von dem bezeichneten Flekken entfernt. Noch eine Viertelstunde weiter im Thale hinauf, wo die Berge schon näher zusammentreten und steilere Wände haben, lehnt an die östliche derselben ein stattliches Haus. Der hölzerne Hirschkopf mit dem stolzen Geweih belehrt uns sogleich, daß wir vor einem Forsthause stehen, und wie fast alle alten Forsthäuser hat es ein recht patriarcha-

lisches, wohnliches, bequemes Ansehen. Eine breite Treppe mit steinerner Brustwehr führt zu der bunt geschnitzten Hausthüre. Drei mächtige Linden, die der geschwätzige Bach tränkt, überschatten den freundlichen Platz vor dem Hause, über den der Weg thalaufwärts läuft und auf dem ein Springbrunnen aus eiserner Röhre sein kaltes reines köstliches Wasser in einen Trog ausgießt. Das Forsthaus ist zweistöckig und geräumig, denn außer dem langen Vorderhause stößt ein Flügel geradezu an den Berg an und schließt auf dieser Seite den Hof ab, auf welchem sich noch Wirthschaftsgebäude befinden. Eine Strecke über dem Hause ragt ein mächtiger Felsblock aus dem Walde. — Der Weg durch das Thal wird fast nur von den Bewohnern des Dorfes benutzt, um in den höheren Gebirgswald zu gelangen. Oben aber über dem Thale, nah' am Rücken des Gebirges, über den sich von dem Marktflecken herauf die Landstraße — schräg und sanft an den Bergwänden aufsteigend, hinzieht, liegt an dieser Straße ein vielbesuchter stattlicher Gasthof, Vergnügungsort der Umgegend; denn aus den Thälern und Tiefen steigt der Mensch gern auf die Höhen, um sich zu freuen. Ist nun vollends oben Speise und Trank in solcher Vollkommenheit zu haben, fast immer noble Gesellschaft anzutreffen und Sonntags prächtige Tanzmusik, so scheut kein Mensch die Mühe des Bergsteigens.

Vom Dorfe mit dem alten Herrenhause im Thale führt ein Fußpfad in die Bergstraße und zu dem weit sichtbaren Gasthofe hinauf. Er zieht sich anfangs an einer mäßigen Berghöhe hinauf, einem der niederen Vorberge, die noch zum Boden des Ackerbaues gehören. Auf dem Gipfel dieses kleinen Berges inmitten des schönsten Lindenhains, den es geben mag, steht ein uraltes Kapellchen, dessen verwit-

terte Thurmspitze über die Bäume emporragt. Es ist eine sogenannte Grabkapelle, denn im Erdgeschoß derselben sieht man durch eine große Eisengitterthüre ein heiliges Grab mit dem Leichnam Christi und daneben die Engel, ziemlich unvollkommene Skulpturen, und zehn Schritte seitwärts von der Kapelle ist unter einem offenen Dache der Felsenberg Golgatha mit den drei Kreuzen, zu beiden Seiten die Schächer, in der Mitte der Gottessohn, unten die Muttergottes und der heilige Evangelist Johannes aufgestellt, Alles sehr dauerhaft aus Stein gehauen und schon oft frisch vergoldet und mit grellen Farben angestrichen. Von der Kapelle abwärts und vom Wege etwas abgelegen in einer ansehnlichen Vertiefung oder Bucht des Berges siehst du von frommen Händen einen Garten Gethsemane hergestellt, und die hohen starken Bäume darin bezeugen, daß dies schon vor manchem Jahrhundert geschehen ist. Wie oft schon mochte die Umzäunung des heiligen Gartens erneut worden sein, und doch ist die jetzige schon wieder alt, morsch und sehr defekt. Innen aber in der Mitte des Gartens unter ein paar majestätischen Ulmen ist ein Stück Land mit einem alten künstlich gearbeiteten eisernen Zaune umgeben, und in demselben kniet Christus, neben ihm steht der Engel, der ihm den Kelch reicht, und vier Schritte davon die schlafenden Jünger. Trotz der dürftigen Kunst an diesen Steinklötzen hat der schattige tiefe Ort etwas Ehrfurchtgebietendes, fast Schauerliches. Der Berg vom Dorfe bis zur Kapelle herauf ist ein Calvarien-Berg, und am Wege herauf stehen die Stationen, steinerne Nischen mit Bildern, welche den Todesgang Christi versinnlichen. Die Malerkunst ist ihrer Schwester hier treu geblieben. —

Der Leser weiß nun, daß er in ein katholisches Land

hineinsieht. Doch bevor die Menschen auftreten, deren kurze Erlebnisse und Handlungen das Drama in dieser Scene bilden, ist es nöthig, daß die geschilderten Lokalitäten Namen erhalten. Der Dichter gibt sie ihnen; sie genügen ihm zu seinem Zwecke; er bedarf keiner andern. So heißt denn der Marktflecken oder das offene Bergstädtchen Münchenhausen, das Schloß darüber, einst eine Benediktinerabtei, führt noch immer den alten Namen Gotthardszell; das Dorf im Thale mit dem Calvarien-Berge heißt Abtsrode, das einsame Forsthaus im Thalgrunde das Geiersteiner Haus — von dem Felsen darüber, dem Geierstein, — und der Gasthof oben am Gebirgsrücken hat von dem Zechenhause eines alten eingegangenen Silberbergwerkes, aus welchem er entstanden, den Namen Jakobshütte mit überkommen.

Vor der Jakobshütte hielt an einem sonnenhellen köstlichen Frühlingstage zu Anfang Juni 1845 ein feines, zierliches, ganz modernes Kabriolet mit einem Schweißfuchs bespannt, dem man die edle Race auf den ersten Blick ansah. Der junge Mann, der sein eigener Kutscher war, stand entweder in den höheren zwanziger Lebensjahren oder war ein angehender Dreißiger; sehr einfach, aber sehr nobel und fein gekleidet, verrieth er durch all' seine Aeußerlichkeiten den reichen, vielleicht vornehmen, jedenfalls den Mann von Bildung und Geschmack, denn man konnte nicht leicht etwas Geschmackvolleres sehen, als dieses Geschirr, dieses Pferd, diesen Anzug, und doch war Alles so einfach und so gar nicht in die Augen stechend.

Der Wirth, ein gewandter Großstädter mit einem geübten Auge, war schnell an der Kalesche und bekomplimentirte den Fremden. Dieser forderte für sich ein Glas Milch, für das Pferd Wasser und Brot, und gab seine Absicht zu er-

kennen, dann sogleich weiter zu fahren, indem er nach der Länge des Weges nach Münchenhausen fragte. Der Wirth servirte die Erfrischung in einer Laube neben dem Hause, aus welcher die Aussicht auf die nahe Gebirgslandschaft und die Ferne überraschend schön war. Man konnte das Land theilweise zehn Meilen weit erblicken. Im Vordergrunde zog das schmucke Schloß Gotthardszell sogleich das Auge des Fremden auf sich. Es lag in der grünen Umhegung der Wälder recht wie eine glänzende Perle in würdiger Einfassung unten am Saume des Gebirges. Der Fremde war sichtlich überrascht von dem überaus reizenden Bilde, das sich ihm darbot. Lange stand er schweigend mit verschränkten Armen und sah in die Ferne hinaus. Sein edles Gesicht war ernst, fast trübe, und es schimmerte in seinem großen blauen Auge, als ob es feucht darin geworden wäre. Dann rief er den höflichen Wirth herbei und fragte nach dem und jenem Punkte auf der bunten natürlichen Länderkarte, die meilenweit vor ihm ausgebreitet lag. Der Wirth erklärte Alles sehr gesprächig. Auch dem weißen Schlosse unten galt eine solche Frage.

„Es ist Schloß Gotthardszell, die große Maschinenspinnerei des Herrn Kommerzienraths Kölle. Die Fabrik ist im alten Schlosse, das dem Städtchen zugekehrt ist; das neue Schloß, dem wir hier in die Fenster sehen, ist das Wohnhaus der Familie. Jedenfalls ist das Schloß das Ziel Ihrer Reise, mein Herr, und Sie werden dort eine sehr befriedigende Aufnahme finden. Es gibt kein gastfreieres und komfortableres Haus weit und breit."

„Sie irren," entgegnete der Fremde. „Ich habe keinerlei Anspruch an die Gastlichkeit dieses Schlosses und seines

Besitzers. Ich kenne seinen Namen so wenig, wie irgend einen anderen in dieser Gegend."

„So reisen Sie also zu Ihrem Vergnügen."

„So ist's, Herr Wirth! Ich habe durchaus keinen anderen Reisezweck, als mich zu vergnügen, und dabei dieses mir gänzlich unbekannte Land etwas kennen zu lernen, so weit man eben vom bloßen Anschauen einiger schönen Gegenden ein Land kennen lernen kann."

„Aber Sie sind doch ein Deutscher?"

„Ja und Nein. Ich bin ein Nordamerikanischer Deutscher." —

„Dann sollten Sie einige Tage bei mir verweilen," bemerkte der Wirth lächelnd. „Sie können keinen besseren und bequemeren Punkt zu Ausflügen in das Gebirge finden, als mein gastliches Haus. Treten Sie ein, sehen Sie sich die Einrichtung an und versuchen Sie dann, ob Ihnen meine Bewirthung zusagt."

„Ich zweifle nicht, da sie ihrem Urheber entsprechen wird. Und in der That, Alles was ich hier sehe, spricht mich so sehr an, daß ich schnell entschlossen bin, Ihrem Rathe zu folgen und Sie deshalb ersuche, Pferd und Wagen unter Dach zu bringen, mir das schönste Ihrer Zimmer anzuweisen und meinen Koffer dahin besorgen zu lassen."

Der Wirth beeilte sich diese Aufträge auszuführen. Nach wenigen Minuten stand der Fremde in einem hellen freundlichen, geschmackvoll tapezirten und ausmöblirten Eckzimmer, mit derselben Aussicht, wie er sie in der Laube gehabt. Seine Augen fielen wieder auf das weiße, weithin leuchtende Schloß.

„Seit wann," fragte er den neben ihm stehenden schmunzelnden Wirth, „ist denn der Herr Kommerzienrath — wie lautete sein Name?" —

„Kölle.“

„Wie lange ist er schon im Besitz dieses Schlosses?“

„Zehn bis zwölf Jahre.“

„In Deutschland hatte ich in solchen Schlössern zur Zeit noch keine Fabriken vermuthet. Ich meinte, nur adelige Namen tönten dem Frager als die der Herren entgegen. Ich finde zu meiner Ueberraschung, daß das Amerikanische Element auch auf deutscher Erde schon mehr und mehr um sich gegriffen hat.“

„Der Anfang ist gemacht,“ erwiederte der Wirth, „und der anfängliche Schneckengang des aus Ihrem Vaterlande zu uns herübergedrungenen Geistes wird bald genug zum Sturmschritt werden. Alle Zeichen deuten darauf hin. Dieses Schloß, einst eine reiche Abtei, die viele faule Mönche fütterte, wurde nach seiner Säkularisation die Residenz eines Prinzen, dem die Kaiserin Maria Theresia ein reiches Jahrgeld auszahlen ließ, womit er viele faule Diener und Schlaraffen fütterte. Hernach gelangte das Schloß mit ungefähr dem dritten Theile seines früheren Landbesitzes an die gräfliche Familie von Schönbach. Der jetzige Graf, der in Rheinpreußen wohnt, hat Schulden halber dieses Gut an den damaligen Fabrikherrn Kölle verkauft. Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß in hiesiger Gegend weit und breit Alles voller Weber wohnt. Der Herr Kommerzienrath ist einer von den reichen Fabrikherren und Arbeitsgebern.“

„Ich habe von der Noth der armen Weber gehört;“ sagte der Fremde.

„Nun dann werden Sie auch von dem Reichthum und der Ueppigkeit ihrer Brotherren gehört haben.“ —

„Um mit Ihrem Gebirge in der kurzen Zeit, die ich hier zu verweilen gedenke, soviel als möglich bekannt zu wer-

den, wünsche ich einen mit allen Schönheiten, Wegen und Pfaden vertrauten Führer," wandte der Fremde das Gespräch. „Können Sie mir einen solchen verschaffen?"

„Der beste, den ich Ihnen vorschlagen kann, ist ein junger Forstmann, welcher provisorisch die Försterstelle in dem hiesigen Revier versieht. Aber freilich er ist kein gewöhnlicher Führer, und Sie können seine Gefälligkeit nicht erkaufen." —

„Das genirt mich. Ich muß zu jeder Zeit über den Führer verfügen können."

„Nehmen Sie immerhin noch einen gewöhnlichen Führer an; ich will Ihnen heute noch einen solchen verschaffen. Aber Sie werden es mir Dank wissen, wenn Sie meinen Rath befolgen und sich zumeist der Führung des jungen Hollmann anvertrauen. Er ist sehr unterrichtet und wird Ihnen über Alles, was Sie in Bezug auf das Gebirge und seine Bewohner zu wissen wünschen, besser und genauer berichten, als ein Buch. Doch siehe da, der Wolf in der Fabel. Ich sehe den jungen Jäger dort eben die Straße heraufsteigen. Er wird gleich bei uns sein."

Sie gingen wieder in die Laube hinab, wo ein junger Mann von drei bis vier und zwanzig Jahren in einem leichten grauen Jägerrock mit grünem Kragen und dergleichen Aufschlägen grüßend zu ihnen trat. Er war schlank und gut gebaut, das graue Filzhütchen stand ihm keck auf dem glänzenden braunen Lockenhaar; aber seinem interessanten Gesicht fehlte die frische Jugendblüthe, die man von seinem Alter und seinem Stande erwarten durfte, und aus seinem großen braunen Auge blickte neben Gutmüthigkeit eine unnatürliche Unruhe, ein unstetes, fast wildes Wesen, das von irgend einem schweren Seelenleiden zeugte. Die eingefallenen, von

einer krankhaften Blässe überzogenen Wangen bestätigten dieses Zeugniß. Die Krankheit seines Gemüthes that sich übrigens auch durch eine auffallende Hast seines äußeren Menschen kund. Er ließ den zerstreuten und von einer gewissen Mattigkeit überschleierten Blick gleichsam nur über den Fremden hingleiten, legte dann Doppelflinte und Jagdtasche ab, forderte einen Krug Bier und blickte, sich niedersetzend, gleichgültig in die Ferne hinaus; doch bemerkte der Amerikaner, dem die Erscheinung des jungen Jägers Interesse eingeflößt hatte, bald, daß das ausdrucksvolle müde Auge an dem weißen Schlosse hängen blieb und nun plötzlich zu glühen begann.

„Hier ist ein Herr aus Amerika, Franz," redete der Wirth den Jäger an, „der ein paar Wochen in unsern Bergen herumstreichen möchte. Was meinst Du, hättest Du nicht Lust Dich seiner anzunehmen und ihn die einsamen Waldpfade zu führen, die ja Niemand besser kennt als Du?"

„Aus Amerika?" fragte der Jäger, sichtbar überrascht, mit einer schmerzlichen Betonung.

„Aus den Vereinigten Staaten, aus New-York, mein Herr! Wenn Sie es interessirt."

„Gewiß thut es das," versetzte Franz Hollmann lebhafter, und seine Wangen rötheten sich, seine Augen blitzten, sein Gesicht gewann einen edlen Ausdruck und wurde schöner. „Dieser Umstand könnte mich allein bestimmen, Ihren Führer abzugeben; denn ich habe noch niemals einen Amerikaner, einen Bürger jener glücklichen freien Länder gesehen und gesprochen."

„Und jene Länder scheinen Ihnen nicht gleichgültig zu sein?" Franz hatte die Worte glücklich und frei stärker betont.

„Welchem Gefangenen in düsterer Zelle wäre das schöne sonnige Land draußen gleichgültig?“

„Sind Sie so schwer belastet?“

„Ich bin ein Deutscher, bin jung und habe, wie mich bedünkt, Kopf und Herz auf der rechten Stelle. Genügt das nicht, um mich lebhaftes Interesse an Ihrem freien Vaterlande finden zu lassen?“

„Bei Ihnen will es mir nicht ganz genügen, und ich glaube, es kommt da noch Manches hinzu.“

Der Jäger erröthete und sagte dann betroffen: „Sie haben Recht; es kommt bei mir noch manches Andere hinzu. Ich glaube, der Wirth hat Ihnen von mir geplaudert.“

„Auf Ehre nicht,“ rief dieser pathetisch. „Du hältst Dich für eine sehr wichtige Person, Franz, daß Du glaubst, ich hätte meinen kaum angekommenen Gästen nichts Wichtigeres zu erzählen, als von Dir und Deinen Händeln mit dem Kommerzienrathe.“

„Pah!“ rief Franz ärgerlich. „Du kannst mich unmöglich für so dumm halten, Walther. Aber was schwatzt solch ein Bierfaß nicht Alles.“

Die letzten Worte wurden mit großer Bitterkeit gesprochen; doch der Wirth that, als überhöre er sie.

„Lassen wir das!“ sagte der Fremde. „Verabreden wir lieber, wann wir unsere Ausflüge beginnen wollen.“

„Ich bin zu jeder Zeit bereit und erwarte nur Ihre Bestimmmung.“

„Gut, so lassen Sie uns morgen früh um sechs Uhr aufbrechen.“

„Ich werde zur festgesetzten Stunde hier sein, um Sie abzuholen. — Doch eine Liebe ist der andern werth. Ich werde Ihnen Alles zeigen, was diese Gebirgslandschaft Merkwürdiges darbietet; ich werde Ihnen in Bezug auf dieselbe

Alles berichten, was Sie zu wissen wünschen. Dagegen bitte ich Sie um ausführliche Mittheilungen aus Ihrem Vaterlande. Ich werde Sie fragen, berichten Sie mir dann."

„Mit Vergnügen."

Das Bestimmte, Entschlossene in den Aeußerungen des jungen Waidmannes gefiel dem nicht viel älteren Fremden sehr, und bald saßen sie im eifrigen Gespräch zusammen. Der Jäger fragte sehr klug und geschickt, und der Amerikaner antwortete und berichtete mit eben so viel Klugheit und Geschicklichkeit. Allmählig fanden sich mehr Gäste ein, welche mit dem Wirth auch aufmerksame Zuhörer der interessanten Vorträge über Nordamerikanische Verhältnisse abgaben. Gegen Abend empfahl sich Hollmann, sichtbar aufgeheitert. „Ich bitte mir noch Ihren Namen aus," sagte er scheidend zum Amerikaner, „damit ich Sie morgen gleich mit demselben anreden kann."

„Heinrich Schilling."

Als er fort war, fragte der Gast den Wirth vertraulich: „Was ist's mit ihm?"

„Im Grunde weiter nichts, als er liebt des Kommerzienraths Tochter, Lina, und der Vater will's nicht leiden. Freilich gibt's noch manche Nebenumstände dabei. Franz ist ein Hitzkopf, bei dem's gleich überläuft. Sie haben's ja selbst gehört. Mit keinem Menschen kann man leichter Händel bekommen, als mit ihm, und doch ist er von Herzen der beste, der gutmüthigste Bursche, der je eine Prügelei gehabt hat. Er liefe wohl für die durch's Feuer, die er eben erst niedergeschlagen hat, geschweige denn für seine Freunde. Sein Unglück ist ein starkes Gefühl für Recht und Unrecht. Wo er Unrecht sieht oder hört, gleich schwillt ihm die Ader auf der Stirn, und das Donnerwetter bricht los bei ihm, gegen

wen es auch sei; er kennt dann kein Ansehen der Person. Nun ist aber das Unrecht über das ganze Land hingewuchert und baumstark und groß aufgewachsen; wohin man sieht, wohin man tritt: Unrecht, Unrecht, Unrecht! Da können Sie denn schließen, daß Franz Hollmann mit allen vornehmen und reichen Leuten in offenem Kriege liegt; denn er hat sich überall zum Anwalt und Vertheidiger der Armen und Unterdrückten aufgeworfen. Und da das schlimmste Unrecht hier zu Lande den armen Webern geschieht, so hat Franz mit den Fabrikherren den meisten Krieg. Der Kommerzienrath ist ihm der Nächste und noch dazu der Patron; denn das Revier gehört zum Gut, und die Försterstelle wird vom Gutsherrn besetzt. Franz wird also die Stelle des verstorbenen Försters, seines Bruders, nicht erhalten. Der war freilich gefügiger. Aber es hat ihn auch das Leben gekostet."

„Wie so?"

„Er war ein Tyrann gegen die Armuth, wie's die Herren gern sehen. Vorigen Winter wurde er todt im Walde gefunden, ein Mann von acht und zwanzig Jahren. Es hieß: er wäre erfroren; bah! erschlagen war er mit einem dürren Ast, den er wahrscheinlich einem armen Manne hat entreißen wollen. Er hat eine junge Wittwe und ein zweijähriges Kind hinterlassen. Die Waldbauern möchten alle den Franz zum Förster, und ich glaube, der Kommerzienrath gäbe ihm doch die Stelle, so spinnegram er ihm auch sein mag, wenn Franz die Wittwe seines Bruders heirathete. Aber Franz will des Kommerzienraths Töchterlein, die stolze Lina. — Da haben Sie die ganze Geschichte in einer Nuß."

Der Morgen war thauig, frisch und frühlingsherrlich. Eh' noch die schwarzwälder Uhr in der Wirthsstube sechs schlug, trat Franz herein, heitrer als gestern und mit einem Blumenstrauß auf dem Hut. Schon von fern rief er dem Amerikaner ein munteres: „Guten Morgen, Herr Schilling!" zu.

Auch auf diesen übte der köstliche Frühlingsmorgen seinen wohlthätigen Zauber aus. Auf seinen Wink servirte der Wirth einen vortrefflichen Vierunddreißiger Rüdesheimer-Berg, der die morgendliche Frühlingsstimmung der beiden jungen Männer noch steigerte und gleichsam verklärte oder idealisirte.

Nach diesem klassischen Frühstück brachen sie auf in den grünen Wald, durch welchen tausend Vogelstimmen ihre Lieder sangen, durch dessen Geäst die Morgensonne ihre Strahlen schickte, welche hie und da als glitzernde, zitternde kleine runde Scheiben, großen Goldstücken ähnlich, auf den dampfenden Boden fielen. Zuweilen überschritten sie steinige Quellrinnen, welche ihr flüssiges Silber in stürzender Hast zu Thal schickten, dann öffnete sich ihnen plötzlich eine Aussicht in die weite blaue Ferne oder in die nächsten Wiesenthäler.

Die beiden jungen Männer waren sich schon beim trefflichen Rheinwein, dem Freundschaftstifter, näher getreten; ihre Unterhaltung hatte bald klar gemacht, daß sie viele Sympathien miteinander hatten; ihre geistigen Lebensanschauungen waren sich mehrmals begegnet und hatten sich überraschend ähnlich gesehen. Dem Jäger schien die Theilnahme, welche ihm der Fremde so unverkennbar zeigte, sehr wohl zu thun; ach! der Arme hatte ja einer so rein menschlichen Theilnahme schon seit lange entbehrt, und so öffnete sich, vom warmen Hauch des Mitgefühls sanft berührt, der krankhaft

verschlossene Kelch seines Herzens weiter und weiter, und sein verletztes verbittertes Gemüth empfing die geistige Nahrung, die süße Labe, der es bedurfte, nach der es schmachtete.

Es ist eine, allen gemeinen Seelen eigenthümliche Grausamkeit — und die meisten Menschen sind eben gemeine Seelen — welche sie mit einer wahren Wollust an edlern strebenden Gemüthern ausüben, sie durch Hunger (geistigen und leiblichen) zu demüthigen, zu brechen und mürbe zu machen, damit sie praktisch-brauchbare Glieder der Gesellschaft werden und nicht Alles besser wissen und machen wollen, als die weisen Leute, welche die Macht und das Geld haben. Schlimmer noch als der leibliche Hunger ist der geistige. Ein edler, lebendiger, strebsamer Geist voll Glut und Schwung bedarf eben so gut der Nahrung, wie er das Bedürfniß hat, sich Andern mitzutheilen. Wird er zurückgestoßen und auf sich selbst beschränkt, wird er überall von der Gesellschaft mit Gleichgültigkeit oder Brutalität behandelt, so verkümmert er entweder in sich, oder er verbittert sich bis zu äußerster Gereiztheit. Jener Fall tritt bei pflegmatischen und melancholischen, dieser bei sanguinischen und cholerischen Temperamenten ein. Franz Hollmann war ein cholerischer Sanguiniker. Um desto drastischer wirkt auf ein solches verbittertes, mit seiner Umgebung in brennende Feindschaft gerathenes, edles Gemüth die unerwartete herzliche Theilnahme eines andern edlen Herzens. Das ist Frühlingssonne auf eine starre Winterlandschaft. In solchem erquickendem Geistessonnenschein wandelte an diesem Morgen Hollmann's winterlich erstarrtes Herz. Alles mußte zusammenwirken, um diesem gemißhandelten Jünglingsherzen rasch seine natürlichen warmen und schönen Gefühle zurückzuführen.

„Herr!“ rief er, als sie eine kleine Weile schweigend im

Walde neben einander gegangen waren, „in dem freien Nord-Amerika wächst doch ein ganz anderer Menschenschlag als hier zu Lande. Ich habe mir's immer gedacht; und an Ihnen finde ich es bestätigt.“

„Sie sind im Irrthum, mein Lieber;“ versetzte Schilling lächelnd; „die Menschen sind und bleiben unter allen Staatsformen ein schwaches, thörichtes Geschlecht, weit entfernt von dem Ideale, das eine schwärmerische Jünglingsphantasie sich von ihnen bildet. Sie würden sich schmerzlich enttäuscht sehen, wenn Sie in mein Vaterland kämen, und sich wohl manchmal in Ihre europäisch-deutschen Verhältnisse zurückwünschen.“

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Amerikaner, das ist nicht wahr. Sie kennen meine Verhältnisse nicht und im Allgemeinen die deutschen Zustände zu wenig, sonst würden Sie nicht so reden. Ueberhaupt muß ich mich bei Ihnen ernstlich vor der Annahme verwahren, als sei ich so ein blinder Phantast, der nur auf Berg- und Kirchthurmspitzen wandelt, Nebel- und Wahnbilder für Menschen hält und ausgibt und die wirklichen Menschen aus der Vogelperspective für Gewürm ansieht. Nein, Herr Schilling, ich bin ein sehr praktischer Mensch, der die Menschen und Dinge sieht, wie sie wirklich sind, und zwar mit seinen eigenen gesunden Augen. Ich könnte Ihnen meine nüchterne ungeschmückte Lebensanschauung schon damit beweisen, daß ich gerade kein schlechter Mathematiker bin und als Feldmesser in hiesiger Gegend gesucht werde. Aber ich denke nicht daran mir Lobreden zu halten. Also nur so viel: ich bin nicht geneigt, in den Menschen, sie mögen leben, wo sie wollen, irgend vollkommene, ideale Wesen zu sehen. Wenn ich aber behaupte: die Menschen in Ihrem Vaterlande müssen besser sein, als in dem meinigen: so liefere ich den negativen Beweis durch die Einrede der Wahrheit, daß es nirgend

schlechtere Menschen geben kann, als unsere sogenannten vornehmen Leute oder, wie man sich kunstreich ausdrückt, als unsere Gesellschaft."

„Das ist eben wieder eine excentrische und unerweisliche Behauptung. Der von der Gesellschaft Mißhandelte wird sie überall machen, und sie beweist nichts weiter, als die Ohnmacht seines Schmerzes oder seiner Wuth."

„Sie urtheilen zu streng gegen mich. Ist es Ihnen wohl möglich, sich einen elenderen und schlechteren Zustand des öffentlichen Lebens zu denken, als wenn an die Stelle der Tugenden, auf die eigentlich der gesellschaftliche Zustand basirt ist, und ohne deren Grundlage er auf die Dauer gar nicht bestehen kann, ihr Scheinbild oder wohl gar ihr Fratzenbild getreten ist? Jedes Laster geht in der wohlausstaffirten Maske der ihm entsprechenden Tugend einher; der Verrath, die Nichtswürdigkeit geben sich für Treue und Ehrlichkeit, die die Lüge für Wahrheit, die Heuchelei für Biederkeit und religiöses Gemüth aus, und das blöde Auge des gemeinen Mannes, des großen Haufens, wird getäuscht und er in immer tieferes Elend hinabgedrückt. Er wird ganz verwirrt in seinen Begriffen; denn seine Peiniger und Blutsauger wissen sich ja das Ansehen der besten Menschen von der Welt zu geben. Diejenigen aber, welche das erbärmliche Spiel durchschauen und das Kind beim rechten Namen nennen, werden heimlich verfolgt und unterdrückt. Dies ist mein Fall. Ich möchte lieber unter Räubern und Mördern leben, als unter dieser gleißnerischen, heuchlerischen Brut, die stets die schönsten Worte im Munde führt, während ihr Herz voll Eigensucht, Gift und Galle ist. Das sind die übertünchten Gräber im Evangelium."

„Der Wirth hat mir gestern Abend, auf mein Ersuchen

Einiges von Ihrem Schicksal erzählt. Sie sind allmählig in eine bittere Opposition gegen die Leute gerathen, mit denen Sie doch leben müssen und von denen Sie theilweise abhängig sind. Es wäre Ihnen doch aufrichtig zu rathen, hie und da nachzugeben und Manches, was Sie den Personen in Rechnung bringen, lieber auf die Unvollkommenheit menschlicher Zustände zu schieben."

„Ach, Herr, Sie haben gut reden! Dieser Grundsatz mag auf die amerikanischen Unvollkommenheiten trefflich anwendbar sein; hier in meinem Kreise sind es zumeist die Personen, die moralisch korrupten Personen, die von den Würmern der Selbstsucht, der Wollust, der Genußsucht, der Geldgier, der Heuchelei, der Lüge ganz durchlöcherten, also ganz wurmstichig gewordenen kleinen Lumpengeister dieser Personen, welche mir und andern braven Leuten so unaussprechliches Leid bereiten."

„Sie spannen meine Neugier auf Ihre Geschichte hoch. So lange ich sie nicht ausführlich kenne, darf ich mir keinerlei Urtheil erlauben."

„Ich weiß nicht, was mich gleichsam zwingt, Ihnen mein ganzes inniges Vertrauen zu schenken, wie noch niemals einem Menschen; es ist jedenfalls ein Seelenzug, eine Sympathie mit Ihrem ehrlichen treuherzigen Wesen. Sie haben etwas im Ton der Stimme, in der Art zu reden, im Blick Ihres Auges, in Ihrem Mienenspiel, kurz in Ihrer ganzen Erscheinung, was mich gestern gleich für Sie einnahm, heute Morgen aber mich ganz für Sie gewonnen hat."

„Dies ist mir der schönste Beweis, daß Sie ein edler, unverdorbener Mensch sind, trotz der bösen Dinge, die man ihnen nachredet; denn auch ich — ich darf es wohl von mir sagen — liebe die Tugend wahr und aufrichtig und strebe ihr

mit allen Kräften meiner Seele nach. Sie werden sich nicht in mir täuschen, ja ich hoffe sogar, wir werden Freunde werden. Ich bin nicht voreilig mit dem Verschenken meiner Freundschaft. Ich gebe sie nur geprüften Männern."

„Ich bin so stolz, von mir selbst zu glauben, daß ich Ihrer Freundschaft nicht unwürdig bin;" sagte der Jäger gerührt und hielt dem Amerikaner treuherzig die Hand hin, in welche dieser offen und ehrlich einschlug.

„Nun Ihre Geschichte!"

„Mein Vater kam jung als Buchhalter in das Geschäft der Herren Johann Valtin Kölle und Sohn in Abtsroda. Diese Firma war in Vergleich mit ihrem jetzigen Rufe unbedeutend zu nennen. Doch ich muß Ihnen bemerklich machen, daß ihr jetziger Inhaber der Herr Kommerzienrath auf Schloß Gotthardszell ist. Es war ein sehr solides Geschäft, das schon über hundert Jahre geblüht und sich durch Thätigkeit und Rechtlichkeit einen guten Namen erworben hatte. Die Weber arbeiteten für dieses Haus am liebsten; denn sie wurden gut gehalten und gleichsam wie zur Familie gehörig betrachtet. Von ihrem Lohne konnten sie nicht nur gut auskommen, sondern auch noch erübrigen, und in Krankheitsfällen seiner Arbeiter bezahlte der alte Kölle Arzt und Apotheke und gab der Familie wöchentlich einen sogenannten Krankenlohn. Das machte: der alte Kölle war selbst ein Weber, wie alle seine Vorfahren, die das Geschäft geführt, Weber gewesen waren; denn es war ein Zunftgesetz der Weber, daß Niemand mit Leinewand und anderen Geweben handeln durfte, der nicht selbst die Weberei zünftig erlernt und von der Zunft zum Lehrling, Gesellen und Meister gemacht worden war. Jetzt ist diese heilsame Bestimmung, wie alles Gute, was unsere Vorfahren eingerichtet und festgesetzt haben, zur leeren Form

und Spielerei herabgekommen. Der Herr Kommerzienrath Rudolf Kölle, der Enkel Johann Valtin Kölle's, ist zwar auch noch zünftiger Meister geworden, aber er hat niemals in einem Webstuhl gesessen. Er gab seinen Arbeitern, die ihn zum Meister gesprochen, den Meisterschmaus. Damit war die Sache abgemacht. Und nun ist die Zunft gar aufgehoben. — Bevor mein Vater in das Haus kam, war von einer kaufmännischen Geschäftsführung und respective Buchführung nicht die Rede gewesen. Die Geschäftsbesitzer hatten das so einfach als möglich abgemacht; aber bei dem gesteigerten Handelsverkehr sahen sie ein, daß sie auf diese Weise ohne Verluste nicht mehr würden fortkommen können. Mein Vater, von einem Leipziger Geschäftsfreunde empfohlen, kam in's Haus und erwarb sich bald das Vertrauen und die Zuneigung des alten Johann Valtin, damals schon hochbejahrter Greis, und seines Sohnes Johann David.

Davids Sohn, der Kommerzienrath, war damals ein zwölfjähriger Knabe, welcher unter meines Vaters Leitung und Aufsicht das Geschäft zugleich theoretisch und praktisch erlernte. Nach des alten Valtin Tode heirathete mein Vater eine Nichte Davids und trat mit ihrem und seinem Vermögen, das zusammen ein hübsches Kapital ausmachte, als Theilhaber in das Geschäft. Jedermann, der die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß auch, daß sich die eigentliche Blüthe des Kölleschen Hauses, d. h. der wachsende Reichthum und der großartige Aufschwung des Geschäfts, von dem Tage an datiren, an welchem mein Vater seinen Platz am Comptoirtische eingenommen hat; freilich, der Herr Kommerzienrath behauptet das besser zu wissen, und seiner großsprechenden Angabe nach hat er allein und weiter Niemand das Haus in solchen Flor gebracht. Mein Vater soll meine Mutter sehr

geliebt haben, aber auch sehr schwach gegen sie gewesen sein. Man sagt ihr nach: sie sei keine gute Haushälterin gewesen und habe Prunk und Glanz, Zerstreuung und Vergnügen mehr als gut thut geliebt, und erhabe ihr nichts abschlagen können. Mein Vater habe sich darüber gegrämt und allmählig gekränkelt; durch vermehrten Fleiß habe er die Bedürfnisse seiner Frau erschwingen wollen und dadurch seiner Gesundheit nur noch mehr geschadet. Genug, als sie ihm das achte Kind im zwölften Jahre ihrer Ehe geboren hatte, wurde es ihm auf das Krankenbett gereicht, und er hatte nur noch Zeit es zu küssen und zu segnen, als ihn der Tod überraschte. Das Kind lag noch in seinen Armen, als er schon eine Leiche war. Ich habe die Ehre, dieser achte Sproß meines armen Vaters zu sein, und mein Unglück ging recht eigentlich gleich mit meiner Geburt an. Denn aus der starren Hand meines Vaters wurde ich zu meiner Mutter gebracht. Diese aber hatte sich über den Tod des Ersteren so alterirt, daß sie in ein hitziges Fieber verfiel, welches am siebenten Tage auch ihrem Leben ein Ende machte. So war ich denn sieben Tage alt, eine Vater- und Mutterwaise, und mit mir waren es noch sieben Geschwister; denn alle Kinder lebten. Es waren drei Knaben und fünf Mädchen. Wir wurden unter die Verwandten vertheilt. Meine drei ältesten Schwestern wurden in meines Vaters Heimath gebracht; ich habe sie als verheirathete Frauen erst kennen gelernt und eben keine sonderliche Zuneigung bei ihnen zu mir gefunden. Ich war und blieb ihnen eine ziemlich fremde und gleichgültige Person. — Als Säugling kam ich zu einer Amme in's Gebirg, wo mir's leidlich schlecht erging. Sie war die Frau eines armen Bergmanns und brachte selbst Jahr für Jahr ein menschliches Wesen zur Welt. Ich wurde natürlich von den Leuten ihren

eigenen Kindern nachgesetzt und litt stets am Nothwendigsten Mangel. Doch ein Kind ist glücklich, wenn es Brot hat für seinen Hunger und Wasser für seinen Durst. Ich hatte wenigstens Beides, und wenn das erste auch schwarz, hart und grob war, so war dagegen das andere um desto frischer, weicher und klarer. So wuchs ich bis zum fünften Jahre heran, in der That und Wahrheit nicht besser als ein Hausthier, aber Berg und Wald, Baum und Strauch, Fels und Quelle und Alles, was darin und darauf lebt und webt, kannte ich genau und stand mit diesen Wesen auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuß.

„Bis jetzt hatte sich von meinen Verwandten noch Niemand um mich bekümmert. Unser Vormund, der Bürgermeister in Münchenhausen, hatte das geringe Kostgeld für mich gezahlt und mir die nothdürftigsten Kleider gekauft. Weiter war seine Sorge für mich nicht gegangen. Nunmehr sollte ich in die Schule gehen, und der Herr Vormund hielt für gut, mich in sein Haus zu nehmen, weil er fand, daß ich sehr verwildert sei und erzogen werden müsse. Vom ersten Tage dieser Erziehung an wurde mir mein Elend immer fühlbarer. Ich habe zehn Jahre im Hause dieses Mannes gelebt und dann noch andere sechs Jahre unter seiner vormundschaftlichen Vorsorge gestanden; wie mir dies aber möglich gewesen ist, begreife ich zur Stunde nicht mehr. Leichtes Blut und leichter Sinn der Jugend helfen ihr jedoch über die unerträglichsten Dinge hinweg. Dieser Mensch ist nämlich ein sogenannter Frommer, d. h. er, seine Frau und seine Kinder gehören der Sodalität vom Herzen der heiligen Jungfrau an, die in der hiesigen Gegend besteht; dabei ist er ein genußsüchtiger Schlemmer. Brauch' ich weiter etwas anzufühen, um Ihnen begreiflich zu machen, wie meiner Jugend Gewalt

angethan worden ist? Der da Vaterstelle bei mir versehen sollte, hat ärger als ein Todfeind an mir gehandelt. Unter der Maske der christlichen Liebe, der Sanftmuth, der Theilnahme, verbirgt er ein Herz voll Tücke und Bosheit. In Gemeinschaft mit dem Kommerzienrath, der eine Schwester von ihm zur Frau hat, und dessen Gutsrichter er ist, hat er uns Kinder um den größten Theil unseres elterlichen Vermögens gebracht, um sich heimliches Wohlleben zu bereiten, und uns ärger als Hunde gehalten. Am schlimmsten mich, der ich seinen „milden" Befehlen den meisten Trotz und Widerstand entgegensetzte. Ich war eben aus härterm Thon gemacht als meine Geschwister. Oft hab' ich mich im verzweiflungsvollsten Schmerze wilder als ein zertretener Wurm unter den Geißelhieben dieses frommen Kannibalen gewunden, aber eh' wär' ich gestorben vor Schmerz, eh' ich dem Wüthrich die Freude gemacht hätte, nur einen Laut von mir zu geben. Junge, du sollst heulen, du sollst schreien, verfluchter Teufelsbraten, und sollt' ich dich einen ganzen Tag lang prügeln! hat er mehr als einmal schäumend vor Wuth geschrien, und ich habe blutend unter seinen Streichen gezuckt und doch keinen Schrei gethan. Wahrlich, daß ich nicht zum ärgsten Bösewicht gediehen bin, daran ist der Bürgermeister Baß nicht schuld. Er und die lieben Seinigen haben nichts unversucht gelassen, mich dazu zu machen. Vorzüglich seine beiden Töchter Martha und Maria boten Alles auf, mein Blut in Galle zu verwandeln; sie tückten mich, reizten mich, denunciirten mich bei ihrem Vater, verdarben mir mit teuflischer Bosheit jede unschuldige Jugendfreude. Sie waren meine kleinen Plagegeister. Und denken Sie sich, ich mußte, bis in die tiefste Seele beleidigt, gemißhandelt, geschändet, in die Versammlungen der Soldaten gehen und mit der nichtswürdigen

Bande singen und heulen und unsinnige Gebete herplärren; ich mußte mich von den Vorstehern der Gemeinde maßregeln und ermahnen lassen. Meine zusammengepreßte Natur machte sich dann und wann durch tolle Streiche Luft; ich glaube, ich wäre sonst selber toll geworden. Ich belog und betrog meine Peiniger natürlich, wo ich nur konnte und wußte, und immer raffinirter und großartiger, je älter und gewandter ich in diesen Dingen wurde. — Als ich gefirmt war, kam ich auf das Schloß in das Geschäft und unter den Oberbefehl des Kommerzienraths. Hier lernte ich nun allmählig den grausamen Druck kennen, unter welchem die armen Weber seufzten, und ich entsetzte mich oft vor dem himmelschreienden Unrecht, das diesen Leuten angethan wird. Verzweiflungsvoll wälzte ich mich oft Nachts auf meinem Lager, wenn ich vergebens darüber nachgedacht hatte, wie diesen unglücklichen Menschen zu helfen sei. Den Kommerzienrath haßte ich erst, dann verachtete ich ihn, zuletzt verabscheute ich ihn, wie ich den Bürgermeister verabscheute. Es kam nämlich allmählig zu meiner Kenntniß, daß dieser nichtswürdige Mensch nicht nur meinen Vater mit in den Tod gehetzt, sondern auch den Tod meines ältern Bruders Christian verschuldet hatte. Dieser war kurz vor meinem Eintritt in das Geschäft als ein drei und zwanzigjähriger Jüngling in diesem Geschäfte gestorben. Ihn und meinen andern Bruder Karl hatten die Herren so gut erzogen, daß sie zu lenksamen Puppen geworden waren. Der Keim von Christians unheilbarem Brustübel lag in dem unseligen Einfluß, welchen der Bürgermeister und der Kommerzienrath auf sein junges Leben ausgeübt hatten. Ich war bei ihm, als er starb, er ein unseliges Todesopfer, ich ein von der Noth des Lebens schon hart bedrängter Knabe. Aber eben diese Noth hatte mich früh ge-

reift und gewitzigt; mein beobachtender Blick war schon scharf und sicher. Die Mittheilungen meines Bruders lobten mein Auge; sie enthielten eine furchtbare Anklage gegen den Kommerzienrath und seinen Helfer. Ich werde diesen Blick des in Verzweiflung sterbenden Jünglings nie vergessen. — Es konnte bei meiner Gesinnung und beim Charakter des Kommerzienraths nicht fehlen, daß ich bald in eine sehr unangenehme Stellung zu ihm gerieth. Zwar ist er kein Sodale zum Herzen der heiligen Jungfrau, wie der Bürgermeister; nichts destoweniger ist aber auch er ein großer Pfaffenfreund, aber in einem ganz andern Sinne. Viel zu bequem um in der Sodalität eine Heuchlerrolle zu spielen, verhehlt er vielmehr seine Verachtung der Religion nicht und eben so wenig seine Ueberzeugung: daß sie das beste Mittel sei, die rohe Kraft des Volks zu beugen und niederzuhalten und aus Menschen, die von Natur die Kraft und die Wildheit des Löwen erhalten, zu gefügigen Lämmern zu machen. Und weil die Pfaffen die Zauberer sind, welchen eine solche Umwandlung im Ganzen und Großen jedesmal und unfehlbar gelingt, so hält er sie hoch in Ehren und erzeigt ihnen seine Dankbarkeit auf sehr materielle Weise. Dies hat inzwischen noch einen andern Grund. Der Kommerzienrath ist in jeder Hinsicht ein Lebemann und liebt als solcher die Freuden der Geselligkeit und besonders die der Tafel ungemein. In letzterer Beziehung trifft er mit seinem Schwager, dem frommen Bürgermeister, zusammen, der die Schlemmerei nur heimlich treibt. Kölle dagegen hält sich einen eigenen geschickten Koch; sein Weinkeller ist der berühmteste im Lande. Kein Stand bringt aber geschicktere Lebemänner und Gesellschafter hervor, als der geistliche; kein Mensch versteht mit größerer Raffinerie in Gesellschaft zu genießen, als ein Pfaffe. Der Kommer=

zienrath müßte geradezu auf die feinsten Freuden der Geselligkeit verzichten, wenn die vornehmen Pfaffen unserer Provinz nicht seine intimen Freunde wären. Sie haben sich so zusammengewöhnt und ineinander gelebt, daß sie einander gar nicht mehr entbehren können. Sie verstehen sich aber auch vollkommen und wissen, wie sie mit einander daran sind. — Wahrscheinlich würde ich schon im ersten Jahre meiner Lehrzeit auf und davon gelaufen sein, und Gott weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht in meinem jungen Herzen eine heftige Liebe zu Karolinen, des Kommerzienraths jüngster Tochter, aufgekeimt wäre. Lina war mit mir aufgewachsen, mit mir gefirmt; wir waren uns als Kinder schon gewogen, so daß ich die Verse eines Volksliedes auf mich anwenden konnte:

O wie hüpft' mein Herz vor Freude,
Wenn mich Lina dort empfing
Und, wie man als Kind oft thut,
Zu mir sprach: Ich bin dir gut.

Später wurde sie meine Trösterin. Wir sprachen uns oft heimlich und lasen die ersten Romane zusammen. Aber im dritten Jahre wurde unsere Liebschaft entdeckt, Lina plötzlich aus dem Hause entfernt und in eine vornehme Pensions-Anstalt der Residenz gebracht, ich aber noch härter gehalten als früher. In der That, man gewöhnte sich im Hause daran, d. h. die Glieder der Familie, mit mir gar nicht anders umzugehen, als wie mit einem nichtsnutzigen Subjekt. Dadurch wurde ich aber immer störrischer, und es kam zu einigen Auftritten zwischen dem Kommerzienrath und mir. Der bequeme Lebemann ärgerte sich nicht gern, und ich gestehe, ich sagte ihm einige Mal die bittersten Wahrheiten in der Absicht ihn zu ärgern. Und sie gelang über alle Erwartung. Sein daraus erwachsener

Entschluß, mich ebenfalls aus dem Hause zu schaffen, sollte schnell ausgeführt werden. Ich hatte noch nicht ausgelernt und sollte noch ein Jahr als Lehrling in ein Handlungshaus der Hauptstadt eintreten. Aber ich erklärte mich mit solcher Entschiedenheit dagegen und sprach meinen Abscheu vor meiner zeitherigen Beschäftigung so unverholen aus, daß der fuchswilde fromme Herr Vormund mir doch endlich die Wahl meines Lebensberufes selbst überließ. Mein zweiter Bruder Karl, welcher die Jägerei erlernt hatte, war kurz vorher vom Kommerzienrathe zum Förster auf dem Geiersteiner Hause ernannt worden. Ich war oft bei ihm und fand Geschmack am Jägerleben. Es war meiner Individualität bei weitem mehr angemessen, als das Handelswesen. Meinem Bruder, der sich erst ein Jahr später verheirathete, war es lieb, eins seiner Geschwister bei sich zu haben, und so trat ich denn bei ihm in die Lehre. Es sind nun vier Jahre. Ich faßte die Sache gleich ordentlich an und lief nicht bloß mit der Flinte im Walde umher; ich saß oft bis nach Mitternacht hinter den Büchern. Nicht ohne ein bestimmtes Ziel arbeitete ich mit solcher Kraft und Ausdauer in meinem neuen Beruf; der Gedanke belebte und stärkte mich, mir Linchen zu erarbeiten, sie durch ausgezeichnete Tüchtigkeit von ihrem Vater zu ertrotzen. Denn diesem mir so verächtlichen Menschen gedachte ich kein gutes Wort um das Mädchen zu geben. Er sollte moralisch zur Einwilligung in meine Verbindung mit ihr gezwungen werden. Das war mein Plan."

„Ein sehr mißlicher!" warf der Amerikaner mit einer tadelnden Handbewegung ein. „Er zeugt eben nicht von Ihrer Menschenkenntniß. Sie haben mir zwar noch kein vollständiges Charakterbild des Kommerzienrathes gegeben; aber selbst nach dem Wenigen, was ich über ihn von Ihnen ge-

gehört, ist es mir unbegreiflich, wie Sie einen solchen Plan fassen konnten. Und waren Sie denn mit dem fernen Mädchen noch einverstanden?"

„Freilich war ich das. Ihre Entfernung hatte die Flammen unsrer Liebe nur noch mehr genährt und angeblasen, statt sie zu ersticken, wie des Kommerzienraths Absicht gewesen war. Wir schrieben einander heimlich die zärtlichsten Briefe und schwuren uns in jedem ewige Liebe und Treue. Und was meine mangelhafte Menschenkenntniß anbelangt, so kann ich mich wohl damit entschuldigen, daß Verliebte in der Regel die tollsten und abenteuerlichsten Pläne zur Realisirung ihrer heißen Wünsche schmieden. Uebrigens hat der Kommerzienrath auch seine schwachen Seiten, auf die ich bei meinem Plane gezählt hatte. Wenn ihm nämlich Jemand mit männlicher Charakterstärke, moralischer Kraft und Würde entschieden und energisch entgegentrat, so ließ er sich leicht imponiren und gab klein zu. Ich war dessen einige Male Zeuge gewesen. Durch den unerwarteten Tod meines Bruders, des Försters, hat die Geschichte eine ganz andere Wendung genommen."

„Eine bessere oder schlechtere?"

„Wie man's nimmt. Der Kommerzienrath will mir nämlich sogleich die Försterstelle geben — und sie ist wirklich eine der besten im Lande — wenn ich die Wittwe meines Bruders heirathe. Diese Heirath ist Hauptbedingung, ohne deren Erfüllung die Stelle überhaupt nicht vergeben werden soll. Aber wenn ich nicht will, so werden sich bald genug sehr annehmbare Bewerber melden, und mein Vormund, der Herr Bürgermeister, hat einen Neffen, der auch Jäger ist, der wartet nur darauf, daß ich nein sage, um mit beiden Händen zuzugreifen; denn meine Schwägerin ist jung, hübsch, gebildet, kurz, sie ist eine ganz allerliebste Frau, ferner hat sie nur ein

Kind, und das ist ein prächtiger Junge, und dabei ein nicht unansehnliches Vermögen. Genug ein tüchtiger Waidmann kann sich kein besseres Loos wünschen als diese Forstei mit dieser Frau, und der Forstkandidat Hasse glaubt schon ein tüchtiger Waidmann zu sein."

„Aber zum Henker, Herr, warum greifen Sie denn nicht zu?" rief der Amerikaner lachend. „Aus der Weise und noch mehr aus dem Tone, wie Sie von der Försterin sprechen, geht ja klar hervor, daß Sie in sie verliebt sind; und Ihr Verhältniß mit Linchen ist ja eben doch nur eine Kinderei."

„Das ist es bei Gott nicht!" versicherte der Jäger treuherzig. „Aber selbst wenn es so wäre, ich könnte meine Schwägerin doch nicht heirathen."

„Und warum nicht?"

„Weil sie mich nicht liebt und niemals lieben wird, und ich mag keine Frau ohne Liebe. Auch würde sie meine Hand ausschlagen, so freundlich und wohlgesinnt sie mir sonst ist, und sie wird Jeden ausschlagen, bis der Rechte kommt. Der ist aber kein Jäger: und so können, trotz des Kommerzienraths spekulativem Willen, Forstei und Frau nicht zusammenbleiben."

„Wer ist denn dieser Rechte?"

„Ich kenne ihn selbst nicht. Und was ich mir so aus einzelnen Andeutungen und kleinen Bekenntnissen der schönen Frau zusammengesetzt habe, ist gerade auch nicht viel. — Ich will Ihnen die Sache mittheilen, wie ich sie mir herausbuchstabirt habe, kann aber natürlich keine Garantie dafür übernehmen. — Lenchen oder vielmehr Helene Rascher ist eine Tochter des ehemaligen Schloßkastellans Rascher. Das Schloß und das große dazu gehörige Rittergut gehörte nämlich einer gräflichen Familie von Schönbach. Der letzte Besitzer war sehr in

Schulden gerathen und kam selten hierher. Er hatte das Gut verpachtet und einen Kastellan auf das Schloß gesetzt, der zugleich die übrigen Geschäfte des Grafen hier besorgte. Dieser Mann war auch ein Rheinpreuße und soll zu dem Grafen in eigenthümlichen Verhältnissen gestanden haben. So viel ist gewiß, der alte Rascher ist — er lebt nämlich noch — ein sehr gebildeter, kenntnißreicher Mann. Meine Schwägerin sagt, ihr Vater habe niemals über sein früheres Leben gesprochen; so viel ihr bekannt geworden, sei er Kaufmann gewesen, habe aber sein Vermögen durch den leichtsinnigen verschwenderischen Grafen verloren. Helene, das jüngste von Raschers Kindern, ist auf dem Schlosse geboren; mehrere ihrer ältern Geschwister kamen mit den Eltern hierher. Sie sind auch alle wieder fort, theils in ihr Geburtsland, theils haben sie eine andere Heimath gefunden; nur Lenchen und ihr Vater sind hiergeblieben (die Mutter ist gestorben), und das hat folgende Bewandniß: Als der Graf Schloß und Gut an den Kommerzienrath verkaufte, kaufte er den Kastellan mit ein, d. h. er bedingte demselben seine Freiwohnung und eine jährliche Pension von zweihundert Thalern, nebst noch einigen Emolumenten, als freiem Holz, Benutzung einer Waldwiese für eine Kuh u. s. w.

„Mit der Zeit mochte der Kastellan dem Kommerzienrath lästig, die Pension ihm unbequem werden. Herr Rascher ist eben kein Mann, der zum Gesellschafter des gewissenlosen Schlemmers paßt. Stets streng, ernst, einsilbig, haben ihn Schicksal, Alter und das steigende Elend der armen Leute hier allmählig mürrisch, finster und fast menschenfeindlich gemacht. Dem Kommerzienrath und seinen Freunden war diese alte strenge verwitterte Gestalt im Schlosse allmählig unheimlich; er suchte sich den unleidlichen Greis vom Halse zu schaffen.

Aber das war nicht leicht; denn der kluge und besonnene Rascher hatte sich wohl vorgesehen und die bündigsten Dokumente in der Hand. Der Kommerzienrath kam auf einen Ausweg. Er wußte recht gut, daß dem alten mürrischen Manne der Aufenthalt auf dem geräuschvollen Schlosse kein angenehmer war, und wirklich war er Raschern unerträglich, seit das große Fabrikgebäude hergestellt und eingerichtet war. Der Kommerzienrath kam mit dem Kastellan und mit meinem Bruder überein. Das Resultat war, daß der Alte mit seiner Tochter in das Forsthaus zog; Lenchen wurde nämlich halb beschwatzt und halb gezwungen, die Frau Försterin zu werden. Sie liebte meinen Bruder nicht; sie hatte gar keinen Umgang mit ihm gehabt. Auch würde sie ihn nie und nimmermehr geheirathet haben; denn er war wahrlich keine liebenswürdige Person; aber sie hatte eine unglückliche Liebschaft gehabt, und ihr Vater befahl ihr, daß sie meinen Bruder heirathe. Da gehorchte sie als eine gehorsame Tochter. Sie brachte sich selbst zum Opfer, um ihrem Vater die letzten Lebensjahre zu versüßen. Aber ihre Ehe war eine unglückliche, freudenlose; Helena hat ihren Mann nicht lieben gelernt, und sie konnte es auch nicht. Ihr ferner Geliebter kam ihr nie aus dem Sinn, und sie weinte tagelang. Mein Bruder behandelte sie rau und gemein. Er war eben ein moralisch verdorbener Charakter. Der Bürgermeister und der Kommerzienrath haben ihn so gut auf dem Gewissen, wie meinen Bruder Christian. Er war ganz ihre Kreatur geworden. Dafür stand er aber auch sehr gut bei ihnen angeschrieben, und sie lobten ihn eben so stark, wie sie mich tadelten. Nichs desto weniger war er mit sich selbst zerfallen, trank über den Durst, betrug sich dann brutal und unmenschlich gegen die armen Leute, die er beim Holz= oder Streulesen im Revier traf,

mißhandelte zu Hause seine unglückliche Frau und war überhaupt keines Menschen Freund. Natürlich auch nicht der meinige. Und doch ließ er sich von mir die Wahrheit sagen. Ich nahm stets die Partie seiner Frau; darüber kam es einige Male zu heftigen Auftritten zwischen uns, die er aber jedesmal bereuete, wenn er ausgeschlafen hatte. Vorigen Winter wurde er todt im Reviere gefunden. Wie er um's Leben gekommen ist, wissen wir nicht."

„Was soll denn nun aber aus der Forstei werden, wenn Ihre Schwägerin keinem Jäger ihre Hand geben will und doch sammt ihrem Vater mit dem Lebensunterhalte an die Einkünfte der Stelle gewiesen ist?"

„Das weiß ich freilich nicht. Aber ich wollte, ihr Geliebter käme bald und heirathete sie frisch weg; dann müßte sich Alles rasch entscheiden. Das Unbestimmte, Ungewisse ist mir am meisten zuwider."

„Ist denn zu solcher Entscheidung, wie Sie sie wünschen, Hoffnung und Aussicht vorhander?"

„Ich vermuthe es; gewiß weiß ich es freilich nicht. Was man hofft, glaubt man gern."

„Wer ist denn aber dieser Geliebte Ihrer Schwägerin? und was hat es mit ihm für eine Bewandniß?"

„Auf diese Fragen kann ich eben nicht mit Gewißheit antworten. Meine Schwägerin, so wohlwollend und freundlich dieselbe sie mir sonst auch gesinnt ist, hat mich doch nicht zum Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse gemacht. Im Gegentheil, sie ist in dieser Beziehung gar sehr zurückhaltend gegen mich wie gegen jede andere Person. Sie hat einen wunderbar festen Charakter, wie selten ein Weib. — Was ich so aufgeschnappt und meist vom Alten, wenn er einmal eine gute Stunde hatte, herausgefragt — ich habe

nämlich einen Stein bei ihm im Brette, weil ich mit den vornehmen Schurken hier, die er wie Spinnen haßt, immer in Haaren liege —, was ich allmählig so zusammengestoppelt habe, ist: Helena hat eine Schwester in Köln an einen Beamten verheirathet, und bei dieser hat sie vor fünf Jahren einen Sommer zu Besuch zugebracht. Während dieser Zeit hat sie nicht nur ihre andern am Rhein lebenden Geschwister besucht, sondern auch das gräfliche Haus, dessen Diener ihr Vater war. Hier oder dort nun hat sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes, wahrscheinlich Technikers, gemacht und sich nach kurzem Umgang mit ihm verlobt. Wie er heißt und was eigentlich sein Beruf war, weiß ich nicht, ja nicht einmal seinen Stand habe ich in Erfahrung bringen können. Manchmal hat mich sogar bedünken wollen, da über dieser Geschichte ein so mystisches Dunkel liegt, er könne sogar ein Sprosse des gräflichen Hauses selbst oder doch mit ihm verwandt gewesen sein. Genug, der junge Mann hat seine Verhältnisse, seine Aussichten, seine Ansprüche und Hoffnungen aufgeben und flüchten müssen, weil er in die politischen Wirren der Zeit verwickelt, stark gravirt und von Paris aus der Regierung als ein politischer Verbrecher bezeichnet war. Wohin er geflüchtet, was aus ihm geworden — das Alles weiß ich nicht. Helene hat damals viel geweint, und sie muß alle Hoffnung auf den Besitz des Geliebten aufgegeben haben, sonst wäre sie gewiß nicht meines Bruders Frau geworden. Während der Ehe muß sie aber wieder Nachrichten von ihrem Geliebten erhalten haben; denn sie äußerte einmal zu mir, wenn ihr Mann fortfahre, sie zu peinigen, so werde sie einmal plötzlich verschwunden sein und Niemand erfahren, wohin sie gegangen; sie habe eine Zuflucht, wo ihrer das glücklichste Loos warte. Die letztern Worte waren bezeichnend für mich. Und wenige Tage

nach dem Tode meines Bruders Karl schrieb sie einen langen Brief an ihren Schwager in Köln. In diesen Brief legte sie einen andern auf grünes Seidenpapier mit Goldschnitt geschriebenen. Da hatte ich gleich meine Gedanken darüber, und ich will heute noch wetten, der hoffnungsgrüne Brief war an den Geliebten. Auch sagte sie vor einigen Wochen einmal zu mir: sie müsse über die Verfügung des Kommerzienraths über ihre Person lachen. Sie habe sich einmal verschachern lassen, das zweite Mal wolle sie sich selbst verschenken, und der Abnehmer werde schon kommen. Aus diesen ihren Worten und aus ihrem heitern Wesen schließe ich, daß sie gute Nachrichten von ihrem Geliebten hat und ihn wahrscheinlich in der Kürze selbst erwartet. Wir werden sehen. — Nun ich denke, ich habe Sie nun mit meiner Person, meiner Umgebung, meinen Verhältnissen und Schicksalen ziemlich vertraut gemacht."

„Und doch haben Sie mir noch nicht gesagt, wie Sie jetzt mit Linchen, Ihrer Geliebten, stehen. Ist sie noch in der Pensionsanstalt?"

„Sie ist seit letzter Weihnachten in's Vaterhaus zurückgekehrt. Unsere Liebe hat keine Aenderung erlitten; aber wir haben uns nur sehr selten und sehr heimlich sehen können, weil jeder ihrer Schritte bewacht wird."

„Es wundert mich, daß Ihnen von der andern Seite keine Gefahr droht. Ich meine nämlich, eine so junge und sicherlich schöne Dame, Tochter eines so reichen, angesehenen und gastfreundlichen Hauses, hat doch gewiß zahlreiche Anbeter und Bewerber, zumal wenn sie Jahrelang in der Hauptstadt gelebt hat."

„Es hat schon einige Male geheißen, Lina sei mit dem oder jenem verlobt, aber das Gerücht hat sich jedes Mal als unwahr erwiesen. Ich darf auf meines Linchens Treue bauen.

Wenn Alle mich verdammen, schelten, verketzern, verlästern: Karoline steht treu und fest zu mir."

„Ich wünsche Ihnen Glück zu solch' einer Geliebten. In Ihren peinlichen Verhältnissen ist sie Ihnen ein unschätzbares Gut. — Doch, mein Freund — ich nenne Sie nicht leichtsinnig Freund; Sie sind mir durch Ihre offene Erzählung und die Darlegung Ihres Charakters lieb geworden; ich bitte um Ihre Freundschaft und werde Ihnen beweisen, daß ich derselben nicht unwürdig bin; vielleicht ist es mir sogar vergönnt irgend einen günstigen Einfluß auf Ihr künftiges Schicksal auszuüben. Und deshalb wollte ich Ihnen bemerken, daß durch Ihre lebhafte Erzählung die Lust in mir erwacht ist, die noch lebenden Personen, die Sie mir geschildert, persönlich kennen zu lernen."

„Dieser Wunsch kann leicht befriedigt werden. Sie heute noch in's Forsthaus zu führen, war bereits meine Absicht, da lernen Sie Schwägerin und Schwiegervater kennen. Ich habe beiden gestern Abend noch von Ihnen erzählt und ihnen versprechen müssen, den Amerikaner heute mitzubringen, die Bekanntschaft der Uebrigen machen Sie auf der Jakobshütte, wohin sie morgen Nachmittag bei gutem Wetter alle kommen. Dann machen Sie den Herren einen Besuch, und — das Geschäft ist eingeleitet."

„Und ich denke ein gutes Geschäft zu machen." — Immer herzlicher und vertraulicher plaudernd gingen die beiden jungen Männer über die Berghöhen weiter durch den jungen frischen Wald und stiegen dann bergab durch die engen grünen Thäler dem Forsthause zu.

Seit acht Tagen wohnte Schilling im Geiersteiner Forsthause; Franz hatte ihn so lange bestürmt, bis er das schöne Gastzimmer des Hauses an- und eingenommen hatte. Franz hatte nicht zuviel gesagt. Der alte Rascher hatte gewünscht, den eben so unterrichteten als unterhaltenden Fremden, an welchem er großes Wohlgefallen gefunden, in seiner nächsten Nähe zu haben, und die Frau Försterin, die junge Wittwe, hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß er in's Haus ziehe. Der kleine Knabe der Försterin, der zweijährige Rudolf, nahm aber den neuen Hausgenossen förmlich in Beschlag und gönnte ihn keinem andern Menschen. So innig und herzlich hatte sich das schöne liebenswürdige Kind noch an Niemanden angeschlossen; Schilling schien in einem seelischen Rapport mit ihm zu stehen; der Knabe folgte ihm auf den Wink und behielt merkwürdiger Weise jedes Wort, was jener ihm sagte. Franzen erging es eigentlich nicht anders, als seinem kleinen Neffen, und fast fehlte nicht viel, er hätte sich den Eindrücken, die er von Schillingen empfing, mit derselben unbewußten Naivität hingegeben, wie das Kind. Der arme Jüngling, vom ersten Erwachen seines Selbstbewußtseins in der tiefsten Seele beleidigt und verletzt, war bis vor wenigen Tagen von Allen, zu welchen er nach Bildung und Stand gehörte, zurückgestoßen und mit Kälte und Gleichgültigkeit behandelt worden; jetzt hatte er plötzlich gefunden, wonach seine Seele das stärkste Bedürfniß gefühlt, den Freund, dem er sich mittheilen konnte, von dem er verstanden und moralisch gehoben wurde. Zuweilen erschrak er gleichsam vor freudiger Ueberraschung, wenn Schilling mit einfachen, klaren und doch warmen und schwunghaften Worten eine Lebensansicht aussprach, die er selbst, Franz, wenn auch nicht mit dieser Klarheit gehabt, die er aber nie gewagt

hatte auszusprechen, ja deren Andeutung oft schon von den vornehmen Leuten in seiner Nähe mit Hohn und Bitterkeit zurückgewiesen worden war. Nun öffneten sich aber auch alle Pforten seines Herzens, die zeither so fest verschlossen waren, zum ersten Mal und ließen die entbehrte seelische Nahrung einströmen. Franz schwelgte in diesen Genüssen. Noch war die erste Woche nicht vorüber, als beide junge Männer die innigsten Freunde waren. Nun begab sich aber mancherlei Seltsames und diesem Einverständniß Widersprechendes. Schilling hatte die persönliche Bekanntschaft des Kommerzienraths und des Bürgermeisters gemacht, war auch einmal auf kurzem Convenienzbesuch auf dem Schlosse Gotthardszell gewesen, wo er die ganze Familie gesehen und mit Linchen freundliche Worte gewechselt hatte. Schilling war natürlich der Gegenstand der täglichen und stündlichen Unterhaltung der Honoratioren in Münchenhausen und Abtsrode, und man zerbrach sich die Köpfe, was er wohl für einen Zweck habe, sich hier aufzuhalten. Bald verbreitete sich das Gerücht, der Amerikaner sei ungeheuer reich und beabsichtige, eine Anzahl der geschicktesten Weber zur Uebersiedelung nach der neuen Welt anzuwerben, bald wurde gesagt, er suche Kolonisten für große Länderstrecken, die sein eigen seien. Die dienenden Leute im Forsthause flüsterten Andern mit geheimnißvollen Geberden zu, der Amerikaner thue ganz schlicht, aber er müsse steinreich sein, er habe für viele tausend Thaler Tresorscheine über den Tisch gezählt, und Franz ließ sich auf der Jakobshütte vernehmen, „wenn der nur wolle, könne er dem Kommerzienrathe gleich den Garaus machen.“

Gewöhnlich saß die Familie des Forsthauses Vormittags im Garten, der sich dem Hause gegenüber am Berghang hinaufzog, unter schattigen Bäumen, der alte Rascher im Lehn-

stuhl, Schilling ihm zur Seite, Rudolf auf den Knieen, und bald mit diesem, bald mit jenem plaudernd, Frau Helene auf der andern Seite des Tisches sitzend mit einer häuslichen Arbeit, meist für die Küche bestimmt, beschäftigt, und Franz ab- und zugehend oder lebhaft am Gespräch theilnehmend. Der Nachmittag war von den beiden jungen Männern zu Ausflügen in Wald und Berg oder in benachbarte Ortschaften bestimmt.

So saßen sie wieder beisammen, als sie zwei Männer von der Straße nach dem Garten zu einbiegen sahen, in welchen bald der Bürgermeister Baß und sein Neffe, der Forstkandidat Hasse, erkannt wurden. Der Erstere ein schmächtiger Mann von mittler Größe, sehr sorgfältig, obwohl nicht ganz modern, in feines schwarzes Tuch gekleidet, sauber gebürstet von Kopf bis zu Fuß, das spärliche, stark mit Grau gemischte dunkle Haar glatt über Stirn und Schläfe gekämmt, das ganze faltige Gesicht sehr glatt rasirt. Den verhältnißmäßig langen Kopf trug er etwas nach der Brust, die schwarzen unter sehr starken Brauen hervorlugenden Augen hatten etwas Lauerndes im Blick. Eine große lange Sattelnase und ein kleiner eng zusammen gepreßter Mund bildeten das Gesicht. Er ging langsam, trat leise auf und verneigte sich oft, aber etwas linkisch, gegen die Gesellschaft. — Der Neffe dagegen war ein stämmiger Bursche mit einem hochrothen, vollen, nichts sagenden Gesicht, schmutzblonden geraden Haaren und hatte Ansehen, Haltung und Manieren eines Dutzend- oder Schock-Engländers. — Die Försterin wechselte einen Blick voll Schelmerei mit Schillingen und deutete mit den Augen lächelnd auf den in dummstolzer Selbstgefälligkeit mit Hahnenschritt daher kommenden Pseudo-Johnbull.

„Bitte sehr um gütige Entschuldigung, wenn ich störe,“

begann der Bürgermeister, „komme aber wirklich nicht in eigenen Angelegenheiten, sondern als Gesandter meines Herrn Schwagers, des Kommerzienrathes, an Herrn Schilling.“ — Damit machte er einen unbeholfenen Bückling gegen den Amerikaner, welchen dieser kurz und schweigend, aber mit gratiösem Anstand erwiederte.

„Der Herr Kommerzienrath läßt Sie durch mich um die Ehre ersuchen, morgen Mittag der Gast seines Hauses zu sein, und er hat mich ganz besonders ausersehen, Ihnen die Einladung zu überbringen; denn durch einen Ihnen zugeschickten Diener glaubte er nicht der Hochachtung, die er für Sie hegt, entsprechen zu können.“

„Ich bin Ihnen für die Mühe und dem Herrn Kommerzienrath für die Meinung, die er von mir hegt, sehr verbunden, doch macht mich die Ehre verlegen, welche die beiden Herrn mir anthun, da ich sie in keinerlei Weise verdient habe.“

„Der Herr Kommerzienrath ehrt in Ihnen einen sehr unterrichteten Kaufmann; er versichert, noch nie habe er so treffliche Aufschlüsse über amerikanische Industrie und Handel erhalten, als aus Ihrem Munde; mich selbst hat lange nichts so erfreut, als Ihr umständlicher Bericht über das kirchliche Leben und die hohe Religiösität in den großen Städten der Vereinigten Staaten. Wer so tief eingedrungen ist in das Kirchenwesen, der muß sich selbst eines frommen, kirchlichen Sinnes erfreuen. Ja, mein Herr, Ihr ganzes Wesen zeigt an, daß Sie Religion haben, und es thut unser Einem sehr wohl in unsern Tagen der Gottlosigkeit unter den jungen Leuten, die — Gott sei's geklagt! — meist keinen Funken Religion mehr besitzen, ein solches Juwel von Herzen zu finden, zumal es so weit zu uns hergekommen ist.“

Diese Rede wurde mit leiser, dann und wann hustelnder Stimme, langsam und stockend gesprochen, von einem süßlichen Lächeln begleitet und zuletzt mit einem hämischen Seitenblick auf Franzen ausgestattet.

„Meine Bescheidenheit gestattet mir nicht, Ihnen ganz Recht, meine Wahrheitsliebe nicht, Ihnen ganz Unrecht zu geben, verehrter Herr Bürgermeister; wenigstens rechtfertigt mein gottergebener Sinn Ihre vorgefaßte gute Meinung von mir einigermaßen."

„O, in dieser Beziehung trügt mich mein Scharfblick oder, um es richtiger zu bezeichnen, mein ahnungsvolles Gefühl nicht! Ich habe deshalb auch meinen Neffen, einen tüchtigen, ebenfalls religiös gesinnten jungen Mann vermocht, mich hierher zu begleiten und sich um Ihre Freundschaft zu bewerben. „Just," wandte er sich zu dem rothbäckigen Strohkopf, der der Försterin eben einige Trivialitäten vorstotterte, „Herr Schilling wird sich nicht abgeneigt zeigen, Deine Begleitung auf seinen Gebirgswanderungen anzunehmen."

„Sehr gütig!" brachte der grüne Tölpel vor. „Werde Sie morgen zur Tafel auf's Schloß abholen."

„Eine sehr angenehme Bergwänderung," bemerkte die Försterin zu Herrn Just Hasse gewandt. „Ich glaube dieses Revier begehen Sie sehr fleißig."

„Ich möchte das Ihrige eben so fleißig begehen," stammelte der Jägerbursche und glaubte der hübschen Frau wunder was Schmeichelhaftes gesagt zu haben, ja selbst als er für seine Dummheit verdientermaßen von allen Anwesenden außer seinem Oheim, der verlegen den Hut mit der Hand bürstete, ausgelacht wurde, hielt er dieses Lachen für Beifallsspende, lachte aus vollem Halse mit und fügte dann hinzu: „Wir beide wollen zusammen ein Revier begehen. Sie locken und

ich schieße. Hehe! Und was wir zusammen erlegt, das verzehren wir auch zusammen. Hussa! Wär' das ein Leben! Was meinen Sie dazu, Frau Försterin?"

„Die Sache läßt sich hören," entgegnete die muntere Helene; „es müßte sich artig für mich machen, so eine Art Lockvogel zu werden, eine Frau Gimpel."

Wieder allgemeines Lachen; Herr Gimpel ist der wiehernde Hauptlacher. Endlich empfahlen sich die beiden Herren, und Helene rief munter: „Da hat denn die Forstei den ersten Heirathsantrag erhalten, und welch' einen poetischen! Herr Schilling, thun Sie mir die Gefälligkeit, diesem braven Jungen morgen die schönsten Hoffnungen auf die Försterstelle zu machen."

Der Amerikaner versprach ihre Wünsche zu erfüllen, da man ja nicht verkennen könne, wie ihr bis heute trauerndes Wittwenherz plötzlich roth ausgeschlagen sei zum Beweis, daß es Feuer gefangen für den blonden Jäger. — Unter harmlosen Scherzen verstrich den heitern Menschen der Morgen.

Am folgenden Morgen fuhr eine prächtige Equipage des Kommerzienraths vor dem Forsthause vor, und heraus sprang Herr Justus Hasse in grüner silbergestickter Jägeruniform mit Wehrgehänge und Federhut, strahlend von Hoffnung und Zuversicht, um versprochenermaßen den Amerikaner abzuholen, eigentlich aber, um in pontificalibus einen neuen Sturm auf das Herz der schönen Wittwe zu unternehmen. Helene war darauf vorbereitet, und so diente der galante Bewerber um Brot und Frau den Hausbewohnern wieder eine Stunde lang zur köstlichen Belustigung. Schilling hatte mit Franzen noch eine kurze heimliche Unterredung, eh' er in Gesellschaft des Blonden nach dem Schlosse fuhr.

Der Kommerzienrath kam seinem amerikanischen Gaste schon an der Treppe entgegen, eine Auszeichnung, der sich nur die vornehmsten Männer von ihm zu erfreuen hatten. Ein stattlicher, man könnte sagen schöner Mann, von mittler Größe mit regelmäßiger, fast angenehmer Gesichtsbildung, deren Züge die ersten funfziger Jahre als Lebensalter verkündeten, starke Neigung zur Beleibtheit, blondes krausgelocktes Haar mit grauem Schimmer, das Gesicht glänzend von jenem fetten Schein, welchen die durch keine Sorge oder Gemüthsunruhe beeinträchtigten täglich dreimal genossenen Tafelfreuden, ein reichlicher gesunder Schlaf und angenehme Zerstreuung in befreundeter Gesellschaft gewähren. Er hatte ganz das Ansehen, Auftreten, die Manieren und die nachlässige Gewandtheit eines Mannes von Welt, und man sah, daß sein raffinirter Egoismus fein geschliffen und polirt und mit allerlei farbigen Arabesken im modernen Rococogeschmack überzuckert war. — Mit wohleinstudirter ostensibler Bonhomie, der eine leichtfertige Färbung gegeben war, empfing er Schillingen. „Sie verstehen es trotz einem Pariser Lion, sich den Damen interessant zu machen, indem Sie ihre Neugierde bis zum höchsten Punkt spannen. Ist nicht ein Amerikaner schon an sich eine höchst interessante und nicht allein für junge Damen wichtige Person? Müssen Sie uns auch noch eine volle Stunde warten lassen! Ich habe in dieser Stunde mein Erzählertalent zu bewundern zum ersten Mal Gelegenheit gehabt. Diese Entdeckung an mir verdanke ich Ihnen. Denn mit der pointilleusen Genauigkeit Sir Walter Scotts hab' ich meinen Gästen in Ermangelung Ihrer Person ein Bild von Ihnen zu entwerfen gewußt, das Ihnen und mir keine Schande macht, und Alles erzählt, was ich von Ihnen weiß. Ich staune selbst über meine Ge-

schicklichkeit, da ich doch in der That nichts von Ihnen weiß."

„Aus Dankbarkeit muß ich denn schon die Lücken ausfüllen und Alles sagen, was ich von mir weiß."

„Ich glaube, Sie legen es darauf an, die Herzen aller unsrer Damen zu erobern."

Eine glänzende Gesellschaft war versammelt, die **haute-volée** der ganzen Gegend. Schilling ließ sich zuerst der Hausfrau und den übrigen Gliedern der Familie, dann den beiden Töchtern des Bürgermeisters, Martha und Maria, endlich den übrigen Gästen vorstellen. Er sagte Linchen, daß er sie von allen anwesenden Damen allein für eine Amerikanerin gehalten haben würde; sie habe den eigentlichen amerikanischen Pli. Linchen antwortete verlegen etwas, was Niemand verstand. Sie war roth geworden und fühlte sich geschmeichelt. Bald bemerkten die beiden Bürgermeisters-Töchter, die mit Argusaugen Alles belauerten, daß Schilling das Wort mehr an Linchen, als an irgend eine andere Dame richtete, daß er sie auszeichnete. Noch mehr fiel es auf, daß sie bei Tafel seine Nachbarin war. Und doch war Fräulein Karoline Kölle nichts weiter als ein wohlgewachsenes hübsches Mädchen mit gesundem, natürlichem Verstand, mit jener modernen Schablonenbildung, wie sie die geistigen Modellir-Anstalten unserer Zeit austheilen. Sie hatte nur mehr Politur als die guten Schwestern Martha und Maria. Schilling entlockte ihr mit Geschick manche unüberlegte und naive Rede, und als die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel in den Park hinabging, um dort den Kaffee zu nehmen und sich verschiedenen Belustigungen, als Kegelschieben, Armbrustschießen, Schaukeln, Karoussel 2c. hinzugeben, wich er nicht von ihrer Seite und sprach von Poesie, Religion, Beruf des Weibes.

Er zwang sie moralisch auf diese Gegenstände einzugehen; und so stand denn nach einigen Stunden sein Urtheil über sie fest. Nun machte er ihr absichtlich den Hof, was ihr besonders Vergnügen zu gewähren schien. Auch der Kommerzienrath war in der heitersten Laune. „Ich liebe die altenglische Sitte, das Tischtuch nach der Tafel wegzunehmen," sagte er vertraulich zu Schillingen, „und den Damen damit das Zeichen zu geben, daß sie abkommen können, aber ich kann sie nicht einführen. Alle Damen unsrer Gesellschaft würden Front gegen mich machen. Deshalb habe ich den Pavillon dort bestimmt, der Mannestugend und Würde gerecht zu werden und ein Genüge zu thun. Allmählig finden sich die Herren dort zusammen. In einer Stunde ist das Buffet offen, und ich darf die stolze Hoffnung hegen, daß Sie der Weinkarte Ihren Beifall nicht versagen werden."

Schilling versprach sich einzufinden, und der Kommerzienrath nannte ihn dafür den liebenswürdigsten Bruder Jonathan. Die anwesenden Dombechanten und Pfarrer waren die Ersten, welche nach dem Pavillon wallfahrteten. Der Dechant von Abtsroda, ein prächtiges Exemplar jener deutschen Tugendhelden, welche der Kommerzienrath meinte, attachirte sich an Schillingen, nannte ihn seinen „lieben Nachbar," faßte ihn unter dem Arm und entführte ihn nach dem Pavillon. Unterwegs fragte er vertraulich: „Das Mädel, die Lina, gefällt Ihnen? Was?"

„Fräulein Karolina ist sehr liebenswürdig."

„Ihr habt einen guten Geschmack, Amerikaner, und mit dem nervo rerum werdet Ihr eben so gut gesegnet sein; wahrscheinlich in Hülle und Fülle. Ihr seid Mordskerle, ihr Amerikaner. So ein deutsches Fürstchen ist ein Lump gegen euch. Ich möchte der Kuriosität wegen wohl

wissen, wie hoch sich Eure Jahresrenten beliefen, lieber Nachbar."

„Sie sind sehr im Irrthum, wenn Sie glauben, ich nehme jährlich so viel ein, wie ein kleiner Fürst."

„Nun wie viel ungefähr?"

„Mein Geschäft wirft nicht mehr als dreißigtausend Dollars jährlich ab, doch gedenke ich's nach meiner Rückkehr in größeren Schwung zu bringen."

„Ein artiges Sümmchen!" schmunzelte der Dechant.

Im Pavillon funkelten die köstlichsten Weine in geschliffenen Gläsern. Es wurde „tugendhaft" gezecht. Der Abtsröder Dechant flüsterte lange mit dem Bürgermeister Baß, und dieser führte dann den Kommerzienrath hinaus in die schattigen Gänge. Das Alles entging dem scharfen Auge des Amerikaners nicht.

Die fleißigen Herren waren bald in einer seligen Stimmung, die allmählig zu jenem erhöhten Zustande führte, wo man sich nicht mehr genirt. Da sie nun schon längst gewohnt waren, sich vor einander nicht mehr zu geniren, so thaten sie es auch vor Schillingen nicht, der sich so klug benahm und auf alle Einfälle ihrer barocken Launen einging. Am köstlichsten machte sich der Bürgermeister, der selbst in der Weinseligkeit und unter sehr unfrommen Aeußerungen doch die fromme Haltung, den hängenden Kopf und die demüthigen Mienen behielt.

„Ihr solltet Einer der Unsrigen werden, Freundchen!"

wisperte er mit schwerer Zunge Schillingen zu. „Linchen, dächt' ich, wäre im Stande Sie zu fesseln. Sie sind ein Mann, der Religion hat, und sie ist ein frommes, gottesfürchtiges Kind. Ich sage Ihnen, sie steht bei der Muttergottes besonders gut angeschrieben."

„Wirklich? Aber woher können Sie das wissen?"

„Erstlich weil sie alle Tage schöner und klüger wird, das ist der Segen der Himmelskönigin; sodann aber auch aus besonderen gnädigen Mittheilungen meiner himmlischen Patronin."

„Stehen Sie in direkter Verbindung mit ihr?"

„Die meisten Sodalen der heil. Brüderschaft vom Herzen der heil. Jungfrau erfreuen sich dieser Gunst. Vielen offenbart sie sich im Traume, Manchen am hellen Tage zu jeder beliebigen Zeit. In diese Sodalität müssen Sie eintreten, junger Freund. Sie gewährt auf Erden schon den Vorschmack des Himmels. Und Linchen —"

„Sie errathen wirklich meine geheimsten Wünsche, werthester Freund. Glauben Sie wohl, daß der Kommerzienrath mir, dem Fremdling —!"

„Ach, dafür lassen Sie mich sorgen. Wenn Sie wirklich der Mann sind, für den Sie sich ausgeben —"

„Ich habe mich für gar nichts ausgegeben, als einen schlichten Kaufmann. Das kann ich durch meine Papiere beweisen."

„Ich meine, daß Sie ein Mann sind, der Mosen und die Propheten hat."

„Ha ich verstehe! Das ist billig. Die Umstände rechtfertigen solche Vorsicht. Ich kann sie nur loben. Einstweilen kann ich durch meine Kreditbriefe an einige der reichsten Banquierhäuser schon beweisen, daß ich kein Lump bin;

dann würde ich Zeugnisse von meiner Regierung beibringen über meine Vermögensumstände. Bis dahin müßte die Verbindung beanstandet werden."

„Sie sind ein charmanter Mensch! Wir müssen ein Glas auf unsere baldige Verwandtschaft trinken. Aber im Forsthause dürfen Sie nicht wohnen bleiben. Das schickt sich nicht für Sie. — Die junge hübsche Wittwe — ach bah! Wir kennen das; sind auch jung gewesen, hahaha! Wissen Sie was, Freundchen! Eine Liebe ist der anderen werth. Ich mache den Freiersmann für Sie bei Linchen, und Sie machen ihn für meinen Neffen Just bei der Försterin. Was sagen Sie dazu?"

„Topp!" rief der Amerikaner vergnügt und schlug in die dargebotene Hand ein. —

Eine halbe Stunde später gesellte sich der Kommerzienrath zu Schillingen und führte ihn in einen abgelegenen Gang des Parks.

„Mein lieber junger Freund, ich muß Ihnen rathen," sagte er mit Kordialität.

„Und was? Von Niemandem nehm' ich lieber Rath an als von Ihnen."

„Sie müssen zu mir auf's Schloß ziehen. Ich überlaß Ihnen einige Zimmer ganz nach Ihrer Wahl. Ich kann Sie nicht länger in diesem Forsthause lassen. Der alte Rascher ist ein finsterer Narr mit hirnverrückten Ansichten, die Försterin ist ein liebes Gänschen und der Franz ein toller ungehobelter Bursche, ein Bruder Naseweis, der bei jeder passenden Gelegenheit, wo er sich mausig macht, auf sein vorlautes Maul geschlagen werden muß."

„Sie mögen Recht haben. Ich habe schon ähnliches gedacht."

„Das freut mich. Sie sind ein Mann von den besten

Einsichten. Der Umgang mit dem zudringlichen Menschen muß Ihnen lästig werden. Ich sage Ihnen, er ist ein unausstehlicher Bursche."

„Ich habe das auch gemerkt. Der Zufall hat mich zu ihm geführt; ich bin durch nichts an ihn gebunden. Ihr gütiges Anerbieten kommt mir um so gelegener, als ich Ihnen den Plan zu einer großartigen Spekulation vorlegen will, zu deren Theilnehmer ich Sie gewinnen möchte, da zu ihrer Ausführung genaue Kenntniß der hiesigen Verhältnisse nöthig ist."

„Ganz gut. Wie viel Fonds gedenken Sie anzulegen?"

„Versuchsweise funfzigtausend Dollars. Prosperirt die Sache, steigern wir."

„Wollen Sie sich heute die Zimmer wählen? Wann darf ich Sie erwarten?"

„Ich will morgen früh auf das Schloß ziehen."

„Abgemacht. Wir trinken noch ein Glas **Oeil de perdrix.**" —

Die sonnigste Heiterkeit theilte sich der ganzen Gesellschaft mit. Linchens Augen strahlten. Martha und Maria gifteten.

Es war schon dämmerig am Abend des folgenden Tages, als Franz auf verwachsenen Waldpfaden rasch der Grabkapelle auf dem Calvarienberge zuschritt. Im Lindenhain vor der Kapelle angekommen, hing er Flinte und Tasche an einen Baum und warf sich selbst darunter auf den Boden, das Haupt an den Stamm anlehnend. Er sah trüb, fast schwermüthig aus. In tiefe Gedanken versunken, starrte er hinab in das Thal und auf das Dorf, bis sie von der Nacht

überschleiert wurden. Es war schauerlich einsam auf dem Berge unter den starren Steinbildern, die unheimlich durch die Nacht schimmerten. Der mißmuthige Jäger legte zuweilen das Ohr auf den Boden und horchte, und wenn er sich wieder aufrichtete, glitt ein Wort, das wie ein Fluch klang, über seine Lippen. Aber plötzlich sprang er auf und eilte mit flüchtigen Schritten zur Seite. Dort kam ihm bald eine schlanke weibliche Gestalt entgegen, die er mit leidenschaftlichem Ungestüm umarmte und küßte. Es war Linchen.

„Schon war ich an Deinem Kommen verzweifelt," sagte er mit bewegter Stimme, „um so glücklicher macht es mich." —

„Du hast mir ja in Deinem Briefe schwer gedroht, wenn ich nicht käme," versetzte das Mädchen befangen.

„Ich will hoffen, Du bist nicht aus Furcht vor meinen albernen Drohungen gekommen. Lina, sage mir aufrichtig, hat Dich Dein Herz hergeführt?"

„Du bist so aufgeregt, Franz. Deine Stimme zittert. Und was das wieder für eine sonderbare Frage ist! Was soll mich denn sonst hergeführt haben, als mein Herz? Aber was drohst Du mir denn? Das ist ja entsetzlich! Kann denn ein wahrhaft liebender Jüngling der Geliebten, dem schwachen Mädchen, drohen?"

„Ach vergib, vergib, süßes Leben! Wenn ich Dich nicht so glühend liebte, würde ich nicht zu solchen verzweifelten Mitteln greifen. Sieh, ich bin ein Wahnsinniger, aber die Liebe ist's, die mir den Verstand geraubt hat. Die Furcht, Dich zu verlieren, hat mir die Feder geführt. Der Amerikaner ist heute auf's Schloß gezogen. Martha und Maria haben mir erzählt, er habe Dir gestern mit bestem Erfolg den Hof gemacht. Du habest seine Huldigung mit Wohl-

gefallen angenommen. Lina, ist das möglich nach Deinen feierlichen Schwüren von Liebe und Treue!“

„Herr Schilling war artig gegen mich; ich kann doch dafür gegen ihn nicht unartig sein! Was sollte der feingebildete Mann von meiner Bildung denken? Und Du kennst ja die beiden lieben Schwestern, die neidischen Giftbälge. Ich bitte Dich, plage mich nicht mit eifersüchtigen Grillen. Das ist ja lächerlich!“

Diese Worte wurden in einem gereizten und herzlosen Tone gesprochen, der den Jäger verletzte. Aber er nahm sich zusammen und ließ sich nichts merken.“

„Freilich,“ versetzte er scheinbar ruhig. „Herr Schilling ist ein sehr fein gebildeter, er ist auch ein schöner, und er ist auch ein steinreicher Mann, wie's hier zu Lande wohl schwerlich Einen gibt. Gegen einen solchen Mann muß die Tochter des Kommerzienraths Kölle schon etwas mehr als artig sein.“

„Ach, stichle nicht! Das ist unausstehlich. Du weißt, daß mir solche Stachelreden sehr unangenehm sind. Wie kannst Du nur sagen, daß Du mich liebst, da Du mich doch immer kränkst und beleidigest!“

Ein schwerer Seufzer rang sich aus Franzens Brust los. Plötzlich ergriff er sie bei der Hand und deutete mit der anderen hinab nach dem Garten Gethsemane, über den der eben aufgegangene Vollmond seinen geisterhaften Schimmer breitete, während sie selbst im Schatten des Hains saßen.

„Karoline,“ sprach er feierlich und tief bewegt, „sieh dort das Bild des Erlösers und gedenke des Moments seiner Leiden, welcher dort dargestellt ist. Die Evangelisten erzählen uns, daß der göttliche Herr trauerte und zagte und zu seinem Vater betete: ist es möglich, so gehe dieser Kelch

von mir. Und zu seinen Jüngern sprach er: meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Und während er so betete und sprach, wurde er verrathen. Sieh, Karoline, die Liebe, die wahre, ächte, gottbegeisterte Liebe ist auch ein Heiligthum, ein Gottesdienst, eine Menschheiterlösung. Sie ist ein unaussprechlich Großes; die Erde hat fast nichts ihr Gleiches. Meine Liebe zu Dir ist eine solche Liebe. Aber auch meine Seele, voll von dieser heiligen Liebe, ist betrübt bis in den Tod; auch ich bin verzagt und bete: ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir. Ich fürchte auch, ich bin verrathen, verrathen von — Dir; ich fürchte, Du hast Deine Schwüre gebrochen.“ Seine Stimme wankte; er brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Ach Gott!“ seufzte das Mädchen. „Was bist Du doch wieder einmal für ein wunderlicher, seltsamer Mensch, Franz! Es wird mir ja ganz angst und bange. Was hast Du denn nur vor? Ich begreife und verstehe Dich nicht. — Wenn es Gottes Wille nicht ist, daß wir uns kriegen sollen, so hilft Dir alles Reden und Toben nichts; Du kriegst mich doch nicht, und machst Deine Sache durch solche Ungeberdigkeit nur noch schlimmer. Du thuest viel besser, Dich in Gottes Willen geduldig zu fügen.“

„Der feste, treue Wille des Menschen ist auch Gottes Wille,“ entgegnete Franz plötzlich, sehr gefaßt und ruhig; das Zittern seiner Unterlippe konnte Linchen nicht sehen. „Sobald Du treu an mir hältst und Deine Schwüre heilig achtest, kann uns kein Mensch trennen. Komm doch und lege Deine rechte Hand dort auf den gekreuzigten Christus und schwöre mir bei der Gnade seines Sühntodes, die Du in jener Welt erwartest, Liebe und Treue bis in den Tod. Ewige Verdammniß treffe die Meineidige!“

„Franz, das ist ja ein schrecklicher gotteslästerischer Einfall! Bist Du denn von Sinnen, so etwas von mir zu verlangen!“

„Du hast ja dasselbe mir schon mehr als einmal geschworen. Warum nicht auch einmal die Hand auf den steinernen Christ. So komm doch, mein treu liebendes Mädchen!“

Sein wüthender Seelenschmerz zitterte durch den furchtbaren Hohn; er faßte sie, ohne es zu wissen, mit Riesenstärke am Arme und zerrte sie einen Schritt nach den drei Kreuzen hin.

„Franz, Franz, Du bist entsetzlich! Ich glaube, Du willst mir ein Leid thuen.“

„Die Engel des Herrn sind zu Deinem Schutze, meine fromme Beichttochter, und schmettern diesen Teufelssohn in den Abgrund der Hölle, seiner Heimath,“ ließ sich die fette Stimme des Dechanten von Abtsrode vernehmen, der hinter einem Baume hervorgetreten war.

„Sie sind eben so ein prächtiger Engel, wie ich ein schlimmer Teufel, Hochwürden,“ lachte Franz. „Nun verstehe ich den Muth, den diese junge Dame gehabt hat. — Und sollte der Ihrige, Herr Dechant, nicht noch von einigen Engeln untergeordneten Ranges unterstützt sein?“ Er riß sein Gewehr vom Baume herab und ließ die Hähne knacken. —

In diesem Augenblicke zogen sich zwei Kerle hinter dem Dechanten zurück, der ein Zetergeschrei erhob und behauptete, es sei bereits ein Attentat auf sein Leben geschehen.

„Das lügen Sie, Herr!“ schrie Franz. „Ich habe mich nur in Vertheidigungsstand gesetzt. Es fällt mir nicht ein, Ihnen ein Haar zu krümmen, wenn Sie mich ruhig heim-

gehen lassen. Auch überlasse ich Ihnen Ihre Beichttochter unversehrt.“

Der Dechant ging diese Bedingungen ein, und die Parteien zogen auf verschiedenen Wegen ab. Die eine in der Person des ganz enttäuschten Jägers pfiff ein lustiges Lied durch den mondhellen Wald, welches die andere, nach dem Dorfe hinabsteigende, noch lange hörte.

Auf einer kleinen Waldblöße, über die Franzens Weg führte, scharrte ein angebundenes gesatteltes Pferd im Boden. Franz eilte darauf los. Ein Mann trat aus dem Schatten des Baumes hervor. — „Schilling!“

„Nun?“ fragte er lakonisch-spöttisch. „Du weißt's ja, daß Du Recht hast. Ich bin geheilt und danke Dir, mein biederer Arzt. Ich habe sie losgerissen von meinem Herzen, aber die Wunde blutet und brennt fürchterlich. Auch fürchte ich, sie werden mich nach dem, was geschehen, nicht lange in Ruhe lassen.“ Er erzählte kurz das Abenteuer.

„Ich habe das vorausgesehen,“ sagte Schilling lachend. „Du warst freilich ein Kranker und bist es jetzt noch, sonst hättest Du nicht solche Albernheiten gemacht. Du mußt in dieser Nacht noch fort. Dann wirst Du schnell genesen. Hier der Brief und hier das Geld. Reise glücklich! Auf baldiges Wiedersehen!“ Kurze Umarmung und Kuß; dann warf sich der Reiter auf's Pferd und jagte durch die Büsche.

Franz ordnete die ganze Nacht Bücher und Papiere, verbrannte vieles und übergab die Kasse nebst dem Uebrigen dem alten Rascher, mit dem und dessen Tochter er noch eine lange Unterredung hatte. Als die Sonne aufging, nahm er Abschied. Seine Schwägerin küßte ihn herzlich und sagte: „Gottlob, nun bist Du gerettet! Gott hat uns einen Engel gesandt, Dir und mir. Lebe wohl! Bald sehen wir uns wieder.“

Hastig schritt er das Thal hinab; aber vor Abtsrode hielt er plötzlich an, besann sich einen Augenblick und stieg dann den Schmerzensweg hinauf. Schilling hätte gelacht; er war noch nicht ganz geheilt. Es ist so schwer, das ideale Wahnbild, das sich ein edler geistreicher Jüngling in sentimentaler Schwärmerei von einem hübschen Mädchen gemacht und das mit ihr selbst oft nicht die mindeste Aehnlichkeit hat, von ihr zu trennen und die Schöne in ihrer prosaischen Wirklichkeit zu sehen. Und wenn es geschehen, wie hier, kommt immer die Sentimentalität noch ein paar Mal zurück und erpreßt dem Herzen ein paar Thränen für den gestorbenen Jugendtraum, für die frühverwelkten Blüthen. Und Franz schied nicht nur von seiner Liebe, er schied auch von Heimath und Vaterland. Vor jeder Station stand er einen Augenblick, und ein stummes Gebet entwand sich seinem Herzen. —

Bei der Kapelle angelangt, warf er sich zur Erde und weinte. Dann wandte er sich gegen das Schloß, dessen Fenster von der Frühsonne blitzten, winkte hinüber und verschwand im Walde.

Der alte Rascher übergab an demselben Morgen Kasse, Bücher und Papiere dem Kommerzienrath mit der Meldung, daß Franz Hollmann auf den Dienst verzichte und bereits abgereist sei.

„Das ist das erste Angenehme, das er mir erwiesen hat,“ versetzte der stolze Fabrikherr. „Dieses Bürschchen muß sich die Hörner draußen ablaufen; er hat es hier viel zu gut gehabt.“

Karoline athmete tief auf, als sie Franzens Abreise erfuhr.

Der Bürgermeister machte sich ein Geschäft daraus, ihm alle möglichen Nichtswürdigkeiten nachzureden, und seine beiden Töchter standen ihm redlich bei. Mit großer Befriedigung sah er im Geiste seinen Neffen Just schon im Besitz der Forstei und der schönen Wittwe, und es dauerte wirklich auch kaum acht Tage, als der Forstkandidat Justus Hasse als provisorischer Förster eingewiesen wurde und seine Wohnung im Forsthause nahm. Natürlicher Weise bot er Alles auf, was in seinen Kräften stand, um sich der Frau Försterin so angenehm als möglich zu machen; desto unangenehmer war es ihm und allen Betheiligten, als ein Brief von ihrem Schwager in Köln einlief, der sie mit ihrem Kinde zu einem längeren Besuche einlud, und Frau Helene auf das Bestimmteste erklärte, sie werde der Einladung Folge leisten. Nichts konnte sie von diesem Vorsatz abbringen, selbst eine wohlgesetzte, gut einstudirte und vom Bürgermeister unterstützte Liebeserklärung und Werbung Justs nicht. Sie gab darauf die kurze und kühle Antwort: nach ihrer Rückkehr wolle sie sich darüber erklären. Genug, sie packte ihre Koffer, und wem vergönnt war, einen Blick hineinzuthun, konnte wohl ahnen, daß es auf eine Rückkehr eben nicht abgesehen sei, und am anderen Morgen war sie fort. Des Abends vorher wollten Leute in einem Manne, der spät aus dem Forsthause gegangen sei, den Amerikaner erkannt haben. —

Dieser lebte auf dem Schlosse in den angenehmsten Verhältnissen und mit seinen großartigen Spekulationen beschäftigt, die ihn nicht nur in der nächsten Umgegend in die Hütten der Weber, sondern auch auf weitere Geschäftsreisen

führten. Wenn er mit Linchen auch noch nicht förmlich verlobt war — denn er hatte darauf bestanden, den obrigkeitlichen Nachweis seines Vermögens erst liefern zu wollen — so galten beide doch als Verlobte und wurden von allen Freunden des Hauses als solche behandelt. Indessen fiel es doch manchem beobachtenden Auge auf, daß Schilling mit Linchen auf eine auch nicht im Entferntesten vertraute, vielmehr fast gesucht ehrerbietige und kühle Weise umging, so daß ihr der Unterschied zwischen ihm und Franzen sehr fühlbar werden mußte. Die Umgebung entschuldigte diese Kälte mit „Amerikanischer Art und Weise."

Einige Unruhe ward am Kommerzienrath und Linchen bemerkbar, als Schilling von einer seiner Geschäftsreisen nach acht Tagen nicht zurückkehrte. Ueber eine Woche war er noch niemals ausgeblieben. Da kam ein Brief von seiner Hand mit dem Hamburger Poststempel; er enthielt nur wenige Zeilen, aber der Kommerzienrath erblaßte, als er sie las. Bald darauf erzählte man in der Familie den Freunden: Schilling habe zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Hause reisen müssen und werde erst im nächsten Frühjahre zurückkehren. An Linchen bemerkte man einige Tage eine etwas getrübte Stimmung; dann war sie wieder die alte. —

Nach einigen Monaten meldete der alte Rascher dem Kommerzienrathe, seine Tochter habe eine Partie gemacht und werde deshalb nicht zurückkehren; er selbst wünsche bei seinen Kindern zu leben und beantrage deshalb eine billige Abfindung seiner Ansprüche.

Der Kommerzienrath, froh, auf solche Weise von dem alten Murrkopf los zu kommen, zahlte mit Freuden das stipulirte Aversionalquantum, und Rascher verließ das Forst-

haus, nachdem er alle Habe verkauft hatte. Niemand erfuhr später etwas von ihm und seiner Tochter; Niemand ahnete den Zusammenhang der Geschichte. Und das war gerade die Absicht der Hauptpersonen gewesen.

Dem Leser aber wird dieser Zusammenhang aus dem nachfolgenden Briefe Schillings an Helenens Schwager in Köln klar werden.

„Die äußerste Vorsicht, die Du mir anriethest, hat nicht nur mir, sondern auch Anderen gute Früchte getragen. Unter dem Namen Schilling kam ich ungesucht und wie von selbst in Helenens Haus. Ich fand sie wieder, die Liebliche, in der ganzen jugendlichen Frische ihres reinen edeln Herzens. Ihre unglückliche Ehe hatte weder der Schönheit ihres Körpers noch ihrer Seele geschadet, im Gegentheil hatte jener durch ihre Mutterschaft die Würde der vollen Reife, diese den höheren Schwung des Selbstbewußtseins erhalten. Welch ein Augenblick, als wir uns wiedersahen! Sie hatte mich wohl erwartet, und doch strahlten ihre Züge von seligster Ueberraschung. Da gewann ich die unschätzbare Ueberzeugung, wie sehr ich von ihr geliebt sei. Ich segnete meinen Entschluß, selbst hierher gereist zu sein. Diese Wonne der Ueberzeugung, aus ihrem süßen Auge gesogen, konnten mir Briefe nicht gewähren. Mein Inkognito machte mich sicher; ich brauchte in dieser Gegend nicht zu fürchten erkannt zu werden. Mit meinem Namen auf dem Schlosse und in den Ortschaften der ehemaligen Herrschaft noch wohl bekannt und zuweilen genannt, wäre ich allerdings gefährdet gewesen. Auf der Jakobshütte lernte ich gleich am Tage meiner An-

kunft Helenens Schwager kennen. Es war gut, daß Du mir ihr Urtheil über ihn mitgetheilt hattest, sonst hätte ich mich leicht von ihm abgestoßen fühlen können. So aber überwand ich den unangenehmen Eindruck, den sein bizarres Wesen auf mich machte, und fand zu meiner Freude bald Helenens scharfsinniges Urtheil über ihn in allen Punkten bestätigt.

Er ist durch und durch eine ursprünglich edle Natur, mit einer bewundernswürdigen Schnellkraft des Geistes ausgestattet, die sich weder biegen noch brechen ließ. Aber die steten kleinlichen und erbärmlichen Versuche dazu, deren er sich nicht immer erwehren konnte, haben ihm dieses wunderliche Gepräge gegeben. Die Kraft und Stärke seines inneren Kerns hat von den Hieben, die stets auf sein Gemüth geführt worden sind, nicht gelitten, aber es ist doch jedesmal verwundet worden und hat eine Narbe davon getragen. Er kommt mir vor wie ein mächtiger Baum, an dessen Rinde Knaben mit Messern herumschnitzeln. Sie können ihm nicht schaden, und seine starke Triebkraft läßt die Wunden schnell heilen, aber die Narben bleiben in der Rinde zurück und geben dem Baume ein unschönes Aeußeres. Höchst ergötzlich war, daß er mir von mir selbst erzählte, ohne inzwischen etwas Näheres von mir zu wissen. Nicht einmal meinen Namen kannte er. Er sprach bloß von Helenens Geliebten, den sie wahrscheinlich erwarte. Und nun führte er mich selbst bei ihr ein, ohne die leiseste Ahnung zu haben, wer ich sei. In dieser Unwissenheit haben wir ihn gelassen, bis ein sehr wichtiger Dienst, den ich ihm zu leisten gedachte und nachher auch wirklich geleistet habe, es nöthig machte uns ihm ganz zu entdecken und mit unserem Plane bekannt zu machen. Ich lernte nämlich das Unglück

des trefflichen jungen Mannes in seiner ganzen Tiefe kennen, weit mehr als sein befangener Blick es selbst überschauen konnte. Dies junge Herz voll strengen Tugend- und Rechtsgefühls unter dem Drucke solcher abgefeimten Schurken, das war schon ein schlimmes Schicksal und hinreichend, ein Gemüth wie das seine zur Verzweiflung zu bringen. Aber erst dadurch, daß er die Tochter des Kommerzienraths Kölle mit der glühenden Schwärmerei einer gemißhandelten edlen Jünglingsseele liebte, und daß das Mädchen dieser schmerzlich süßen Liebe gänzlich unwürdig war und sie durchaus gar nicht verstand, sie also auch nicht erwiedern konnte; erst dadurch höhlte sich sein Unglück zu solcher entsetzlichen Tiefe aus. Denn früher oder später mußte er seine schwere Täuschung inne werden und dann der fürchterlichsten Verzweiflung zum Opfer fallen. Zuerst als ich das Mädchen kennen lernte, war mir Franzens Täuschung durchaus unbegreiflich; ich wurde einen Augenblick ganz irr an seiner höheren geistigen Begabung, es war mir ein Räthsel, wie er Karolinens Gewöhnlichkeit nicht einsehen, ja sie sogar für ein ungewöhnliches und ausgezeichnetes Wesen halten konnte, aber bei näherer Betrachtung wurde mir bald Alles klar. Poetische, sentimentale Jünglinge, zumal in äußerlich gedrückten Verhältnissen, gerathen leicht für das erste beste hübsche Mädchen in ihrer Nähe in eine wunderliche, oft sogar gefährliche Exaltation; ihre erhitzten Geistesaugen sehen eine Menge erhabener Eigenschaften, da wo ihre entzückten Körperaugen einige schöne Formen wahrnehmen. Von der Welt vernachlässigt oder zurückgeschreckt, oft auch aus halbverrückter Welt- oder Menschenverachtung, die sie für poetisch halten, von allem Verkehr zurückgezogen, schwelgen sie im Hochgenuß einer schwärmerischen hypersentimentalen Liebe, die alles rea-

len Grundes und Bodens entbehrt. Weil die angebetete Geliebte hergebrachter Weise für einige Zeiten Liebe und Treue schwört und einige schöne Floskeln, die sie aus einem Romane aufgeschnappt, verbraucht, so wird sie für die eine Einzige gehalten, wie's keine weiter auf Erden gibt, und mit Laura und Heloise zusammengestellt. Kurz der deutsche Idealismus des guten Jungen schmückt sie mit Ueberschwenglichkeiten aus, von denen sie auch nicht die Ahnung besitzt, und während er die blühende hübsche Gestalt in seinem Arm mit wilder Zärtlichkeit zu lieben glaubt, liebt er ein Ideal, das er sich selbst geschaffen und in das Mädchen hineingetragen. Es ist ihm ganz unmöglich, beide zu trennen, und wenn es Andere thun wollen, so sträubt er sich mit Leibeskräften dagegen und hält diese, die seine besten Freunde sind, für seine ärgsten Feinde. Die Liebe macht eben blind und die reichsten Geister am blindesten. In der Ehe tritt dann allmählig die Sehkraft wieder ein, leider zu spät. Ich kenne mehrere hochbegabte Männer, die ihre Jugendgeliebten zu Frauen haben, sich dadurch den Groll ihrer Familien zugezogen, sich ihre Karière verdorben und endlich mit dem bittersten Herzeleid eingesehen haben, daß ihre einst angebeteten Engel ganz gewöhnliche, ja zuweilen recht gemeine Weiber sind. Solch ein edler hochbegabter Mann mit solch einem ordinären Weibe, — welch ein Leben für ihn! — Ich mußte meinen trefflichen Franz, den ich so lieb gewonnen, vor solchem unabsehbaren Unglück retten. Als ich zuerst offen über Linchen mit ihm sprach, glaubte er mir kein Wort. Es hätte nicht viel gefehlt, er wäre ernstlich böse auf mich geworden. Aber Helene stand mir bei; wir hatten uns über die Sache verständigt. Auf ihre Stimme hörte er, und so ging er endlich auf den Plan ein, wie er über-

zeugt werden solle, daß Karoline ihn keinesweges so liebe, wie er sie. Um sein Vertrauen ganz zu gewinnen, enthüllte ich mich ihm als Helenens Verlobter und legte ihm die Beweise vor, daß wir in kurzer Frist nach unserer Heimath abreisen würden. Jetzt half er selbst den Plan ausführen. Der Kommerzienrath und seine Freunde ließen sich so leicht täuschen, die dummen verächtlichen Menschen. O in welch einen schön überzogenen Pfuhl von Nichtswürdigkeit gerieth ich! Ich habe da einen deutschen Fabrikherrn von der schönsten Sorte kennen gelernt. Ob mir nicht ein amerikanischer Sklavenhändler lieber ist? In kurzer Zeit galt ich als Karolinens Verlobter, weil sich die herrlichen Leute hatten weis machen lassen, ich sei ein reicher Mann. Franzens Schmerz war sehr groß, obgleich er ihn zu verbergen suchte, und auf meinen Rath ist er uns voran nach Hamburg gegangen. Helene geht in den nächsten Tagen, und ich folge ihr bald nach. —

Ich wollte dem Kommerzienrathe erst ausführlich schreiben und ihm seine Verworfenheit vorrücken, aber Franz hat mich davon abgebracht. Der elende Mensch ist es nicht werth. So werde ich ihm nur eine kurze Anzeige meiner Abreise machen."

Drei Jahre sind seitdem verflossen, und der Revolutionssturm des Frühlings 1848 ist auch über Schloß Gotthardszell hingebraust und hat durch die sonst so fleißigen Hände der Weber Fenster, Thüren, Mobiliar und Maschinen zertrümmert, den Park verwüstet und sonstigen Unfug getrieben. Der Kommerzienrath und der Bürgermeister, die mit genauer

Noth das Leben gerettet, waren mit ihren Familien in sehr kläglichem Zustande in die nahe Stadt geflüchtet, wo sie sich unter den Schutz der neuen Volkswehr gestellt hatten. Der Sturm war vorüber, aber den großen Verlust des Kommerzienraths ersetzte kein Mensch, und den Bürgermeister setzte auch kein Mensch wieder in's Amt, zumal das Volk durch freie Wahl schon einen Anderen eingesetzt hatte. Mit dem Anfange des Sommers kehrten die Herren Schwäger zwar zurück, aber sie lebten sehr still und zurückgezogen und warteten geduldig auf eine Wendung der Dinge. Der Kommerzienrath hatte in seiner finanziellen Lage einen so gewaltigen Stoß erlitten, daß er alle Kräfte aufbieten mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Nun war aber auch fast mit der Revolution zugleich die seltsame, schier fabelhafte Mähr von jenem neuen Eldorado durch die Welt geflogen, über die alles, was Mensch hieß, bedenklich die Köpfe schüttelte. Aber jede neue Nachricht, welche über die Atlantis nach Europa gelangte, bestätigte die Kunde von dem ungeheuren Goldreichthum Kaliforniens, und der Kommerzienrath begleitete die Lektüre der von dort berichtenden Zeitungsartikel mit unbewußten Seufzern. Er war dann immer ein paar Tage verstimmt, mürrisch und zänkisch und ließ seinen Unmuth gewöhnlich an Linchen aus, welche viel von ihrer Blüthe verloren hatte. Linchen rächte sich dafür an der Magd, oder wer ihr sonst von Untergebenen in Wurf kam. Wie ihr Vater, der ehemalige Lebemann, ein Sauertopf, so war sie, das sonst so sittsame Mädchen, ein Zankteufel geworden und weit und breit als solcher verschrien.

Selten blieb eine Magd über ein paar Monate im Hause, und alle gaben die von Fräulein Linchen erfahrene üble Be-

handlung als Grund ihrer baldigen Entfernung an. Dabei waren ihre Züge gemeiner geworden; man sah es ihr an, von welchen unedlen Gefühlen und Leidenschaften ihre Seele beherrscht wurde. Ein Freier hatte sich natürlich nicht wieder gemeldet, da Jedermann wußte, wie mißlich es um den Kommerzienrath stand. Das verbitterte ihr Gemüth natürlich nur noch mehr. Man sprach davon, daß Schloß und Gut bald verkauft werden müßten. Linchen weinte oft stundenlang Thränen der Scham, des Verdrusses, der Verzweiflung.

Eines Tages trat der Bürgermeister schneller als er je zu thun pflegte und mit einem ganz verzwickten wunderlichen Gesicht, aus dem, wenn man es scharf fixirte, freudige Ueberraschung leuchtete, einem Gesicht, wie es sein Schwager noch niemals an ihm wahrgenommen hatte, bei diesem ein, wo er sich gerade nicht oft sehen ließ.

Der Kommerzienrath sah ihn verwundert fragend an, als Antwort legte der Ex-Bürgermeister einen großen geöffneten Brief auf den Tisch, dessen Couvert vielfach gestempelt und mit rothen Zahlen bemalt war. Dazu sagte er nur ein einziges Wort, aber es war von so schwerer Bedeutung, und er sprach es mit so freudig bewegter Betonung aus, daß der Kommerzienrath, dem's durch alle Glieder fuhr, erschrokken vom Stuhle anfsprang und nach dem Briefe griff, als sei er ein Zauberschatz, der jeden Augenblick wieder verschwinden könne. Dieses Wort lautete: „Aus Kalifornien!"

„Aus Kalifornien!" wiederholte der exaltirte Fabrikherr und starrte die Adresse des Briefes an: „An Dich! Von wem?" —

„Von Franz Hollmann!"

„Was?!" schrie der Kommerzienrath. „Ist der Bub' in Kalifornien und wäscht Gold?"

„Lies!" versetzte Baß pfiffig lächelnd und rieb sich vergnügt die Hände. Der Kommerzienrath entfaltete den Bogen und las:

„Sehr geehrter Herr Vetter und Vormund! Verzeihen Sie, daß ich Sie immer noch mit dem mir liebgewordenen Namen anrede, aber ich betrachte mich gleichsam noch immer als Ihren Mündel und habe in der Fremde und besonders in der neuen Welt erst recht eingesehen, wie gut Sie es mit mir gemeint haben, und wie heilsam für mich wilden und unbändigen Burschen Ihre väterliche Strenge war, die ich nur damals verkennen konnte. Sein Sie versichert, daß ich Ihre Tugenden und vorzüglich Ihre Frömmigkeit erst wahrhaft schätzen gelernt habe, seit ich nicht mehr bei Ihnen bin. —

Und weil ich Sie, edler Mann, jetzt mehr als früher als meinen väterlichen Freund betrachte, so fühlt sich mein Herz gedrungen, Ihnen mitzutheilen, daß ich mir durch Goldwaschen hier ein großes Vermögen erworben habe. Ich war einer mit von den Ersten, welche sich von dem ungeheuern Schatze nehmen konnten, und ich habe tüchtig zugegriffen. Ich hatte nämlich als Soldat der Union den Krieg gegen Mexiko mitgemacht und zur Belohnung ein Stück Land in Kalifornien erhalten. Doch meine Schicksale will ich Ihnen, meinen übrigen Verwandten, Freunden und Bekannten mündlich erzählen, weshalb ich es jetzt unterlasse; denn ich gedenke in kurzer Zeit mit meinem Schatze von hier abzugehen und in meinen Geburtsort zurückzukehren, wohin mich die größte Sehnsucht zieht. Ich komme als ein sehr reicher Mann wieder zu Ihnen; denn ich bringe viel, sehr viel kalifornisches Gold mit und gedenke es dort bestens anzulegen. O wenn jetzt Linchen Kölle noch frei wäre und mir Herz

und Hand schenken wollte. Das wäre die Krone meines Glückes. Der Kommerzienrath würde jetzt schwerlich etwas gegen mich als Freier einzuwenden haben. Doch sie wird längst eine glückliche Gattin und Mutter sein. Alles Uebrige verspare ich auf mündliche Mittheilungen und gedenke in einigen Monaten bei Ihnen zu sein. Ich werde mich dort ankaufen; denn da Deutschland die alten Ketten abschüttelt, so ist dort auch gut leben.

Ihren trefflichen Töchtern, meinen lieben Jugendfreundinnen und Gespielinnen, empfehle ich mich auf's Angelegentlichste.

San-Francisko, 20. August 1848.

Franz Hollmann."

Der Kommerzienrath sah seinen lieben Schwager wieder bedeutungsvoll an und fragte dann: „Nun, was meinst Du dazu?"

„Daß der liebe Gott selber uns den schickt zu unserer Rettung. Die Wege des Herrn sind wunderbar. Wer hätte gedacht, daß dieser Franz —" Er schwieg und lächelte nur wieder sehr vergnügt.

„Uns Gold und noch dazu kalifornisches Gold bringen würde, um uns wieder flott zu machen! Nach dem, wie wir zu ihm standen, hätte man freilich eher des Himmels Einfall erwartet."

„Der Dechant soll in der Kirche ein allgemeines Gebet für Franzens glückliche Heimkehr veranstalten."

„Und wie glücklich wird Linchen sein!" —

Sie reichten sich vergnügt die Hände.

Franz hatte den Tag seiner Ankunft von Hamburg aus gemeldet, und in Münchenhausen, Abtsrode und auf Gotthardszell waren großartige Feierlichkeiten zu seinem Empfange vorbereitet worden. Eine prächtige Ehrenpforte mit dem Worte „Willkommen!" an der Stirn stand am Eingange des Fleckens. Der Schießhaussaal war mit Festons und Kränzen geschmückt; die Honoratioren hatten einen Festschmaus veranstaltet. Im Schlosse waren wieder mehrere Zimmer hergerichtet und auf der Terrasse zwei eiserne Böller aufgepflanzt, um den Gefeierten mit ihrem Donner zu begrüßen. Die ganze Bevölkerung dieser Ortschaften war in einer jener Aufregungen, wie sie sonst so ungewöhnlich, im Jahre 1848 aber so gewöhnlich waren; die armen Weber, weil sie Franzen als ihren ehemaligen Freund liebten und in ihm jetzt einen tüchtigen Demokraten zu gewinnen hofften; die Vornehmen, weil sie durch Franzen angethane Ehre das gemeine Volk zu kajoliren, ihn selbst aber für sich und ihre Interessen zu gewinnen meinten. Die Volkswehr zeigte sich in ihrem vollsten Glanze; sie war heute zum ersten Male vollständig uniformirt, graue Blouse mit grünem Kragen, graues Filzhütlein mit grüner Feder, Büchse und Hirschfänger. Der Kommerzienrath hatte tausend Thaler zu dieser Bewaffnung hergegeben, und auch heute hatte er dafür gesorgt, daß Keinem Hut und Blouse fehle. So zogen sie denn aus, er selbst als Major zu Pferde an der Spitze der muthigen Schaar, neben ihm sein Förster Hasse als Hauptmann und Adjutant. Am Auffallendsten im ungeheuren Volkszuge erschien Linchen. Sie saß allein in der offenen Kalesche ihres Vaters, die von dessen vier Pferden gezogen wurde, und prunkte in einem fast lächerlichen Staate. Den schönen mit einem neuen Hute geschmückten Kopf trug

sie weit im Nacken und sah mit einem gewissen vornehm höhnischen Lächeln auf die Menge herab, dann und wann einem ihr gebotenen Gruße hochmüthig Dank nickend. Dabei sah sie sehr echauffirt aus, so daß manche junge Bursche boshaft behaupteten, sie habe sich geschminkt. Diese vornehm gnädige, von oben nach unten gezwungene lächelnde Miene, dieses hochmüthige Zurückwerfen des Kopfes und den majestätischen Bachstelzengang hatte sie angenommen, seit Franzens Brief eingelaufen war. Sie erzählte allen Leuten, wer es nur hören wollte, vom ungeheuren Reichthume ihres „Bräutigams," und seit die Mägde ihr zuhörten, wenn sie von ihrer zu treffenden glänzenden Einrichtung sprach, war der Dienst ein angenehmer und wurde nicht mehr verlassen.

Den Wagen umgaben die vornehmsten Männer der Umgegend, meist Beamte, vom Kommerzienrath eingeladen, zu Pferde; unter ihnen der Bürgermeister Baß. Die Dechanten und Pfarrer, Martha und Maria, die lieblichen und auch noch ledigen Schwestern, und andere Honoratioren fuhren in offenen Wägen hinterher. Die Bevölkerung der ganzen Umgegend war auf den Beinen und schloß sich dem Zuge an. Es war ja das große Lauf- und Schreijahr des deutschen Volkes.

An der Poststation angekommen, wo man den lieben Landsmann mit dem kalifornischen Golde erwarten wollte, empfand männiglich einen ungeheuren Durst, zu dessen Befriedigung mit großer Umständlichkeit geschritten wurde. Und da der Ersehnte mehrere Stunden auf sich warten ließ, so trank sich das Heer seiner Freunde in eine sehr exaltirte Stimmung hinein. Der Kommerzienrath hatte die Vorsicht gehabt, bis zur nächsten Station Posten aufzustellen, welche bei der Ankunft des Goldmannes diese wichtige Kunde ein-

ander zurufen sollten. Hätte er diese Einrichtung nicht getroffen, so würde der berühmte Reisende seine Festgeber in einer vollständigen Lage getroffen haben; sie hatten eben Alle gelegen. Der plötzliche Ruf: „Er kommt!“ brachte sie schnell auf die Beine. Alles stellte sich in Reih und Glied, in Ordnung und Position, und drei weißgekleidete Jungfrauen mit schwarzrothgoldenen Schärpen traten hervor mit einem schwarzrothgold gemalten Präsentirteller, auf welchem ein vom Abtsroder Dechanten angefertigtes, in schwarzrothgoldenes Papier eingebundenes Begrüßungs-Gedicht lag. Der Dechant selbst stellte sich hinter die Mädchen, um eine Rede an den Gefeierten zu halten. Er zwinkerte mit den Augen immer auf Linchen, die in ihrem Viergespann etwas verstimmt über das lange Warten neben ihm hielt.

Endlich erschien der große Moment. Der Wagen wurde in der Entfernung einer Viertelstunde erblickt, und der Jubel des Volkes brach los. Der Haufe ließ sich nicht halten; er lief dem Wagen schreiend entgegen, spannte die Pferde aus und zog den angestaunten und bejubelten Goldmann bis vor das Posthaus. Da war er nun endlich! „Vivat Franz Hollmann! Unser Franz! Unser Hollmann! Der deutsche Jüngling, er lebe hoch!“

Er war noch viel hübscher, denn er war männlicher geworden und hatte sich das Air eines reichen Mannes zugelegt, wie es der Kommerzienrath nicht besser hatte, so daß diesem bei Franzens Anblick das Herz im Leibe lachte. Das hatte er nicht erwartet, daß der tolle Mensch „drüben“ so gut einschlagen werde, wozu er hüben auch nicht die entfernteste Hoffnung gezeigt, und seine Philosophie zog den köstlichen Schluß:

„Was hat ihn nun so schnell zu einem feinen soliden

Manne gemacht? Das Geld und nur das Geld. Kalifornisches Gold macht die bärbeißigsten Republikaner zu den wohlgesinntesten Bürgern, wie der ganze Rock und der Sold in der Tasche desselben den wildesten Proletarier zum treuesten Soldaten des Königs macht. So wie sie nur erst etwas haben, also auch etwas zu verlieren haben, werden sie gleich ganz andere und ganz zahme Menschen."

Franz machte vor allem Linchen seine anständige Verbeugung, die ihn mit Schwenkung ihres gestickten battistenen Taschentuches begrüßte und holdselig anlächelte. — Die weißgekleideten deutschbeschärpten Jungfrauen überreichten das Gedicht, und der Dechant räusperte sich und begann seine emphatische Rede. Franz sah ungemein fromm aus, ja er faltete sogar die Hände. Nun saß er aber nicht allein im Wagen, sondern neben ihm hatte ein sehr hübscher junger Herr Platz, der vor Rührung weinte und sich mehrmals die Augen trocknete. Dadurch empfahl er sich nicht nur dem Dechanten, sondern auch allen Sodalen vom Herzen der heiligen Jungfrau und besonders den beiden Schwestern Martha und Maria, die sich einander auf ihn aufmerksam machten.

Beide Herren waren in lange Ueberröcke bis unter das Kinn zugeknöpft und hatten weiße Kastorhüte auf, keineswegs von der Form der Kalabreser und Barrikadenhüte, sondern wie die Quäker sie tragen. Durch ihr Aeußeres stiegen die Herren nur noch mehr in der Achtung der Gutgesinnten und besonders in der des Ex-Bürgermeisters und seiner Töchter Martha und Maria.

Als der Dechant fertig war, reichte ihm Franz die Hand und dankte in kurzen Worten, dann dankte er der ganzen Bevölkerung und meinte, er habe ja solchen Empfang gar

nicht verdient, aber er wolle versuchen, ob er sich dieser Ehre einigermaßen würdig machen könne. Zuletzt stellte er seinen Nebenmann, das junge hübsche Blut, der ganzen Versammlung als seinen Freund Alfred Smith, einen geborenen Amerikaner, vor, dem er all sein Glück zu verdanken habe. Denn wenn dieser edle Freund ihn nicht so zärtlich geliebt, so würde er schwerlich jemals wieder in seinen Geburtsort zurückgekehrt und so hoher Ehren und Freuden theilhaftig geworden sein. — Obgleich nun Niemand begriff, wie der sehr jugendliche Herr Smith, der schier wie ein achtzehnjähriges Mädchen aussah, das Glück des theueren Landsmannes begründet haben könne, so wurde er doch dafür bejubelt und begrüßt, besonders von dem edlen Schwesterpaar Martha und Maria, und bedankte sich schön dafür, indem er den Hut zog und ein paar unverständliche Worte sprach. —

Franz stieg nun aus und küßte zuerst Linchen die Hand, dann wurde er vom Kommerzienrath umarmt und geküßt und ebenso vom Ex-Bürgermeister und von Martha und Maria. Alle hießen ihn mit prächtigen Worten willkommen und nannten ihn ihren lieben Cousin und Freund. Hernach kam er an die Uebrigen; selbst der Dechant gab ihm einen saftigen Kuß. Die Musik spielte dazu: „Was ist des Deutschen Vaterland,“ und Alles, was Leben hatte, sang, jubelte, brüllte und flennte. Franz aber ging bewundert und angestaunt wie ein Gott umher und gab den Leuten die Hand, und die Leute beguckten ihn von oben bis unten, um das kalifornische Gold an ihm zu entdecken. Als nun der Willkommensbecher geleert und zum Aufbruch geblasen war, wurde Franz von Linchen mit zärtlichen Blicken und Worten invitirt, neben ihr Platz zu nehmen und so seinen Einzug

in Münchenhausen zu halten. Er meinte aber, sein Freund Smith müsse auch mit fahren. Er sei schier unzertrennlich von ihm, und alle Ehren gebührten jenem weit mehr als ihm selbst. Nun war aber der Wagen nur zweisitzig, und auf den Vorschlag der Schwestern Martha und Maria, Herrn Alfred Smith in ihren Wagen aufzunehmen, ging Franz nicht ein. Der Kommerzienrath schlug sich in's Mittel. Der Postmeister bespannte einen anderen Wagen mit vier Pferden, in welchen Herr Smith ganz allein gesetzt wurde; Franz fuhr mit Linchen hinterdrein; die Reiter umgaben die Wagen, die Volkswehr zog mit Musik vornweg, das Volk in Masse hinterher. So wie sie das Schloß erblickten, krachten die Böller los, und das Geläute aller Glocken begann. Kein Fürst kann prächtiger in sein Erbland einziehen, als Franz Hollmann in seinen Geburtsort. O wie stolz und herablassend, wie zufrieden und seelenvergnügt nickte Linchen in alle Fenster, als der Zug durch die Hauptstraße über den Markt nach dem Schlosse ging! Dort wurden Franz und Smith noch einmal begrüßt und in ihre Zimmer geführt. Abends war großes Souper und Ball auf dem Schießhause. Zwischen Franzen und Smithen saß Linchen, gegenüber Martha und Maria. Es wurde viel auf die Gesundheit des Paares getrunken, und Linchen dankte jedesmal mit süßem Lächeln und verklärten Mienen. Sie war ungemein zärtlich gegen Franzen und nannte ihn vor aller Welt „Du". — Auf eine förmliche Verlobung, die der Kommerzienrath gern gesehen hätte, ging Franz jedoch nicht ein; als jener darauf anspielte, versetzte er, das werde sich schon zu gelegener Zeit machen, übrigens seien sie ja längst verlobt.

Die Festivitäten zu Ehren des Kaliforniers folgten in dieser und der nächsten Woche rasch auf einander, bald beim

Kommerzienrath, bald beim Ex-Bürgermeister, bald beim Dechanten u. s. w., und Linchen wurde natürlicher Weise stets mit dem Löwen zusammengesetzt, so daß beide das gefeierte Paar waren. Den jungen Herrn Alfred Smith nahmen dagegen Martha und Maria ganz in Beschlag.

Linchen machte aber eine Bemerkung, die ihr von Tag zu Tag fataler wurde und ihr wirklich einige Sorge verursachte. Der sonst so feurige Franz, der, wenn sie allein waren, sie fast todt geküßt, sie oft in einer Minute zehnmal stürmisch an's Herz gepreßt, dann sie wieder minutenlang fest gehalten hatte, als wolle er sie erdrücken, der mit ihr gespielt und getändelt wie ein muthwilliges Kind, der immer die Zeit nicht erwarten konnte, bis sie wieder beisammen waren, dieser selbe Franz vermied es fast mit ihr allein zu sein, und wenn dies ja einige Minuten lang der Fall war, so war er kühl und sprach von Kalifornien und dem Golde. Endlich fühlte sie sich gedrungen, diese auffallende Kälte Franzens ihrem Vater zu klagen. Der aber lachte und meinte, das sei ihm eben der beste Beweis, daß Franz ein vernünftiger Mensch geworden sei. Das Gold habe ihm diese Vernunft erweckt, und ohne sie sei ein Goldberg nichts werth. Sie solle nur ihre Zärtlichkeit gegen ihn verdoppeln. Das sei ihre Pflicht. Das Uebrige werde sich dann von selbst machen.

Linchen, diesen guten Rath befolgend, warf sich daher ihrem theuren Franz, so oft sie nur konnte, an den Hals, aber stets kam ihr das naseweise Gesicht des Herrn Smith dazwischen, das ganz merkwürdig sauer und streng zu diesen Zärtlichkeiten sah und ihr deshalb bald sehr zuwider wurde.

Einst saßen sie beisammen und der unzertrennliche Smith dabei, als Franz die Unterhaltung plötzlich auf jenen letzten

Abend an der Grabkapelle leitete. Linchen wurde feuerroth und wollte durchaus auf dieses Thema nicht eingehen, ja sie machte Miene, sich der Verlegenheit durch die Flucht zu entziehen. Aber Franz hielt sie zurück und bat sie ihm nur zu erklären, wie der Dechant damals in der Nacht auf den Berg gekommen sei, der doch sonst jeden Abend um diese Zeit in den weichen Federbetten im Herrenhause zu Abtsrode bis an die Ohren stecke. Linchen wollte nicht mit der Sprache heraus, endlich flüsterte sie, vor Verdruß weinend: unter vier Augen wollte sie ihm Alles bekennen, und er werde finden, daß sie bei weitem nicht so schuldig sei, als er wohl annehme.

„O ich bin geneigt, Dich für ganz unschuldig zu halten,“ entgegnete er, „um so mehr bitte ich Dich, die seltsame Geschichte im Beisein meines Freundes zu erzählen. Er weiß bereits davon. Du weißt ja, wir sind ein Herz und eine Seele. Er kennt alle meine Geheimnisse, und deshalb wünsche ich, daß er so gut wie ich über jenen Abend aufgeklärt werde.“

„Nun so will ich es denn sagen, da Du so sehr darauf bestehst. Jener Amerikaner Schilling war ein sehr intriguanter und schlechter Mensch, und ich konnte ihn nicht leiden, weil ich eine Ahnung von seinem Charakter hatte. Aber es war ihm gelungen durch die abscheulichsten Lügen und Vorspiegelungen meinen Vater für sich einzunehmen, so daß dieser mich wirklich zwingen wollte, ihn zu heirathen. Dabei suchte er Dich auf alle Weise aus meinem Herzen zu verdrängen und zu verdächtigen. Er sagte Dir nichts als Schlimmes bei mir nach und behauptete, Du liebtest mich nicht treu. Genug, er machte mir angst und bange vor Dir.

Als ich nun Deinen Brief erhielt, in welchem Du mich

Abends zur Kapelle beschiedst, und darin so heftige Drohungen las, wenn ich nicht käme, fürchtete ich mich vor Dir und wußte nicht was ich thun sollte. In diesem peinlichen Gemüthszustande fand mich Schilling und wußte mit großer Geschicklichkeit mir mein Geheimniß zu entlocken. Da rieth er mir denn hinzugehen und versprach mir für meinen Schutz zu sorgen. Ich solle nur ganz ruhig sein. Nachher habe ich erfahren, daß er den Dechanten auf den Berg geführt hat. Er selbst hat auch hinter einem Baume gestanden und würde Dir zu Leibe gegangen sein, wenn Du Dich nicht ruhig entfernt hättest. Als Du am folgenden Morgen fort warst, wurde mir der Mensch sehr zuwider, und ich erklärte ihm rund heraus, daß ich niemals seine Frau werden könnte. Da hat er sich ohne Sang und Klang verabschiedet. So ist die Sache."

Ich danke Dir, daß Du so aufrichtig und wahrheitsgetreu mir berichtet hast," entgegnete Franz mit einem seltsamen Lächeln, welches auch über Smiths Züge glitt. „Es geht doch nichts über Herzensangelegenheiten. Zwischen zwei Herzen, die sich lieben, darf auch nicht die kleinste Lüge obwalten. Ich danke Dir nochmals, mein wahres, aufrichtiges Linchen!"

Es wurde dem Mädchen ganz unheimlich; sie kam sich zwischen den beiden jungen Männern wie verrathen und verkauft vor. Hastig eilte sie auf ihr Zimmer und weinte vor Aerger und Verdruß.

Franz hatte gedruckte Einladungskarten zu einem großen Feste umhergeschickt, welches er auf dem Schießhause geben wollte. Er hatte die sämmtlichen Wehrmannschaften der Um-

gegend eingeladen, ja sogar alles Volk durch große Plakate. Er fuhr öfter in die benachbarte Stadt, um Einkäufe zu machen und sonstige Vorbereitungen zu treffen. Gewöhnlich begleitete ihn Smith auf diesen Ausflügen. Eines Tages aber war dieser zurückgeblieben und machte dem frommen Herrn Ex-Bürgermeister ganz unerwartet einen Besuch.

„Gesegnet sei Ihr Eingang, mein sehr verehrter Herr!“ rief der Hausherr mit gefalteten Händen und nach oben gekehrten Augen. „Der Herr läßt meinem Hause viel Gnade widerfahren. O, und wie bedaure ich! Meine beiden Töchter sind gerade ausgegangen! Sie bleiben doch zu Abend bei uns? Die armen Kinder würden untröstlich sein. Sie sprachen ohnedies den ganzen Tag von Ihnen. Es sind gute fromme Kinder, mein Stolz und meine Freude!“

„Meinen Sie, daß Ihre Fräulein Töchter mir gewogen sind?“

„O, darüber darf ich nichts verrathen! Es ziemt dem Vater nicht, die Herzensgeheimnisse seiner Töchter auszuplaudern. Wenn ich Ihnen sage, daß sie den Mund nicht von Ihnen zuthun.“

„Welche ist mir wohl am gewogensten, Martha oder Maria?“

„Das kann ich nicht sagen. Es kommt ja nur darauf an, welcher von Beiden Sie am gewogensten sind.“

„Ganz recht. Das wird sich finden. Ich habe großes Vertrauen und Zuneigung zu Ihnen und Ihrer werthen Familie. Sie sind ein frommer Mann; es sind fromme Damen. Ich liebe und schätze Leute von Glauben und Religion. In Amerika geht die Religion über Alles.“

„Und das mit Recht! Aller Dinge Anfang und Ende

ist Gott. Ich sage es immer zu meinen Töchtern: Sie sind ein trefflicher junger Herr, ein Muster von Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Mein lieber Cousin Franz hätte in keine bessern Hände kommen können."

„Ich muß mich Ihnen ganz anvertrauen, Herr Baß, da Sie und Ihre Töchter doch eine so gute Meinung von mir haben. Eben über Ihren Cousin muß ich mit Ihnen reden. Ich bin Ihrer Diskretion gewiß."

„Brauch' ich Ihnen das noch zu versichern?"

„Wohl, so beantworten Sie mir eine sehr wichtige Frage mit vollster Aufrichtigkeit. Thun Sie als ob ich Ihr Sohn wäre."

„Fragen Sie, Herr Smith! Ich werde nach Pflicht und Gewissen eines Vaters, dem das zeitliche und ewige Glück seiner Kinder am Herzen liegt, antworten."

„Wohl, so sagen Sie mir: wie steht es um die Vermögensumstände des Kommerzienraths Kölle?"

„Mein Gott, wie kommen Sie zu dieser Frage?!" rief Baß erröthend.

„Sie werden gleich hören, wie sehr ich persönlich Ursache dazu habe. Man hat mir mehrfach versichert, es stehe schlecht um ihn. Ist das wahr?"

„Haben Sie ihm Geld geborgt? Wie viel? — Der schlaue Fuchs!"

„Ich bitte Sie, sich erst rund auf meine Frage zu erklären."

„Freilich hat man wahr zu Ihnen gesprochen. Es steht schlecht um ihn, sehr schlecht, und seine einzige Hoffnung ist nur noch Franzens kalifornisches Gold."

„Also doch! Nun muß ich Ihnen entdecken, daß Herr Franz Hollmann gar kein Vermögen besitzt. Ich, ich bin

der reiche Mann; ich bin der Besitzer des Goldes, womit er groß thut. Deshalb nennt er mich auch den Begründer seines Glücks.“

„Was sagen Sie!“ rief der Ex-Bürgermeister, und der Mund blieb ihm vor Erstaunen weit offen stehen, während seine gefalteten Hände auseinander fuhren.

„Die Wahrheit! Nichts als die Wahrheit! Ich habe Herrn Hollmann nicht unbedeutende Summen vorgestreckt, und er versprach mir dieselben zurückzuzahlen, wenn Linchen seine Frau sei. Er schilderte mir nämlich den Kommerzienrath als steinreichen Mann.“

„Ei der bodenlose Schurke! Der infame Lügner und Betrüger!“ brach jetzt der Ex-Bürgermeister los. „So ist er wohl gar nicht nach Kalifornien gekommen?“

„Mit keinem Fuße. Ich habe ihn in New-York kennen gelernt.“

„O, es ist nie ein gutes Haar an ihm gewesen, aber solcher Verruchtheit hätt' ich ihn doch nicht für fähig gehalten. O wie sehr bin ich Ihnen für Ihre freundschaftliche Mittheilung verbunden! Und übermorgen will er das große Fest geben. Er stellt es ja nicht unter tausend Thalern her.“

„Alles von meinem Gelde. — Aber Ihre Töchter bleiben zu lange; ich muß mich empfehlen.“

„Ich bedaure herzlich. So bitte ich: sein Sie morgen zu Mittag unser Gast.“

„Sie sind sehr gütig. Ich werde Gebrauch von Ihrer Einladung machen.“

Smith ging, und Baß eilte spornstreichs auf das Schloß.

Als Smith eine Stunde später in den Schloßhof trat, kam ihm ein Diener des Kommerzienraths entgegen und ersuchte ihn im Namen seines Herrn dringend, demselben zur Besprechung einer höchst wichtigen Angelegenheit einen kleinen Besuch zu schenken. Der junge Mann folgte dem Diener.

„Ach, mein theurer junger Freund, willkommen! herzlich willkommen!“ rief der Fabrikherr ihm mit gezwungener Kordialität entgegen, ergriff seine Hand, schüttelte sie und zog ihn auf das Sopha. In diesem Augenblicke trat Linchen mit der größten Sorgfalt in ein reizendes Morgen-Negligé gekleidet und mit einem künstlichen zarten Roth auf den Wangen in das Zimmer, oder vielmehr sie hüpfte trällernd über die Schwelle, lachte den jungen Amerikaner holdselig an und betrug sich mit großer Force à l'enfant.

„Mein lieber Smith!“ nahm ihr Vater das Wort, „ich will keine Umschweife machen. Sie lieben solche nicht, ich auch nicht. Offen und ehrlich gerade heraus! ist mein Wahlspruch, und Sie befolgen ihn gewiß so gut wie ich. — Linchen, ein paar Flaschen Burgunder! Oder befehlen Sie eine andere Sorte, lieber Smith?“

„Ich danke, Herr Kommerzienrath! Ich befehle gar nichts. Sie wissen, daß ich kein Weintrinker bin.“

„Heute müssen Sie ein Glas mit uns trinken. — Nun hören Sie, liebster Freund, was ich längst im Stillen geahnt, ist durch Ihre Güte enthüllt. Wir sind Ihnen Alle sehr dankbar für die Enthüllungen, die Sie meinem Schwager Baß gemacht haben. Es war seine Pflicht, mich davon in Kenntniß zu setzen. Es kam mir nicht unerwartet, daß dieser ausgefeimte Schurke uns wiederum Alle betrogen hat. Ich merkte von Anfang an so etwas, denn ich habe eine feine Nase. Deshalb benahm ich mich so vorsichtig. Meine

Tochter hätt' er auf keinen Fall bekommen. Sie haben gesehen, wie ich die Verlobung, auf die er so sehr drang, immer hinaus geschoben habe. Ich wollte nur erst Gewißheit über seine neue Niederträchtigkeit haben, um ihn zu entlarven und mit Schimpf und Schande aus dem Hause zu jagen. Der Mensch hat von Kindesbeinen an nichts getaugt, ist immer ein Störefried, ein Ränkeschmied, ein Lügenmaul, mit einem Worte, ein schlechtes Subjekt gewesen. Er hatte so viel nichtswürdige Streiche gemacht, daß er bei Nacht und Nebel vor drei Jahren von hier fortgehen mußte. Wie hätt' ich von solchem Menschen Treu und Glauben erwarten können? Schon wäre ich hart gegen ihn aufgetreten, wenn mich nicht freundschaftliche Rücksichten gegen Sie, werthester Freund, davon abgehalten hätten. Denn vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft fühlte ich eine gleichsam väterliche Zuneigung zu Ihnen, mein lieber Smith. Und ich nicht allein, nein, meine ganze Familie hat eine starke Inclination zu Ihnen gefaßt. Wenn ich aus der Schule plaudern wollte, ich könnte Ihnen merkwürdige Dinge enthüllen. Du brauchst nicht roth zu werden, Linchen! Es ist keine Schande für eine junge Dame, die Vorzüge eines so trefflichen jungen Mannes, wie Herrn Smiths, zu würdigen und dabei raschere Herzschläge zu fühlen."

„Ach Vaterchen, Schonung! Diskretion!" lispelte Linchen, den schmachtenden Blick zu Boden schlagend.

„Nun davon später!" fuhr der Kommerzienrath fort. „Jetzt, wo ich weiß, daß auch Sie die Falschheit dieses Buben erkannt haben, brauch' ich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Ich muß ihm die Larve vom heuchlerischen Gesicht reißen. Ich bin das der Ehre meiner Tochter schuldig, die der Narr

für seine Verlobte ausgibt, während sie ihn, den frechen Burschen, nicht ausstehen kann."

„Ist's möglich! Sie lieben ihn nicht, mein Fräulein?"

„Ach, das war eine Kinderei!" lächelte Linchen. „Kinderliebschaft, weiter nichts. Als ich ihn in seiner moralischen Blöße kennen lernte, wandte sich mein Herz von ihm."

„Und einem bessern Gegenstand zu," lachte der Kommerzienrath schelmisch und klopfte sie auf die Wange. „Zumal seit ein gewisser Herr Amerikaner in unserm Schlosse wohnt."

„Ach, Vater, Du bist grausam!"

„Jetzt handelt es sich darum, lieber Freund, fest zusammenzuhalten und gemeinsam zu wirken gegen den Schuft, der Sie und mich betrogen. Schließen Sie sich nur recht eng an mich an. Wir brauchen keinen Dritten in unserm Bunde. Mein Schwager ist wohl eine gute Haut, aber was brauch' ich darüber viel Worte zu machen, was Sie selbst gesehen und gehört haben: er ist ein frommer Narr, ein Heuchler, ein Schleicher, und seine Töchter — lieber Gott! — es sind Gänschen ohne alle höhere Bildung, hartes, trocknes Dorfconfect, wunderliche Figuren."

„Sehr gut! Sehr wahr!" lachte Smith aus vollem Halse.

„Nicht wahr, ich spreche Ihnen aus der Seele?" stimmte Kölle vergnügt ein. „Diese albernen Kinder können keinem gebildeten Manne zusagen."

„Nimmermehr!"

„Also wir drei, Sie, Linchen und ich verbinden uns, den Abenteurer aus dem Felde zu schlagen."

„Wir Drei."

„Und dazu ist übermorgen Abend die beste Gelegenheit. Er buhlt um die Volksgunst; deshalb gibt er das Fest mit Ihrem Gelde. Er will in die zweite Kammer gewählt sein,

und der Plan würde ihm glücken, wenn wir nicht dazwischen träfen; denn das gemeine, dumme Volk schwärmt für ihn. Aber warte nur, Bürschchen! Du sollst dich in deiner eigenen Schlinge fangen. Von deinem eigenen Feste sollst du mit Spott und Schande abziehen. Das soll ein Gaudium geben!" Und vergnügt im Vorgefühl der Wonne rieb er sich die Hände und kicherte.

„Also Hand drauf, lieber Smith; wir sind verbunden! Linchen, gib ihm Deine Hand! Ihr Herz besitzen Sie schon, Liebster!"

„Es macht mir große Freude!" —

„Hören Sie, bester Smith, was mir für ein köstlicher Jokus einfällt. Alle Welt erwartet übermorgen Abend Linchens Verlobung mit Franz Hollmann. Und im Vertrauen kann ich Ihnen sagen, der Bürgermeister, der Narr, rechnet darauf, daß Sie sich an diesem Abend mit einer seiner Töchter verloben. Es wäre doch köstlich, wenn wir beide düpirten und doch Verlobung feierten. Hahaha! Was für lange Gesichter! Ist der Einfall nicht köstlich? Wie wollen wir uns kitzeln!"

„Köstlich! köstlich!" rief Smith und wollte sich vor Lachen ausschütten. Und darauf tranken sie ein Glas, das Linchen mit seligen Gefühlen kredenzte.

Der Festabend war da, das Schießhaus hell erleuchtet, die Boskets und Gänge illuminirt; das Gedränge furchtbar. Im großen Saal waren die Tafeln gedeckt. Festlich geputzte Menschen wogten auf und ab. Man erwartete nur den Festgeber selbst, um das Souper zu beginnen. Die Musikanten

hielten ihre Instrumente bereit, um ihn zu begrüßen, denn er konnte jeden Augenblick hereintreten. Man erfuhr, daß er mit Extrapost vor einer Stunde in die Stadt gefahren sei, um auch von dort Gäste einzuholen.

Der Kommerzienrath stand mit seiner Familie zusammen und flüsterte mit Linchen. „Hat Dir Smith nicht gesagt, wer die Freunde sind, die er in der Stadt abholen will?“ fragte er etwas verdrießlich.

„Er sprach sogar von Verwandten und fügte bedeutungsvoll hinzu: er werde mich überraschen.“

„Ich liebe solche Heimlichkeiten nicht. Das mußt Du ihm abgewöhnen.“

„Lassen Sie mich nur machen.“

„Ist er mit Franzen gefahren?“

„Ich weiß es nicht. Ich glaube aber nicht.“

„Wir werden sehen; bald muß sich das Räthsel lösen.“

Ohnfern stand der Ex-Bürgermeister mit seiner Familie und warf sehnsuchtsvolle Blicke nach der Tafel. „Ich wollte sie kämen, mein Appetit ist stark! — Was flüsterte Dir denn Smith zu, Martha, eh' er ging?“

„Er werde sich diesen Abend erklären.“

„Das freut mich! Seht, Euer Gebet hat gewirkt. Aber für welche von euch Beiden er sich erklären wird, Maria?“

„Davon hat er nichts merken lassen.“

„Nun gut. Die ihn bekommt, nimmt ihn mit frommer Demuth und Dank gegen Gott. Das Herz der Andern bleibe frei von Neid und Mißgunst. Es kann ihn nur Eine haben.“ —

Ein schmetterndes Posthorn ließ sich vernehmen. „Sie kommen! Sie kommen!“ erschallte es wieder, wie vor sechs Wochen. Rasch fuhr ein Wagen an der großen Thür des

Schießhauses vor; ein Diener half zwei Herren und zwei Damen heraus. Beide Paare traten prachtvoll geputzt hinein in den wogenden Lichtglanz. Die Musik schmetterte ihnen ein Willkommen entgegen. Alles drängte sich um sie; aller Augen waren auf sie gerichtet. Der Kommerzienrath und Linchen, der Bürgermeister mit seinen Töchtern standen zunächst.

„Verehrte Gäste!“ nahm Franz das Wort. „Ich gebe mir die Ehre, Ihnen in dieser Dame meine liebe Frau, eine geborne Smith aus New-York vorzustellen. Sie kennen sie schon als meinen Freund Smith; denn sie hatte die kleine Caprice, mich als Mann hierher begleiten zu wollen. Sie ist die Begründerin meines Glücks in jeder Hinsicht, wie ich Ihnen bereits sagte; denn außer dem hohen Glück, das mir ihre Liebe bereitet, hat sie mich auch zum steinreichen Manne gemacht. — Das andere Paar haben Sie wohl schon erkannt. Es sind ja alte Freunde. Mein lieber Schwager, Herr von Sonneborn, der als deutscher Demagog nach Amerika flüchtete, aber dort seine Liebe nicht vergaß und dann vor drei Jahren als „Herr Schilling“ hierher kam, um die Geliebte, meine Schwägerin Helene, abzuholen. Er hat mir damals einen großen Dienst erwiesen. Ihm verdanke ich es, daß ich als ein freier Mann nach Amerika ging. Dort legte er den Grund zu meinem Glücke. Meine Frau wünschte meinen Geburtsort zu sehen, meine Freunde kennen zu lernen; auch Helene wollte Münchenhausen noch einmal sehen. — Nun nehmen Sie Platz und lassen Sie uns froh beisammen sein. Recht froh! Und um Ihnen unsre Liebe zu beweisen, haben die beiden Frauen der wackern hiesigen Volkswehr eine Fahne mitgebracht, die wir heute einweihen wollen.“ In diesem Augenblick wurde eine prachtvolle Fahne entfaltet, mit

der goldgestickten Inschrift: „Den lieben Münchenhäusern die amerikanischen Freunde.“ Nun brach der Sturm des Jubels los. Der Kommerzienrath und seine Familie hatten sich mit sehr langen Gesichtern entfernt, Linchen halb ohnmächtig, und der Bürgermeister und seine Familie waren gefolgt, die Töchter weinend, der Vater zum ersten Mal wieder schimpfend, seit seiner Jugendzeit. Am meisten ärgerte er sich, daß er das lucullische Mahl im Stich lassen mußte.

„Wohl!“ sagte Franz leise zu seiner schelmisch lächelnden Frau und zu Helenen, „ich bin mit Eurer Hülfe gerächt für die scheußlichen Mißhandlungen, die meine Jugend von diesen Menschen erdulden mußte, ich bin gerächt für erlogene Liebe. Ich dank' Euch. Es lebe das kalifornische Gold, das wir nicht besitzen und nicht brauchen, und das uns doch so gute Dienste gethan hat.

Die Geisterseherin.

Welche Frau, die einst älteste oder gar einzige Tochter des Hauses war, erinnert sich nicht mit heiterm Lächeln der wunderlichen Zeit, wo sie aus dem Kindesalter allmählig in das der Jungfrau überging! Man lebt da ja ein halbes bis ein ganzes Jahr in einer bis dahin unerhörten Spannung; viele Dinge, die man längst gesehen und gehört, ohne ihnen auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, nehmen diese plötzlich, bald das eine, bald das andre in einem weit höhern Grade in Anspruch, als sie ihrer Natur nach eigentlich verdienen; man fühlt sich oft abwechselnd schnell von einer Wichtigkeit und Unsicherheit ergriffen, daß man sich selbst wie eine Traumwandlerin vorkommt. Es ist das jenes dem Psychologen wohl bekannte Oscilliren des geistigen Fluidums von einem Extrem zum andern, bis man in die rechte und ruhige Mitte kommt. Die Unsicherheit und Erfahrungslosigkeit streiten mit der erwachten weiblichen Würde, die einen auf Augenblicke mit Selbstbewußtsein erfüllt; man ist stolz darauf, daß man vertrauensvolle Aufträge erhält, die einem Kinde nicht zugemuthet werden, und doch ärgert man sich, daß die Frauen in unserm Beisein manches noch heimlich oder mit geheimnißvollen Andeutungen verhandeln. Die untere Schicht der Haus- und Geschäftsfreunde nennt uns plötzlich „Sie" und „Fräulein," oder zu meiner Zeit noch „Mamsellchen"; die obere verharrt

noch eine kleine Zeit beim „Du" und dem bloßen Taufnamen, bis auch von ihnen Einer nach dem Andern zur andern Partei überspringt. Wir erschrecken über das Eine und ärgern uns über das Andre. Die Mutter fängt an uns mit einer gewissen Achtung zu behandeln; der Vater nennt uns „meine Tochter" mit einem gewissen bedeutungsvollen Nachdruck, den wir früher nicht bemerkt haben. Jene spricht von kleinen Wirthschaftsangelegenheiten mit uns, dieser erwähnt Freunde und Bekannte öfter und mit einer gewissen geheimnißvollen Bedeutung, von denen er sonst wenig gesprochen. Wir stutzen; wir horchen; wir können uns in manches nicht gleich finden und kommen eigentlich den lieben langen Tag nicht aus dem Erröthen heraus. Wir suchen das Haus- und Dienstmädchen oder die Kammerjungfer, wenn eine solche vorhanden ist, zur Vertrauten zu gewinnen, und diese gibt sich in der Regel gern dazu her. Wir verkehren viel lieber mit ihr, als mit der würdigen, ernsten Mutter; denn die Autorität dieser drückt nieder, während die willige Anerkennung unserer eigenen Autorität von Seiten des dienstbaren Geistes uns erhebt und schmeichelt. Je nach der Charakterverschiedenheit ist die ephemere Freundschaft mit dem Dienstmädchen aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt, und wenn das arme Geschöpf nicht schlau genug ist uns selbst durch kleine Intriguen zu tyrannisiren, so quälen wir sie oft genug, neben spärlichen Freundschaftsbeweisen, mit launischen Einfällen und abgeschmackten, kindischen Tyranneien. Auf diesem Wege kommt in der Regel der erste Roman in unsere Hände. Und was für eine Anhäufung von Schmutz und Geistlosigkeit, äußerlich und innerlich, ist gewöhnlich diese erste, durch Vermittelung der Magd in unser Heiligthum gewanderte Lektüre! Diese Geisterschichte oder dieser Räuberroman ist die dürftige viel frequen-

tirte Brücke, auf welcher unsre schwachen Füße, nicht ohne einige Spuren des Wegs, in das Zauberland der schönen Literatur hinüberwandern. Aber welch' eine Revolution ruft das unscheinbare Buch in unsrer schüchternen jungfräulich spröden Brust hervor! Welche träumerischen Stunden ziehen an uns vorüber! Welch' ein Wirrwarr phantastischer unklarer Bilder und Gedanken wirbelt und drängt durch unsere Seele! Thränen treten oft in unsre Augen, wir wissen nicht weßhalb; unter den Gespielinnen sind wir ausgelassen lustig, um zu Hause allein desto trauriger zu sein. Fabelhafte unmögliche Dinge fallen uns ein, und wir fliehen scheu wie die Hindin, vor einem Jüngling, dessen Anblick die erste Ahnung in uns aufgerufen, daß er uns vielleicht gefallen könnte. Denn noch ist die Liebe nicht in unser Herz getreten; sie tupft nur zuweilen mit leichtem Rosenfinger daran, und wir wissen nicht, wer sie ist, was sie von uns will.

Ich stand im funfzehnten Jahre, als sich diese wundersamen Dinge mit mir ereigneten. Ich war die einzige Tochter eines nicht unbegüterten Kaufmanns in Königsberg in Preußen. Der Vater, in den mittlern vierziger Jahren, war ein sehr thätiger umsichtiger Geschäftsmann, den große Reisen in Ostpreußen, nach Westpreußen, Polen und Lithauen oft lange Zeit vom heimischen Herde entfernt hielten, dabei äußerst gutmüthig und freundlich; der ihm an Geist und Würde weit überlegenen Mutter überließ er gern das Hausregiment, das sie mit Verstand und Liebe führte, und erkannte überhaupt völlig ihre geistige Superiorität an. Ich wüßte weiter nichts von ihm zu sagen. Die Mutter dagegen war wirklich eine sehr ausgezeichnete Frau; schon ihr hoher edler Wuchs, ihr ruhiges, geistvolles Auge deutete dies hinlänglich an. Sie war stiller und ernster Natur und von

edlem, ich möchte fast sagen, großartigem Charakter. Ihr Wirken und Schaffen war stets mit jener ruhigen Grazie verbunden, die das Alltagsleben und seine gewöhnlichen Erscheinungen gleichsam mit einem Heiligenscheine umgibt und mit einem poetischen Dufte überhaucht. Sie hatte auch eine für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung, deren ersten Grund ihre Mutter gelegt hatte, obgleich sie dieselbe schon verloren, als sie noch Kind gewesen war. Von dieser ehrwürdigen Frau sprach sie stets mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Ihr Vater lebte noch, ebenso der Vater meines Vaters; beide waren Kaufleute gewesen. Der Letztere war das vierte Glied unseres Hauses, ein alter freundlicher, gutmüthiger Mann, der nur für zwei Menschen eine zärtliche Leidenschaft besaß, für Friedrich den Großen und — mich. Seine Geburt war in die Zeit der Heldenthaten dieses großen Königs gefallen, er hatte ihn später selbst einigemal gesehen, und in seinen Mußestunden hatte er fast nichts weiter gethan, als alle Bücher gelesen und wieder gelesen, die über den großen Preußenkönig erschienen waren. Diese Literatur besaß er vollständig, sie machte den größten Theil seiner Bibliothek aus. In seinem warmen Stübchen saß er im weich gepolsterten Großvaterstuhl, aus einem großen Meerschaumkopfe die blauen Tabakswölkchen ziehend und in die Luft blasend, und las Archenholz Geschichte des siebenjährigen Kriegs mit einer Aufmerksamkeit, als wären ihm das lauter neue Dinge, obgleich er das Buch gewiß fast auswendig konnte. Im Familienkreise liebte er die vielen pikanten Anekdoten von Friedrich dem Großen mit einem köstlichen Humor zu erzählen, und er hatte das ebenfalls so oft gethan, daß wir Andern sie auch auswendig wußten, aber Niemand störte den alten gemüthlichen Mann in dem Genuß, sie immer wieder vorzu-

tragen. Friedrich der Große war ihm allmählig zu einer halbmythischen Person geworden.

Der zweite menschliche Gegenstand seiner zärtlichen Aufmerksamkeit war, wie schon gesagt, ich selbst. Er that redlich alles, um mich zu verziehen, er vertuschte meine kleinen Ungezogenheiten und Vergehen, steckte mir heimlich Leckerbissen zu und schob meine eigenen Näschereien auf Rechnung der Hauskatze. Hätte die Mutter diese Fehlgriffe nicht paralisirt, Gott weiß, was aus mir geworden wäre. Ihr glücklicher Takt und die ehrfurchtsvolle Liebe, die sie dem Greise zollte, vermieden jene Spannung und Erkältung der Gemüther, wodurch bei andern Eigenschaften der Mutter leicht der Hausfriede hätte gestört werden können. Mein mütterlicher Großvater lebte nicht bei uns, sondern auf seinem großen und reichen Landgute an der samländischen Küste, drei Meilen von der Stadt. Noch zu Lebzeiten seiner Frau und eigentlich auf deren Wunsch, hatte er sein Kaufmannsgeschäft aufgegeben und dieses Gut gekauft, das er selbst bewirthschaftete. Er lebte merkwürdig einsam, kam höchst selten in die Stadt und schien es auch nicht gern zu sehen, wenn wir viel zu ihm kamen. Wenigstens geschah dies jährlich nur einmal an seinem Geburtstage. Dann fuhr die Mutter mit mir hinaus. Der Vater begleitete uns selten. An diesem Tage war ich jedesmal in einer eigenthümlichen Spannung. Ich fürchtete mich gerade nicht vor dem Großvater, aber ich sehnte mich auch nicht nach ihm; und wenn wir in das finstre, alterthümliche, winklige, mit Erkern und Thürmchen ausgestattete, verwitterte Schloß einfuhren und ich an der Hand der Mutter die steinerne, öde Wendeltreppe hinaufstieg, überlief mich jedesmal ein leises Frösteln, das sich vermehrte, wenn ich nun vor dem ungewöhnlich großen Mann mit dem ernsten,

steinernen Gesicht und dem silberweißen Lockenhaare stand und ihm die runzelige Hand küßte. Er that auch in der That nichts, um meine Liebe zu gewinnen; er schien Kindern nicht gewogen zu sein. Sein großes blaues Auge, von langen Wimpern überhangen, von starken grauen Brauen überwölbt, hatte einen ungewöhnlich schwermüthigen Ausdruck. Obgleich er ein Siebziger war, sah man es seinen Gesichtszügen, der edlen Form seines Kopfes und dem ganzen Bau seines Körpers an, daß er einst ein sehr schöner Mann gewesen sein mußte. Er war sehr schweigsam, und selbst an diesen Geburtstagen sprach er nur das Nöthige und immer mit den kürzesten bezeichnenden Worten.

Als ich in das oben bezeichnete Alter trat und mir plötzlich Gedanken und Einfälle kamen, ich wußte nicht woher, machte ich die Bemerkung, daß die Mutter ihrem Vater sehr ähnlich sehe und ihm auch in seinen Charaktereigenthümlichkeiten sehr gleiche, aber es durchflog mich auch die Ahnung, wie ein leiser Schauer, daß dieser Mann ungewöhnliche Schicksale und große Leiden ertragen haben müsse. Die Mutter sprach natürlich nie davon zu mir, dazu war ich zu jung, und selbst der väterliche Großvater, der mir doch sonst nichts abschlug, wich mir aus, als ich ihn darüber fragte. Das Dienstmädchen aber, mit dem ich auf einen halbweg vertraulichen Fuße stand, wußte mir nichts zu berichten.

Dieses Mädchen steckte mir um die besagte Zeit — ich ging stark auf das sechszehnte Jahr los — einen Roman von dem berühmten Spieß zu, „die zwölf schlafenden Jungfrauen," eine schauerliche Geistergeschichte, und als ich diese glücklich verarbeitet hatte, eine zweite: „Das alte Ueberall und Nirgends." Diese unreinlichen Bücher versetzten mich in eine ungeheure träumerisch schauerliche Aufregung, die natürlich

dem Scharfblick der Mutter nicht verborgen bleiben konnte. Ich zitterte vor der herannahenden Nacht; ich fürchtete mich vor meinem eigenen Schatten. Die Mutter nahm mich vor, und wie hätte ich es wagen können, ihrem ruhig ernsten, prüfenden Auge etwas zu verbergen? Ich hatte sie noch nie belogen, und ich gestand auch diesmal, was ich hinter ihrem Rücken gethan. Sie verwies mir mütterlich mild und ernst mein Vergehen und nahm mir das Versprechen ab, nie wieder ein solches Buch zu lesen, das sie nicht vorher gesehn oder geprüft. Das Dienstmädchen wurde aber zum nächsten Michaelisquartale entlassen, wo eine andere in den Dienst trat, die sich gemeldet, deren äußeres Wesen der Mutter zugesagt und deren Zeugnisse befriedigend gefunden worden waren.

Dieses neue Dienstmädchen spielt eine zu merkwürdige Rolle in der nachfolgenden Geschichte, als daß ich ihr nicht eine ausführlichere Beschreibung widmen sollte. Sie mochte eine hohe Zwanzigerin sein, war klein und unansehnlich von Gestalt und so mager, daß sie einem wandelnden Gerippe glich. Ihre Gesichtszüge waren nicht unangenehm, die seltsam geröthete Haut war so straff über die Backenknochen gespannt, daß sie glänzte. Die Ränder ihrer grauen Augen waren krankhaft geröthet, wodurch der unheimliche, mehr nach Innen wie nach Außen gerichtete Blick ihres Auges noch schauerlicher wurde. Sie schien das auch zu wissen, denn sie sah Einen nie gerade an, sondern heftete das Auge fast immer auf den Boden. Ihr Haarwuchs war sehr dürftig, und aus der ganzen Erscheinung mochte man abnehmen, daß sie von schwerer Krankheit heimgesucht worden und sich nie wieder ganz hatte erholen können. Ihre Stimme war ein weiches zitterndes Flüstern; das schärfste Ohr hatte Mühe sie alles zu ver-

stehen. Vielleicht vermied sie deshalb alles unnöthige Reden; vielmehr verrichtete sie mit schweigender Emsigkeit und der größten Pünktlichkeit ihre Geschäfte, und da sie sich äußerst reinlich kleidete und hielt, sich treu und anstellig zeigte, so hatte sie bald die Zufriedenheit der Mutter gewonnen. Gleich am ersten Tage ihres Dienstes mußte sie in meinem Beisein der Mutter feierlich versprechen, mir nie ein Buch aus einer Leihbibliothek oder sonst woher zu geben oder sonst ein Geheimniß mit mir zu haben. Sie antwortete ruhig, sie kenne solche Bücher gar nicht, trage auch nicht das mindeste Verlangen eins zu lesen und sei über die Jahre hinaus, wo Dienstmädchen sogenannte Geheimnisse hätten. Sie habe auch nie ein solches gehabt, das männliche Geschlecht sei ihr mehr als gleichgültig und sie habe nie Lust verspürt sich viel um die Welt zu kümmern, selbst wenn ihre frühere Kränklichkeit sie dazu gelassen hätte. Es blieben mir also wenig Hoffnungen, durch dieses Mädchen manches zu erfahren, was ich gern gewußt hätte. Sobald sie ihre Geschäfte verrichtet hatte, ging sie auf ihre Kammer und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis die Glocke sie rief.

Sie mochte ungefähr drei Wochen im Dienste sein, als sie an einem regnerischen, stürmischen Octobertage, Nachmittags nach vier Uhr, sich im Wohnzimmer, der Mutter gegenüber befand, die ihr eben einige Befehle ertheilte. Ich war gerade aus einer französischen Unterrichtsstunde zurückgekommen und kaum in das Zimmer getreten. Plötzlich stieß die Jette — sie hieß Henriette — einen ganz kurzen und dumpfen Schrei aus, während die Mutter noch mit ihr sprach. Die Mutter wie ich sahen sie verwundert an, ich aber entsetzte mich vor dem schauerlichen Ausdruck ihrer Züge. Der sonst so gesenkte Kopf war aufgerichtet, das Auge hervorgetreten, starrte gläsern

gerade aus; die Röthe ihres Gesichts war einer fahlen Todtenblässe gewichen, die Züge drückten einen tiefen und unheimlichen Schmerz aus, und ein leichtes Zittern lief über ihre Glieder. Die Mutter fragte sie besorgt, was ihr fehle, erhielt aber keine Antwort. In dieser Verfassung stand sie ungefähr drei Minuten, wie eine Bildsäule, dann ließ die Spannung nach, und sie entschuldigte sich mit den höflichsten Worten, es sei ihr plötzlich unwohl geworden, aber schon sei der Anfall vorüber. Die Mutter erkundigte sich theilnehmend, ob sie dergleichen Zufällen öfter unterworfen sei, aber sie gab ungenügende Antwort und wich sichtlich allen näheren Erkundigungen aus. Da sie wenige Minuten darauf ihre Geschäfte mit dem alten Eifer besorgte und keine Spur von Krankheit zeigte, so machte die Mutter weiter nichts aus der unbedeutenden Unterbrechung, und es war so gut, als sei gar nichts vorgefallen. Auf mich aber hatte der Anblick des Mädchens in jenem Augenblicke einen unauslöslichen Eindruck gemacht.

Am folgenden Tage, der nicht freundlicher war als der vorhergehende, rasselte, ungefähr eine Stunde nach Tisch, ein Wagen vor unser Haus. Die Thorflügel wurden aufgethan, ich warf einen neugierigen Blick in die Hausflur und lief mit dem Ausruf zurück in's Zimmer: „Liebe Mutter, der Großvater kömmt!“ Die mir wohlbekannte alte Kutsche mit Kutscher und Pferden, die ich schon manchmal in unserm Hause gesehen, mit denen ich schon manchmal nach dem Gute gefahren, war in den Hof gerollt. Die Mutter erhob sich überrascht, wie es schien, um ihren Vater zu begrüßen; der Vater kam aus dem Comptoir zu demselben Zweck, denn auch er hatte das großväterliche Geschirr erkannt. Als sie aber in den Hof traten, kam ihnen der alte Kutscher entgegen

und stotterte mit sichtbarer großer Verlegenheit einen Gruß von seinem Herrn hervor, und derselbe ließe die Madame dringend ersuchen, sogleich auf das Gut mit hinaus zu fahren, weil der alte Herr plötzlich bedenklich erkrankt sei. Ich war auch hinausgelaufen und hörte die Rede des Kutschers mit an; ich hatte nicht bemerkt, daß das Dienstmädchen auch hinzugekommen war und dicht hinter mir stand. Ich erschrak also nicht wenig, als das Mädchen in dem Augenblick, wo der Kutscher schwieg, mehr zu sich als zu mir leise sagte: „Er ist todt," und sich dann entfernte. Die Eltern erkundigten sich unterdeß nach den nähern Umständen der Krankheit, der Kutscher aber antwortete immer verlegener und verwirrter, so daß mein Vater endlich zu ihm sagte: „Höre, Johann, es scheint mir, als wolltest Du nicht mit der Sprache heraus, und als wäre dort mehr vorgefallen, als eine schnelle Erkrankung des alten Herrn. Sollte mein Schwiegervater gestorben sein, so sag' es ohne Umschweife, Du siehst uns gefaßt, und es ist besser, wir wissen gleich das Schlimmste, als daß Du uns aus gutem Willen täuschest. Darauf sagte der Kutscher: „Nun, wenn Sie so meinen, so will ich's gestehen: der alte Herr ist gestern Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr in der Abenddämmerung von einem Schlagflusse in der Scheune, wo er eben dreschen ließ, befallen worden und auf der Stelle todt geblieben. Ich habe zwar den Arzt und den Bader eiligst herbeigeholt, sie haben ihm eine Ader geschlagen, aber bald erklärt, hier sei menschliche Hülfe umsonst, und so bin ich denn diesen Morgen in aller Frühe aufgebrochen, um Sie abzuholen, damit Sie das Nöthige besorgen möchten."

Diese Nachricht brachte in unserm Hause eine ungewohnte Aufregung hervor. Die Mutter weinte ihrem Vater Thränen

der Liebe und dachte dann, nach ihrer besonnenen Weise, sogleich daran, sein Begräbniß auf eine würdige Weise zu besorgen. Ihren Schmerz beherrschend, ging sie aus, um alles Nöthige zu der Bestattung einzukaufen. Dazu gehörte denn auch das Sterbekleid. Nach einigen Stunden kehrte sie zurück, und das Dienstmädchen trug ihr die eingekauften Sachen nach. Der Kutscher hatte unterdessen die Pferde gefüttert und angespannt, und obgleich es schon zu dunkeln begann und ein feiner kalter Regen fiel, so wollte die Mutter doch noch abreisen, um möglichen Unordnungen der vielen Dienstleute auf dem Gute, die jetzt herrenlos waren, vorzubeugen. Der Vater konnte sie leider nicht begleiten, denn er hatte schon einige Tage zuvor alle Vorbereitungen zu einer Geschäftsreise nach Polen gemacht, die er den folgenden Tag antreten mußte und die nicht zu verschieben war. Dieser Umstand machte es nothwendig, daß die Mutter dem Dienstmädchen mehrere häusliche Aufträge für die Dauer ihrer Abwesenheit ertheilte. Jette wurde hereingerufen, aber kaum hatte die Mutter zu sprechen begonnen, als das Mädchen auch wieder jenen seltsamen Ton von gestern, nur noch dumpfer und kaum hörbar von sich gab und mit gläsernen Augen und unheimlicher Spannung vor sich hinblickte, ohne den Worten der Mutter irgend Aufmerksamkeit zu schenken. Diese bemerkte es anfangs im Eifer der Rede nicht, mir jedoch war es nicht entgangen. Als das Mädchen aber auf eine an sie gerichtete Frage keine Antwort gab, wurde die Mutter unwillig und tadelte sie heftiger als wohl sonst ihre Art war. Zur Erhöhung dieses Unwillens wurde die Mutter durch Fragen inne, daß das Mädchen von den erhaltenen Aufträgen gar nichts wußte. Die strenge Mutter schalt die Unaufmerksame aus, so daß sie in Thränen ausbrach und jammernd bat, die

Mutter möchte ihr alles nur noch einmal sagen, sie werde es nun gewiß genau merken und bestens besorgen. Die Mutter schüttelte über das wunderliche Benehmen des Mädchens den Kopf, willfahrtete ihr aber, überzeugte sich, daß sie nun alles begriffen, und nahm mit einbrechender Nacht von uns Abschied. Der Wagen fuhr ab, das Dienstmädchen ging an ihre Geschäfte, und mich trieben schauerliche Gefühle in den behaglichen Bereich des väterlichen Großvaters. Zum erstenmal wollte mir nicht schmecken, was er mir an süßem Naschwerk auftischte, und ich machte meinem gepreßten Herzen durch einen Thränenstrom Luft. Meinem großväterlichen Freunde gelang es indessen bald, mich wieder zu beruhigen.

Am andern Morgen, als ich aufstand, war mein Vater ebenfalls abgereist, und ich befand mich mit dem Großvater und dem Dienstmädchen allein im Hause. Dieser aber verließ sein Zimmer nicht. Es war das erste Mal, daß ich in einem solchen Falle war, und wäre das frühere Dienstmädchen noch im Hause gewesen, so würde ich mich wahrscheinlich sehr wohl befunden haben. Sie hätte mir Mährchen, Sagen und Gespenstergeschichten erzählt, oder wir hätten zusammen eine Geistergeschichte gelesen und uns in jenen angenehmen erregten Zustand versetzt, der bei kleinen und großen Kindern Folge einer solchen schauerlichen Unterhaltung zu sein pflegt. Aber das neue Dienstmädchen war mir fremd, ich hatte eine unbezwingliche Scheu vor ihrem sonderbaren Wesen, und sie zog sich sichtlich vor mir zurück. So lange es noch Tag war, fühlte ich von diesem Alleinsein keine drückende Unbequemlichkeit. Ich besuchte meine Unterrichtsstunden und ein

paar gute Freundinnen, aß, trank und spielte, wie mir's gelegen war. Sobald es aber dämmerig wurde, fühlte ich mich von unheimlichen Empfindungen beschlichen. Der Großvater ging fast jeden Tag um diese Zeit in Gesellschaft und kehrte erst zur Essenszeit nach acht Uhr zurück. Die Mutter hatte mir streng verboten, Abends auszugehen, und von meinen Gespielinnen war keine zu einem Besuch bei mir zu bewegen, weil das Herbstwetter in der That abscheulich war. Da saß ich denn in dem hohen düstern Zimmer allein und versuchte es beim Schein der einzigen Kerze ein Exercitium aus Mozins französischer Grammatik zu machen, was mir aber durchaus nicht gelingen wollte. Meine Blicke schweiften vom Blatte ab an den altväterischen Möbeln und an der Decke umher. Es war mir, als bewegten sich die Schatten und würden zu ungeheuerlichen Gestalten. Der Regen schlug an die Fenster, das Feuer im Ofen knisterte so gespenstisch, die Katze sah mich mit unheimlich glühenden Augen an, ich konnte den todten Großvater nicht aus den Gedanken bringen, und das Herz klopfte mir vor Furcht und Bangen, wie ein Hammer in der Brust. Endlich konnte ich es nicht mehr ertragen allein zu sein, es war mir, als huschten tausend Gespenster an den Wänden hin, glotzten mich mit großen fremden Augen an und griffen mit Schattenarmen nach mir. Kaum wagte ich mich zum Glockenzug, um das Dienstmädchen zu citiren. Jette schlich herein selbst wie ein Gespenst, so daß ich heftig vor ihr erschrak, und fragte scheu und leise in einem unangenehm weinerlichen Tone, was ich zu befehlen habe? „Ach Jette," sagte ich schier verzweiflungsvoll, „Du darfst mich nicht allein lassen, ich fürchte mich. Setze Dich zu mir und erzähle mir ein Mährchen oder eine Gespenstergeschichte."

„Ich weiß weder ein Mährchen, noch eine Gespensterge-

schichte," versetzte sie verdrießlich. „Ich kann Ihnen gar nichts erzählen, Mamsellchen, denn ich weiß nichts."

„Höre, Jette, das ist nicht wahr," sagte ich ärgerlich. „Es lebt kein Mensch in der Welt, der nicht eine hübsche Geschichte wüßte, und Deine Mutter hat Dir gewiß vieles erzählt, was Du nicht vergessen hast, Du willst nur nicht, und das ist gar nicht schön von Dir."

„Ach lieber Gott! Ich habe meine Mutter gar nicht gekannt," sprach Jette noch trauriger. „Die ist gestorben, ehe ich zur Welt gekommen bin; die hat mir nichts von ihrem traurigen Schicksal erzählen können."

„Aber wie kannst Du denn sagen, Deine Mutter wäre gestorben, ehe Du geboren wurdest?" fragte ich verwundert und setzte leiser mit Schamröthe auf den Wangen hinzu: „Da ist ja gar nicht möglich."

„Ach, Mamsellchen, erlassen Sie mir das!" flehte die Magd mit einem Jammertone, der mir durch die Seele schnitt und mich verstummen machte. Nach einigen Augenblicken großer Verlegenheit fuhr ich fort: „Nun so erzähle mir etwas anderes, es mag sein was es will, nur daß ich Deine Stimme höre."

Das Mädchen kämpfte sichtbar mit sich selber, aber endlich sagte sie wieder kurz und leise: „Ich weiß nichts."

Diese Erklärung brachte mich in Harnisch; mein Stolz wurde der, meiner Meinung nach ungehorsamen Magd gegenüber rege, und ich rief: „Du denkst, Du wärst mir keinen Respekt schuldig, weil ich noch so jung bin, aber Du irrst sehr, ich habe Dir auch zu befehlen, und jetzt, wo die Mutter nicht zu Hause ist, mußt Du mir gehorchen. Und ich befehle Dir, daß Du mir gleich eine Geschichte erzählst!"

Statt aller Antwort fing Jette heftig zu schluchzen an,

und ihre Thränen und ihr Jammer ließen mich kaum die Worte verstehen: „Ach, Mamsellchen, Sie wissen nicht, was Sie verlangen. Glauben Sie mir, ich zolle Ihnen den größten Respekt, und es fällt mir gar nicht ein, mich widerspenstig oder ungehorsam gegen Sie zu zeigen. Ich liebe und verehre Sie, wie Ihre Frau Mutter; Sie sind ja ein so schönes junges Frauenzimmer, und ich wünsche Ihnen alles Heil und Glück der Welt.“

Gerührt von diesen Worten fragte ich sanft: „Ist es denn wirklich wahr, daß Du gar keine Geschichte weißt? sei aufrichtig!“

„Ach! ach!“ weinte das Mädchen noch weit heftiger, „ich kann und will Sie nicht belügen, ich weiß manche Geschichte, aber Sie verlangen das Schrecklichste von mir, daß ich Ihnen erzählen soll; nein, ich kann und darf nicht.“ Und nun schrie sie ganz trostlos und verzweiflungsvoll.

Bestürzt über diese unerwartete Erklärung und über das wunderliche Benehmen des Mädchens wußte ich nicht, was ich sagen oder thun sollte.

„Hat es Dir denn die Mutter verboten?“ fragte ich endlich klei nlaut.

„Nein, aber mein Herz verbietet es mir, und doch möchte ich Ihnen gern gefällig sein. Ich weiß vor Angst und Bangen nicht, was ich thun und lassen soll und bin in einem fürchterlichen Zustand. Ach, mir wäre besser, ich wäre auch todt, denn ich bin ein gar zu elendes Geschöpf! Glauben Sie mir, es gibt auf der ganzen weiten Erde unter den vielen Millionen Menschen keinen, der so unglücklich wäre, wie ich.“

Diese Worte waren natürlich geeignet, meine Aufregung auf das Höchste zu treiben. Neugierde, Furcht, Mitleiden, Grausen stürmten durch meine junge Brust, aber die Begierde

mehr von des Mädchens außerordentlichem Schicksal zu wissen, behielt endlich die Oberhand. Das Wort „todt," das sie ausgesprochen, hatte mir in das Gedächtniß zurückgerufen, daß ich es heute schon einmal von ihren Lippen gehört, und nun fiel mir ein, daß sie auf eine unerklärliche Weise behauptet hatte, der Großvater sei todt, da der Kutscher doch eben nur von dessen Erkrankung gesprochen hatte. Jetzt hatte ich einen Anhaltepunkt, und über diesen befremdenden Umstand mußte ich mir vor allen Dingen Licht verschaffen. Ich zitterte vor Aufregung; es flirrte mir vor den Augen, und ich glaube, nichts in der Welt, selbst das Verbot der Mutter nicht, was für mich doch das höchste Gesetz war, hätte mich jetzt abhalten können, dem Mädchen ihr unglückliches Geheimniß abzuquälen.

„Sag' mir, Jette," fragte ich mit gedämpfter unsicherer Stimme, „woher wußtest Du denn, daß der Großvater todt war, als der Kutscher kam?"

Sie schrak zusammen und starrte mich an, daß ich zurückbebte. „Woher wissen Sie denn, daß ich so etwas gewußt hätte?" fragte sie mit Angst in jedem Tone. „Ich habe es nicht gewußt."

„Du hast es mir ja selbst gesagt."

„Daß sich Gott erbarme! Hab' ich das wirklich? Nein, nein, Mamsellchen; Sie irren sich; ich habe das nicht gesagt; ich kann es nicht gesagt haben."

„Und doch hast Du's gesagt. Leugne es nicht! Ich habe es zu deutlich gehört als Du dumpf und schauerlich vor Dich hin sagtest: er ist todt!"

„Das ist der Gipfel meines Unglücks, daß ich das immer sagen muß und nachher nichts davon weiß. So sehr ich auch mit mir kämpfe und wehre, mein entsetzliches Geheimniß

zu verschweigen, eine mir unbekannte Macht in mir, die stärker ist als mein Wille, zwingt mich zuletzt immer, es herauszusagen.“

Mir sträubten sich die Haare bei diesen Worten, und doch fühlte ich ein wonnig grausiges Gefühl meine Nerven überrinnen, es war die Wonne des Entsetzens, das sich Berühren zweier Extreme, die man wenig beisammen sieht. Mir war nicht anders, als müßten jeden Augenblick die düstern Wände der Stube zurückweichen und mir ein Blick in das unübersehbare Reich der Geister vergönnt sein. Ein unwiderstehliches Verlangen trieb mich zu dem Wunsche, das Schauerlichste zu sehen und zu hören, und doch zog sich mein Herz krampfhaft vor Furcht und Beben zusammen.

„Da Du also gezwungen bist mir zu sagen, was ich wissen will,“ fuhr ich fort, „so sage mir unverzüglich, wodurch Dir des Großvaters Tod früher als uns Andern im Hause bekannt war?“

Das Mädchen konnte erst lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen; endlich stöhnte sie: „Ach, mein Gott, warum hast Du mich so namenlos unglücklich gemacht? Und warum gibst Du mir nicht den Tod, da ich doch den Todten mehr angehöre als den Lebenden?!“ Dann wandte sie sich zu mir mit den Worten: „Ich weiß, daß das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, was Sie zu wissen befehlen und was ich noch mehr von jener düstern unwiderstehlichen Macht, die mein armes Leben beherrscht und in die schauerliche Einöde eines Kirchhofs verwandelt, gezwungen werde Ihnen zu sagen, mich aus Ihrem elterlichen Hause vertreibt, wo ich ein ruhiges, gutes Plätzchen gefunden zu haben hoffte, und mich in das alte Elend, in Hunger und Frost, Krankheit und Jammer hinausstößt, aber ich muß nun erzählen, ich muß.

Sie werden vor mir zurückschaudern, wie vor einem Auswurf der Menschheit, aber ich schwöre Ihnen zu Gott, ich bin und leide unschuldig, ich habe nichts verbrochen, nichts gethan, womit ich dies gräßliche Schicksal, zu dem ich verdammt bin, verdient hätte. Ich habe grenzenlos gelitten, von Kindesbeinen an, und da ich selbst nie eine Sünde an Gott oder den Menschen begangen habe, so werden wohl, nach dem schauerlichen Ausspruche der Bibel, die Sünden meiner Eltern, die ich nicht gekannt habe und von denen ich nichts weiß, an mir armem beklagenswerthem Geschöpfe heimgesucht werden."

„Erzähle nur, erzähle!" rief ich ungeduldig; denn ich brannte vor grauseliger Begierde, das Geheimniß des Mädchens zu erfahren.

„Mir erscheinen die kurz vorher Verstorbenen, und auch Ihren Großvater habe ich vorgestern im Augenblicke seines Todes und gestern und heute gesehen," flüsterte sie unheimlich und schauderte sich.

Ich that einen Schrei und fühlte, wie ich kalkweiß im Gesicht wurde; an allen Gliedern zitternd, drückte ich mich n eine Ecke des Federkanapees und wagte kaum, wozu es mich doch unwiderstehlich trieb, die vor Furcht thränenden Augen im Zimmer umherzuschicken, mit einer Angst, die mir siedend heiß machte und mir die Zunge an den Gaumen leimte, den Geist des Großvaters ebenfalls zu erblicken. Ich fürchtete mich vor der schrecklichen Geisterseherin, aber ich würde mich noch weit mehr gefürchtet haben, wenn ich allein gewesen wäre, und überdies überwog mein Verlangen, die haarsträubende Geschichte zu erfahren, doch alle andern Gefühle in mir. Das vorige Dienstmädchen hatte mir nur Geschichten erzählt, die sie selbst erst gehört oder gelesen, nichts

Selbsterlebtes; hier aber hatte mir der Zufall ein Wesen zugeführt, daß nicht nur aus eigner Erfahrung erzählen konnte, sondern durch eine schauerliche und übermenschliche Bestimmung an den Geheimnissen persönlich betheiligt war, die der Schleier des Todes menschlichen Augen verbirgt, an Geheimnissen, in die ein einziger Blick die meisten Menschen zum Wahnsinn bringen würde. Man kann sich denken, daß dadurch mein Interesse an der Erzählerin auf die höchste Spitze aller meiner Gefühle und Empfindungen getrieben wurden, auf die des wollüstigen Entsetzens. Meine Pulse flogen, abwechselnd liefen mir kalte und heiße Schauer über die Haut, meine unwillkührlich gefalteten Hände zitterten, und die Knöchel meiner Finger brannten an einander; Zunge und Mund waren mir salztrocken, aber ich dachte nicht daran, sie anzufeuchten; ich bog mich in das Kissen zurück und schloß die Augen.

„Vorgestern Nachmittag, als Sie eben aus der französischen Stunde kamen,“ fuhr Jette fort, „und Ihre Frau Mutter zu mir sprach, sah ich plötzlich die geisterhafte Gestalt eines sehr großen Mannes mit eisgrauen Locken hinter ihr wegschreiten. Ich hatte seit Jahr und Tag keine solche Erscheinung gehabt und mich schon der freudigen Hoffnung hingegeben, daß ich von der fürchterlichen Geistersehergabe, die ich stets für eine ungewöhnliche Krankheit gehalten habe, geheilt sei; um so größer war mein Schrecken, als ich den Geist so plötzlich erblickte. Hier an der Ecke des Tisches, wo er mir sichtbar wurde, ging er hinter Ihrer Mutter weg, welche auf dieser Stelle stand, nach dem Hintergrunde des Zimmers zu, wo der Ofen steht. Aber dort hinten sah ich den Ofen nicht und auch nicht die übrigen Gegenstände an den Wänden, ja diese Wände selbst nicht mehr, sondern ich

erblickte andere Wände und eine große alte schwarzbraune Spinde, auf die der Geist zuschritt, sie öffnete, ein geheimes Fach hervorzog und ein Papier herausnahm. Die Wände und die Spinde, sowie das Papier war alles geisterhafte Erscheinung, wie der Mann selbst. Das unterscheidet sich von den wirklichen Dingen durch ein gewisses Etwas, das ich Ihnen nicht mit Worten beschreiben kann. Genug ich weiß auf der Stelle genau, was geisterhafte und was wirkliche Erscheinung ist. Nun wissen Sie, weshalb ich so sehr erschrak, daß ich aufschrie und leichenblaß wurde. Denn jedesmal, wenn ich einen Geist sehe, ist es mir, als ob mir die Seele gewaltsam aus dem Leibe gezogen würde; ich muß einen Schmerz erdulden, den ich mit nichts weiter vergleichen kann, als wenn mich Jemand mit fürchterlicher Gewalt an den Haaren risse, um mir auf diese Weise den Kopf vom Rumpfe zu reißen; aber das Gefühl ist doch weit anders und weit schlimmer. Es läßt sich eben nicht mit Worten beschreiben, und ich kann weiter nichts sagen, als daß es ganz entsetzlich ist."

Während dieser Erzählung glaubte ich etwas Aehnliches zu fühlen; ich wagte nicht die Augen aufzuschlagen und nach der bezeichneten Stelle hinzurichten, und um keinen Preis in der Welt hätte ich jetzt von der Tischecke nach dem Ofen hin gehen können. Das Mädchen fuhr nun unaufgefordert in ihrer Erzählung fort und verfiel allmählig in eine Art mir widerwärtiger Plapperhaftigkeit, die mir des ernsten Gegenstandes sehr unwürdig schien und mir gar nicht zu dem tristen Wesen Jettens und ihrer schauerlichen Bestimmung passen wollte, die aber für mich das Gute hatte, daß sie mich ernüchterte und mir allmählig meine Geistesgegenwart wiedergab. Indem ich mich nämlich über die dumme Art ihres

Vortrags ärgerte, wurde mein Geist mehr und mehr von dem Schrecken der Erscheinung selbst abgezogen, und ich vermochte ruhiger und mit prüfendem Verstande zuzuhören. Sie erzählte:

„Gestern Nachmittag, ganz zu derselben Zeit, als Ihre Frau Mutter zur Abreise fertig war und mir die nöthigen Aufträge für ihre Abwesenheit ertheilte, sah ich den Geist wieder in derselben Gestalt und auch die Spinde wieder, auf die er losging, sie öffnete und das Papier herausnahm. Nun wußte ich, daß der Geist der Ihres verstorbenen Großvaters war.“

„Wußtest Du denn das Tages vorher nicht?“ fragte ich befremdet.

„Nein. Woher hätte ich es auch wissen sollen? Ich hatte ja in der kurzen Zeit, die ich erst im Hause bin, noch nicht einmal gehört, daß Ihr mütterlicher Großvater noch lebte, geschweige wo er lebte und wie er aussah. Als ich nun die Erscheinung vorgestern zum ersten Mal erblickte, wußte ich nur, daß sie der Geist eines kürzlich Verstorbenen sei, der in irgend einer nahen Beziehung zu Ihrer Familie gestanden habe. So wie aber der Kutscher gestern kam und seinen erdichteten Gruß angesagt hatte, wußte ich, woran ich war.“

„Beschreibe mir doch den Geist näher,“ sagte ich mit gewonnenem Muth, indem sich in mir ein kleiner Zweifel an der Wahrheit der ganzen Geschichte unwillkührlich zu regen anfing. Ich dachte nun schon daran zu prüfen; die Kritik wurde lebendig in mir.

„Er ist ein sehr großer und starker Mann, wie es wenige gibt; den Kopf trägt er etwas auf die Brust gesenkt. Er hat eine große majestätische Sattelnase, die mit seinem großen durchdringenden Auge dem Gesicht einen sehr ehrwürdigen

Ausdruck verleiht. Bart habe ich nicht an ihm bemerkt, wohl aber schneeweiße Locken, die ihm von den Schläfen und in den Nacken herabhingen. Unter dem linken Auge auf der Wange sah ich eine große Warze, aus der ein Büschelchen weißer Haare emporgesproßt war. Die Wimpern hingen dicht und lang über die Augen, und die Brauen waren stark und buschig; die Stirn ist rund und hoch, und von der Nasenwurzel ziehen sich zwei tiefe Falten bis auf die Zähne. Sein Gang ist langsam und schleppend. Es will mich fast bedünken, als habe er am linken Bein oder Fuß einen Schaden, der ihm beim Auftreten Schmerzen verursache; denn er tritt nicht so gewichtig darauf wie auf den Rechten.“ —

Mir grauste es von neuem. Zug für Zug beschrieb das Mädchen die ungewöhnliche Gestalt des verstorbenen Großvaters so genau, daß ich ihn selbst vor mir zu sehen glaubte. Vorzüglich die Warze auf der linken Wange unter dem Auge und der Schmerz in dem linken Beine erschreckten mich, denn von dieser Warze hatte ich, wenn ich mich in der Nähe des Großvaters befunden hatte, die Augen nicht abwenden können, und im linken Beine hatte er seit einem Jahre einen rheumatischen Schmerz gehabt, der ihn gar sehr am Gehen gehindert. Nun beschrieb sie aber auch die Kleidung.

„Er hatte eine weißbaumwollene Nachtmütze auf dem Kopfe, ein schwarzseidenes Halstuch leicht umgeschlungen, über das der weiße Hemdkragen herfiel; über der grau und dunkelgrünen Wollcourt-Weste trug er ein wattirtes schwarzseidenes Wamms, wie ich es noch an keinem Manne gesehen habe, und endlich einen langen braunen und gelbgeblümten Schlafrock, der vorn offen stand. Die kurzen Beinkleider von schwarzem Sammet sind an den Knieen mit silbernen Schnallen

über weißwollenen Strümpfen befestigt, und an den Füßen hatte er Hausschuhe von rohem Kalbsleder."

Die Kleidung traf wieder zu bis auf das schwarzseidene Wamms, welches ich nie am Großvater gesehen hatte.

„Heute habe ich ihn aber im Sterbekleide gesehen," fuhr Jette fort.

„Heute hast Du ihn wieder gesehen?" rief ich erschrocken. „Du warst ja aber gar nicht hier im Zimmer."

„Ich sah ihn zur bestimmten Stunde auf meiner Kammer, wohin ich mich zurückgezogen hatte. Die Spinde war auch wieder da, und er langte das Papier heraus und verschwand dann."

„Und im Sterbekleide?"

„Ja. Es war schneeweiß von vorn; aber als er an mir vorüber ging und ich ihn nun von hinten sah, gewahrte ich einen langen und breiten gelblichen Streif, der den Rücken herab bis auf den Boden lief und etwas länger war, als das übrige Kleid, so daß der Geist ein Stück wie eine Schleppe am Boden nachzog. Was das mit dem schmutziggelben Streif soll, habe ich nicht errathen können. Die baumwollne Mütze hatte er auch nicht mehr auf; die Haare waren ihm schön gescheitelt und gekämmt und auf dem Hinterkopfe mit einem neuen Messingkamme befestigt."

Nachdem Jette mit der Beschreibung des Geistes meines Großvaters fertig war und ich sie durch Fragen zu einigen Wiederholungen veranlaßt hatte, war in mir ein wahrer Heißhunger nach ähnlichen Erlebnissen von ihr erwacht, und sie ließ sich jetzt, im Gegensatze zu ihrer frühern Hartnäckigkeit, gar nicht lange bitten, mir von früher gehabten Erscheinungen weitläufig zu erzählen. Wenn ich Alles, was ich an diesem Abend und weit in die Nacht hinein, sowie an den

folgenden Tagen bis zur Heimkehr der Mutter von ihr erfuhr, wiedergeben wollte, so müßte ich ein Buch füllen. Eine Geschichte war immer wunderbarer als die andere, und viele davon sind mir wieder aus dem Gedächtniß entschwunden. Manche dagegen sind mir geblieben, und die interessantesten will ich erzählen. Höchst merkwürdig ist, daß Jette nicht allein die Geister abgeschiedener Menschen, sondern auch Thiergespenster, namentlich Hunde und Pferde, gesehen zu haben behauptete.

Jette hatte eine schrecklich trübselige Jugend gehabt; ohne Eltern und Verwandte war sie in Windenburg, einem Städtchen am curischen Haff in der Niederung, woher ihre Mutter gebürtig gewesen, von der städtischen Gemeinde erhalten und erzogen worden und im Armenhause, einer elenden Barake, aufgewachsen. Als Kind hatte sie schwere Krankheiten durchgemacht, und Niemand hatte sich um sie bekümmert; sie war in ihren größten Nöthen sich meist selbst überlassen geblieben. Wenn sie gesund gewesen, hatte sie ganze Tage an einer einsamen Stelle am Ufer gesessen und auf den stillen Wasserspiegel des Haffs hinausgeschaut, und im Nebel, der den größten Theil des Jahrs auf jenen Wasserflächen lastet, hatte sie wunderbare Gestalten gespenstiger Schiffe und Kähne, schattenhafte Wasserthiere und die Geister ertrunkener Menschen erblickt; wenn sie aber Jemand etwas von diesen Erscheinungen gesagt, so war sie verlacht oder gescholten worden und hatte wohl gar Schläge bekommen. In ihrem funfzehnten Jahre war sie nach Tilsit gewandert, um sich als Lauf- oder Kindermädchen zu vermiethen, und sie hatte dort einen solchen Dienst bei einem Bäcker gefunden. Ich will sie die sonderbare Erscheinung, die sie in diesem Hause hatte, die erste wichtige und bedeutungsvolle, selbst erzählen lassen.

„Meine Dienstherrschaft bestand aus einem jungen hübschen Ehepaar, das sich tüchtig rührte, um etwas vor sich zu bringen. Sie hatten vier Kinder, zwei Knaben von sieben und fünf Jahren, ein Mädchen von zwei Jahren und einen Säugling von sechs Monaten, auch ein Knäbchen. Für die Wartung der beiden jüngsten Kinder war ich vorzüglich gemiethet, da die Mutter fast ihre ganze Zeit auf das Geschäft verwenden mußte. Weil ich es nun gut mit den Kindern meinte und sie gern bei mir waren, so hatte ich es auch gut; denn die Frau gab mir manches Stück Kuchen und feines Backwerk, was bis dahin noch nicht über meine Zunge gekommen war. Dafür zeigte ich mich hinwiederum dankbar und that oft über meine Kräfte. So auch als der älteste Knabe, Josef, an einem hitzigen Fieber krank wurde, wachte ich jede Nacht an seinem Bettchen und gab ihm die Arznei pünktlich ein. Nun wohnte einige Häuser von uns ein reicher Graf in einem hohen, sehr weitläufigen, alten steinernen Hause, das man füglich ein Schloß hätte nennen können. Er war ein Mann in seinen besten Jahren, hatte eine schöne Gemahlin und Söhne und Töchter; in der Umgegend besaß er viele Güter und machte ein großes Haus. Die Feste und Gastereien rissen nicht ab, und vornehme adlige Herren und Damen aus Preußen und Polen waren da immer zu finden. Im Herbst waren ihrer oft über hundert, die dann mit der gräflichen Familie auf die Güter auf die Jagd gingen. Meine Dienstherrschaft hatte aus dem gräflichen Hause vielen Verdienst; denn es wurden alle Kuchen und sonstiges Backwerk, was dort verzehrt wurde, bei uns gebacken. Ich hatte den Grafen öfter gesehen, wenn er an unserm Hause vorüber ritt oder in seiner prächtigen Kutsche an der Seite der Gräfin und mit den jungen Grafen und Gräfinnen vorüberfuhr; ich armes unbedeutendes Dienst=

mädchen war aber gewiß niemals von dem schönen vornehmen Grafen bemerkt worden.

Eines Nachts nun, als ich an Josefs Bettchen saß und das Kind schlief und die Frau mit dem jüngsten Kinde im Bette daneben ebenfalls ruhig schlief, umnebelten sich plötzlich meine Sinne, und ich sah aus der offenstehenden Thüre, welche in die Schlafkammer des Meisters und der beiden andern Kinder führte, einen merkwürdigen Zug herauskommen. Es waren sechs große brandschwarze Pferde an einen prächtigen aber ebenfalls schwarzen Reisewagen gespannt. Der Kutscher auf dem Bock war ein bildschöner bleicher Jüngling mit schwermüthigen Augen und langen schwarzen Locken. Im Wagen aber saß ganz allein der Herr Graf in einer prächtigen Uniform, die ich früher nicht an ihm gesehen, und mit Ordenssternen und Kreuzen auf der Brust. Die Pferde gingen Schritt vor Schritt, und als sie an Josefs Bettchen kamen, wurden sie vom Kutscher angehalten, und der Wagen stand still. Der Knabe richtete sich im Bettchen auf, und der Graf bog sich aus dem Schlage und schien mit dem Kinde zu sprechen; ich sah das aber nur und hörte nichts, keinen Ton, geschweige ein Wort. Plötzlich sprang der mir wohl bekannte Jäger des Grafen hinten von der Kutsche — ich bemerkte ihn jetzt erst —, öffnete den Schlag und hob den kleinen Josef, dessen Hemdchen sich in ein langes faltenreiches, schneeweißes Sterbekleid verwandelt hatte, in den Wagen, verschloß ihn, sprang wieder hinten auf, und der fremde Kutscher trieb die Pferde an. Das Kind saß an des Grafen Seite, und langsam fuhr der Wagen zur andern Thüre hinaus. Ich zitterte und bebte an allen Gliedern und fühlte mich am ganzen Körper wie gelähmt; auch empfand ich jenen eigenthümlichen Schmerz, den ich Ihnen vorhin anzudeuten versuchte. Als er von mir

wich, sah ich das Kind zu meiner Freude neben mir im Bettchen liegen und ruhig schlafen, wie zuvor. Am andern Morgen war ich aber nicht wenig erstaunt, als der Knabe seiner Mutter mein ganzes Gesicht mit den kleinsten Umständen als einen Traum erzählte, den es in der verwichenen Nacht geträumt; er gab aber auch die Worte wieder, welche der Graf mit ihm gesprochen. — Komm, Josef — hatte der Graf gesagt — und fahre mit mir; ich will dich in ein weit schöneres Haus bringen, in einem herrlichen Lande, wohin ich eben reise, und wo du es sehr gut haben sollst. Willst du mit mir? — Ei ja wohl! hatte der Knabe geantwortet; ich möchte aber meinen Bruder Heinrich (so hieß der zweite Knabe) auch mit haben. —

— Den können wir jetzt nicht gleich mitnehmen, aber in sieben Wochen will ich ihn nachholen und zu dir bringen.

Darauf hatte sich Josef in den Wagen an die Seite des Grafen gesetzt und war mit ihm von dannen gefahren. Weiter wußte er auch nichts zu erzählen, nur daß er in kindischer Lebhaftigkeit und mit den seinen Jahren und Verstandeskräften entsprechenden Worten die Pracht des Wagens, der Pferde, des Geschirres und der Uniform des Grafen beschrieb.

Die Meistersfrau machte nichts aus dem Traume; wenn sie mich beobachtet hätte, so würde mich mein Schrecken ihr verrathen haben. Ich verschwieg mein Gesicht und weinte heimlich bitterlich; denn ich wußte nun, daß nicht nur der Graf und Josef, sondern auch Heinrich bald sterben würden, und ich hatte die Kinder sehr lieb. Der Graf erfreute sich aber zu dieser Zeit der besten Gesundheit und ritt mit seinen Freunden oft vorüber nach seinen Gütern auf die Jagd. Endlich kam er der großen Jagden wegen gar nicht wieder in die Stadt zurück, und ich sah und hörte nichts von ihm. Josef's

Krankheit besserte sich bald darauf, und eine Woche später war er so weit hergestellt, daß er wieder auf die Straße lief. Dies Alles konnte mich indeß nicht irre machen; ich war der traurigen Zukunft gewiß und fühlte mein Herz immer wie von Centnersteinen belastet. — Es trat kaltes Regenwetter ein mit Schnee untermischt, böse Tage, wie sie der November meist bringt. Josef kam eines Abends durchnäßt und durchkältet heim; sein kurz zuvor stark erwachter Appetit hatte sich verloren, er klagte über Kopfschmerzen und fieberte in der folgenden Nacht stark. Genug die Krankheit hatte einen Rückfall, das Kind wurde von Tag zu Tag kränker; und am ein und zwanzigsten Tage starb es kurz vor Mitternacht. Ich kniete weinend an seinem Bettchen; die trostlose Mutter hielt den schönen mit dem Tode ringenden Knaben im Arm. Ich schlug die thränenmüden Augen nach ihm auf und — schrak furchtbar zusammen; denn ich sah den Geist des Grafen dicht am Bettchen stehen, die Augen schwermüthig auf das sterbende Kind geheftet. Der Graf hatte ein reiches Jagdkleid an und lehnte sich auf eine lange Doppelflinte, die er in der Hand hielt. Ich schrie, vom fürchterlichsten Schmerz gepeinigt: Der Graf! der Graf! In diesem Augenblick war Josef todt und die Erscheinung verschwunden. Von der Dienstherrschaft über den seltsamen Ausruf befragt, mußte ich nun Alles bekennen. Man hielt mich für eine halb verrückte Träumerin, als aber am folgenden Tage die Nachricht einlief, daß der Graf Abends vorher auf der Heimkehr von der Jagd in der Mitte seiner Freunde durch eigene Unvorsichtigkeit verunglückt war, indem er sich beim Ueberspringen eines Grabens auf seine noch geladene Doppelflinte gelehnt und diese losgegangen und ihn tödtlich verwundet hatte, so daß er eine Stunde vor Mitternacht ver-

schieden war: da grauste es den Leuten vor mir, der unheimlichen Geisterseherin. Die Meistersfrau fürchtete sich so vor mir, daß sie nicht mit mir allein bleiben wollte. Der Meister gab mir reichlich Geld als Entschädigung und sagte, daß ich mir einen anderen Dienst suchen sollte, sobald Josef begraben sei. Mir war als müßte ich mich todt weinen, und doch konnte ich die guten Leute nicht darum verdenken, daß sie mich nicht in ihrer Nähe dulden wollten. Ich rüstete mich also mit unaussprechlichem Kummer zum Abzug. Es gelang mir einen anderen Dienst zu finden. Aber erst wollte ich meinen lieben schönen Josef mit bestatten. Unterdessen war die Leiche des Grafen in die Stadt gebracht worden. Abends vor der Bestattung wurde sie auf dem Paradebette ausgestellt, und Jedermann zugelassen. Ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang den verunglückten Mann zu sehen, mit dem ich in einer so geheimnißvollen und übernatürlichen Verbindung stand. Er hatte dieselbe reiche Uniform an und war mit den Orden geschmückt, wie ich ihn in dem schwarzen Wagen sitzen gesehen hatte. Am anderen Tage wurden er und Josef zu gleicher Zeit begraben.

In meinem neuen Dienste erkundigte ich mich ängstlich nach Heinrich. Ach, auch er erlag dem düsteren Schicksale! Von derselben Krankheit befallen, wie sein Bruder, starb er gerade sieben Wochen später, wie das Gespenst des Grafen vorausgesagt hatte." —

Höchst merkwürdig und ergreifend war mir folgendes Erlebniß Jettens, in welchem Traum und Todtengesicht wunderbar schauerlich in einander griffen:

„Ich war fünf Jahre im Dienste bei einem Pfarrer meiner Vaterstadt. Er war ein herzensguter Mann und in Wort und That ein rechter und ächter Seelsorger, Vater und Berather seiner Beichtkinder und aller Hülfsbedürftigen, die sich an ihn wandten. Seinem frommen und mitleidigen Herzen verdankte ich auch die Aufnahme in sein Haus. Ich war krank und elend in das städtische Krankenhaus gebracht worden. Dort hatte er mir das heilige Nachtmahl gereicht und mich nachher mehrmals besucht, um mir geistige Labung zu spenden. Auch aus seiner Küche ließ er mir zuweilen Speisen zukommen, die meinem Zustande angemessen waren. Aber er ließ es nicht dabei bewenden. Sobald ich genesen war, erheiterte er meinen trüben Blick in die Zukunft mit der Erklärung, daß er mich als Dienstmädchen in's Haus nehmen wolle, wo ich seiner kranken Frau eine gewissenhafte Wärterin werden möchte. Die Frau Pastorin war nämlich seit einer Reihe von Jahren vom Schlagfluß auf der rechten Seite gelähmt, so daß die Glieder dieser Seite gänzlich unfähig waren ihre Schuldigkeit zu thun. Sie konnte an einer Krücke nur mühsam forthumpeln und saß meist in einem Rollstuhle. Natürlich brauchte sie eine treue Dienstmagd, der sie die Besorgung des Hauswesens ganz anvertrauen konnte. Das wurde ich denn nun im besten Sinne des Wortes. Ich wartete und pflegte die leidende Frau nach Kräften und that, was ich ihr und dem Herrn Pastor nur an den Augen absehen konnte. Sie hatten eine einzige Tochter, die nach Danzig an einen Kaufmann verheirathet war und nur jährlich einmal zum Besuch kommen onnte. Meine fromme Dienstherrschaft unterhielt sich Abends stets von göttlichen Dingen; meist las der Herr Pastor aus einem Buche vor, und daran knüpften sie dann ihre erbau-

lichen Zwiegespräche. Ich durfte stets Zuhörerin sein, auch wohl meine Meinung unverholen sagen und um Belehrung bitten. Diese Abende sind die genußreichsten meines Lebens gewesen. So waren vier Jahre in Ruh und Frieden vergangen, und ich hatte von Geistern im Ganzen genommen wenig Anfechtung gehabt. Da schrieb die Tochter, daß sie zu der bestimmten Zeit dies Jahr nicht kommen könne, da Gottes Gnade den Keim eines neuen Lebens in sie gelegt. Sie wolle ihre Niederkunft erst abwarten und dann, wenn der Herbst feste schöne Witterung bringe, mit dem neugeborenen Weltbürger kommen, um ihn den geliebten Eltern in die Arme zu legen, damit sie ihn segneten. Es verstrichen einige Monate, und wir erfuhren nichts von der Tochter. Da saßen wir eines Abends beisammen. Der Herr Pastor las, die Frau Pastorin hörte mit gefalteten Händen andächtig zu; ich that strickend desgleichen. Plötzlich sah ich die Tochter zwischen den beiden Eltern am Tische stehen in einem langen Sterbekleide, ein neu geborenes Kindlein im Arme. Aufschreiend verfiel ich in meinen schmerzvollen Starrkrampf; der Herr Pastor war sogleich um mich sorgenvoll beschäftigt. Als ich unter seinen Bemühungen wieder zur Besinnung kam, war die Erscheinung verschwunden; mein Herz drohete mir aber vor Jammer zu brechen, und ich konnte unmöglich Thränen und Wehklagen zurückhalten. Den Grund durfte ich meinen bestürzten Wohlthätern auch nicht verschweigen. Sie vernahmen die Trauerkunde, daß ihre Tochter nicht mehr unter den Lebenden sei, mit der Fassung gottergebener Gemüther aus meinem Munde. Nach einigen Tagen langte denn auch die Todesbotschaft der Tochter aus Danzig an; sie war an demselben Abende eine Stunde nach einer sehr schweren Niederkunft sammt dem Kindlein verschieden. Seit

jener Zeit unterhielt sich das würdige Ehepaar noch mehr als früher vom Tode und von der Fortdauer unserer Seelen; die Frau kränkelte mehr und mehr, ihre Kräfte nahmen rasch ab. Sie fühlte, daß sie bald der Tochter in das Jenseits nachfolgen werde und sagte die Zeit ihres Todes voraus. So richtete sie denn Alles mit freudiger Seelenruhe auf ihr Abscheiden ein und bestellte sich denn auch ihr Sterbekleid. Der Herr Pastor meinte, er wolle sich das seinige nur auch gleich mit anfertigen lassen; denn er werde nachher ebenfalls nicht lange mehr einsam herumwandeln. So wurden denn beide Sterbekleider aus einem Stück gemacht. Wirklich starb die Frau Pastorin im nächsten Frühling, als die jungen Knospen trieben, und am Osterfeste legten wir ihre müde Hülle in die mütterliche Erde. Als wir vom Begräbniß heimkamen, sagte der Herr Pastor wehmüthig zu mir: Nun müssen wir allein haushalten, Jette. Du wirst nicht lange bei mir zu bleiben brauchen, warte mich nun eben so gut, wie Du meiner Seligen gethan hast. Sie hat Dir oft prophezeit, daß es Dir dafür auf Erden noch gut gehen werde; ich verkünde Dir Gottes reichsten und schönsten Lohn dafür. — Bald genug nahm ich wahr, daß seine Gestalt allmählich verfiel und er immer stiller wurde. Als nun der Sommer herankam, bestand der Hausarzt darauf, daß der Herr Pastor in ein Bad reisen müsse; dieser lächelte schwermüthig dazu, wie Einer, der da wohl weiß, welche größere und wichtigere Reise ihm bevorsteht; er fügte sich aber in den Willen des Arztes und seiner Freunde. Um die Reise nun nicht allein zu machen, ließ er in das Nachrichtsblatt setzen, daß er einige Reisegesellschafter suche, um den Wagen voll zu haben.

Zwei Nächte darauf träumte ich, ich saß beim Herrn Pastor in der Stube, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, er aber studirte, und es wurde kein Wort zwischen uns gewechselt. Da klopfte es an die Thüre, und auf das einladende „Herein!“ des Herrn Pastors trat ein schier übermenschlich großer schlanker und schöner Mann in die Stube. Er war nach der neuesten Mode höchst elegant in schwarz gekleidet und trug goldene Ketten und Ringe in der geschmackvollsten Façon; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er einer der vornehmsten und reichsten Männer war. Glänzende schwarze Locken ringelten sich um seinen äußerst schönen Kopf; in seinem wunderbar regelmäßigen und ernsten Gesicht schien aber kein Blutstropfen zu sein; es sah aus wie glänzendes Elfenbein. Dem Ansehen nach schien er ein Mann von fünf und zwanzig, höchstens dreißig Jahren. Mir kam er sehr bekannt vor, und ich besann mich im Traume, wo ich ihn schon gesehen hatte; denn daß ich ihm schon gegenüber gestanden hatte, wußte ich gewiß. Ich konnte aber nicht darauf kommen. — Er verbeugte sich mit dem vornehmsten Anstande und sagte zum Pastor, der sich höflich von seinem Stuhle erhoben hatte: Sie suchen Reisegesellschaft nach dem Bade. Ich will mich Ihnen als ein solcher Gesellschafter anbieten, wenn ich Ihnen anstehe, Herr Pastor. Dieser versetzte, daß ihm eine solche Begleitung äußerst erwünscht sei. — Da Sie mir aber fremd sind, so bitte ich um Ihren werthen Namen, auch würden Sie wohl thun, mir Ihren Reisepaß einzuhändigen, da ich für meine Mitreisenden einstehen muß. — Recht gern, versetzte der Fremde, ich heiße Freund und treibe ein sehr ausgebreitetes Geschäft. Hier ist mein Paß. — Der Pastor nahm das Papier, faltete es von einander und blickte hinein. Verwundert sagte

er nach einigen Augenblicken: Wie? hier steht ein Alter von hundert Jahren angegeben. Sie wären hundert Jahre alt, Herr Freund? — O, versetzte dieser mit einem fürchterlich kalten Lächeln, ich bin eigentlich noch viel, viel älter, und ich hab nur diese kleine runde Zahl angegeben, um doch ein Alter im Paß zu haben. — Der Pastor gab hierauf schweigend das Papier zurück, und der Fremde fuhr fort: Es werden noch zwei Personen mitreisen, der Eisenhändler Gloom am Markt und die Waschfrau Gödecke in der Strandgasse; wir können also morgen früh abfahren. Punkt sieben Uhr will ich mit dem Wagen vor Ihrer Thüre sein. —

Wollen Sie auch das Bad gebrauchen? fragte der Pastor. — Nein, das würde mir nichts nützen; ich habe Geschäfte mit den Badegästen dort. — Damit empfahl er sich.

Nach Traumes Art gingen der Tag und die Nacht schnell vorüber, und die Zeit der Abreise war da; aber der fremde Herr Freund kam nicht, wie er versprochen hatte. Eine Stunde um die andere verstrich; endlich schickte mich der Pastor fort, damit ich mich nach ihm erkundige. Ich ging vor das Thor nach dem Haff zu, um mich nach ihm umzusehen. Da gewahrte ich plötzlich am Strande dicht am Wasser ein großes fremdartiges Gebäude, wie ich noch keins gesehen. Es war eine lange breite offene Halle, auf allen vier Seiten ruhete das massive flache Dach auf hohen starken Marmorsäulen; an den langen Seiten mochten ihrer wohl hundert an jeder sein und oben und unten je fünfzig. Zehn bis zwölf breite Steinstufen führten in diese Halle, die ebenfalls mit Steinplatten ausgelegt war. Hinten schien sich die Halle in das Wasser des Haff zu verlaufen; denn ich sah,

wie ganz schwarze Wellen dort zwischen den Säulen hereinflutheten.

In diesem Gebäude erblickte ich meinen unmenschlich langen Fremden und zu seinen beiden Seiten eine große Menge Volks, mit dem er auf eine merkwürdige Weise emsig beschäftigt war. Er hatte nämlich einen schwarzen Lederstreifen mit weißen Querstrichen, nach Zollen abgetheilt und ähnlich den Schneidermaßen, in der Hand, und mit diesem Maße maß er die Leute vom Fuß bis zum Kopf, sich abwechselnd schnell hinabbeugend und wieder aufrichtend. Sobald er einen Menschen vom Haufen rechts genommen und gemessen, schob er ihn auf die linke Seite nach hinten. Hier war die ganze Halle gedrängt voll Menschen, die alle schon gemessen waren; und zu meinem Erstaunen sah ich, daß die hintersten, welche am Ende der Halle angelangt waren, von den hereinbrechenden schwarzen Wellen hinweggerissen und in das Haff hinabgespült wurden. Herr Freund maß aber vorn mit heftigem Eifer fort Menschen von jeglichem Alter, Kinder, schöne Mädchen, Männer, Jünglinge, Frauen, Greise und Greisinnen, alle bunt durcheinander, und Alles wurde mit lautloser Stille abgemacht. Unter den Gemessenen und noch zu Messenden sah ich manche mir bekannte Personen, unter andern auch den Eisenhändler Gloom und die Waschfrau Gödecke, die der Fremde dem Herrn Pastor als Mitreisende genannt hatte. Ich trat endlich an den beschäftigten Mann heran, brachte meinen Gruß vom Herrn Pastor, der da anfragen ließe, weßhalb er nicht komme? — Mein Kind, versetzte er, ich habe hier nöthige Arbeit bekommen und kann nicht mitreisen. Grüße Deinen Herrn und sage ihm, ich würde nachkommen und in drei Wochen bei ihm sein. Er wird heute noch andere Reisegesellschaft haben. — Mit die-

sem Bescheid ging ich, und der Traum war zu Ende. Der junge Tag schien durch's Fenster; ich stand auf und überlegte den sonderbaren Traum, der mir bis in die kleinsten Umstände lebhaft erinnerlich war. Vorzüglich deutlich stand mir die Physiognomie des seltsamen Herrn Freund vor der Seele, und auch wachend noch konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß ich ihn schon einmal gesehen haben müsse. Plötzlich beim Ankleiden zuckte es mir wie ein Blitz durch die Seele. Er war ja der fremde schöne Kutscher gewesen in der Nacht, als ich den schwarzen Zug des Grafen in Tilsit in der Kammer beim Bäcker gesehen und der kleine Josef vor meinen Augen vom Grafen mit fortgeführt worden war.

Mit großer Besorgniß ging ich in das Schlafzimmer des Herrn Pastors; ich fand ihn munter, und er klagte mir, daß er eine sehr unruhige und schlaflose Nacht gehabt. Doch stand er auf, um sich durch eine Tasse Kaffee zu stärken. Punkt sieben Uhr rief er plötzlich in seinem Lehnstuhle: O mein Gott! Sein Aussehen hatte sich verändert. Er hatte einen Anfall von Schlagfluß gehabt. Ich schickte schnell nach dem Arzt. Der Anfall hatte zunächst keine übeln Folgen; denn Nachmittags ging der Herr Pastor wieder aus. Am Vormittag aber noch wurden zwei Todesfälle angemeldet, die sich in der Nacht und am frühen Morgen ereignet hatten, der des Eisenhändlers Gloom und der Waschfrau Gödecke. Ich schauerte innerlich. Um sieben Uhr hatte der dem Leben so feindliche Freund mit den beiden genannten Reisegefährten am Hause zur Abreise halten wollen; er war nicht gekommen, hatte mir aber gesagt, daß er in drei Wochen bei dem Herrn Pastor sein werde. In den nächsten Tagen meldeten sich wirklich einige anständige Gesellschafter zur Reise

in's Bad, die am folgenden Montage früh angetreten werden sollte. Der Herr Pastor wollte durchaus erst noch einmal predigen. Er schien es zu ahnen, daß es seine letzte Predigt sei; er sagte aber nichts davon, sondern war still und in sich gekehrt. Am Schlusse der Predigt nahm er von seiner Gemeinde Abschied und deutete an: es könne für dieses Leben sein und er leicht, zu einem höheren Wirkungskreis berufen, diese heilige Stätte nicht mehr betreten. Es blieb kein Auge trocken; die meisten seiner Beichtkinder warteten auf ihn vor der Kirchthüre und drückten ihm schluchzend die Hand. Es ging doch wohl durch alle diese Leute die Ahnung, daß sie ihren hochverehrten und inniggeliebten Herrn Pastor nicht wieder sehen würden.

Abends stand der Koffer fertig gepackt, war aber noch nicht verschlossen. Der Pastor saß und schrieb etwas nieder; nachher hat sich ergeben, daß es eine letztwillige Verfügung hinsichtlich meiner war, die eine Stunde später ein Stadtschreiber abholte, um sie auf dem Rathhause niederzulegen. Ich trat in die Stube, um ihn etwas zu fragen. Da erblickte ich den Geist der Frau Pastorin, wie sie eben das Leichenhemd des Herrn Pastors aus der Spinde nahm, um es in den Koffer zu legen. Im Nu war Alles verschwunden, aber der Herr Pastor sagte in demselben Augenblicke zu mir: Jette, Du hast mir doch mein Sterbekleid mit eingepackt? Noch mit meinem schmerzlichen Schrecken kämpfend stotterte ich: Nein! — Ei das packe gleich noch ein; mir ist's zu Gemüth, als wäre das für mich das nothwendigste Kleidungsstück. Ich dachte jetzt eben recht lebhaft an meine selige Frau, und da war mir's nicht anders, als flüsterte sie mir zu: ich werde bald bei ihr sein. — Ich widersprach nicht, denn ich wußte ja am besten, wie recht er hatte. Still wei-

nend führte ich seinen Befehl aus. — Und es kam Alles so, wie ich's vorher wußte.

Drei Wochen darauf wiederholte sich der Schlagfluß im Bade und tödtete meinen trefflichen Herrn sogleich. Merkwürdig war, daß bis zu dieser Zeit ungewöhnlich viel Sterbefälle in unserem Städtchen vorkamen, und daß ich alle diese Verstorbenen im Traum in der großen Halle gesehen, wo sie von dem ernsten schönen Freund gemessen worden waren. Ich wußte wohl nun, was dies Messen zu bedeuten hatte; er nahm ihnen das Maß zum Sarge; dann wurden sie hinten von den schwarzen Wellen des Todes verschlungen. Der gute Herr Pastor hatte mir ein Legat vermacht, welches mir von seinem Schwiegersohne ausgezahlt wurde.

Dies mag von Jettes schauerlichen Geistersehereien genug sein; ich kehre zu dem unheimlichen Ereigniß zurück, das unser eigenes Haus betraf.

Die wenigen Tage bis zur Rückkehr der Mutter vergingen mir in einem geistigen Rausche. Erst als die geliebte Frau wieder in's Haus trat, war mir's, als wichen die finsteren lebensfeindlichen Mächte von meinen Schritten, die mich bis in's innerste Herz erbeben gemacht hatten. Die Mutter sah sogleich an meinen abgehärmten Gesichtszügen, daß etwas Ungewöhnliches mit mir vorgefallen war, und auf ihre besorgten Fragen vermochte ich ihr nichts zu verschweigen. Jette hatte mir ja auch nicht einmal verboten, der Mutter über die Erscheinung des Großvaters Mittheilungen zu machen. Die Mutter hörte mich ernst und ruhig an, aber je weiter ich in der Erzählung vorschritt, desto peinlicher

gespannt wurden ihre Züge, und als ich von dem schmutzig gelben Streif sprach, welchen Jette in dem Leichenhemde des Gespenstes gesehen haben wollte, schrak sie sichtbar zusammen und wurde bleich wie die Wand neben ihr. Als ich fertig war, redete sie mir freundlich zu: ich möchte dergleichen Albernheiten nicht glauben. Die Jette sei eine geisteskranke Schwärmerin, die sich jedenfalls selbst betrüge. Die Geister der Abgeschiedenen vermöchten nicht zu erscheinen; alle solche Fälle beruheten auf Sinnentäuschung u. dgl. Genug, sie that Alles, um die unheimlichen Eindrücke, die ich empfangen, wieder aus meiner Seele zu vertilgen, und doch war mir's, als sähe ich ihr eine große Befangenheit an. Seltsam kam es mir vor, als ich am folgenden Morgen aus der Schule heim kam, eine mir bekannte Aufwartefrau aus der Nachbarschaft im Hause zu finden und weder die Mutter, noch Jette. Der Großvater sagte mir, daß beide verreist wären, er wisse nicht wohin. Die Mutter kehrte am folgenden Tage wieder heim. Nicht so Jette. Ich sah sie nicht wieder. Ein anderes Dienstmädchen kam gleich darauf in's Haus, die mit Geistern nichts zu schaffen hatte, und mit der ich bald auf den gewöhnlichen freundschaftlich despotischen Fuß kam. Auf meine an die Mutter gerichtete Frage nach Jette erhielt ich zur Antwort: Sie sei als geisteskrank einer Kur unterworfen, in der sie nicht gestört werden dürfe.

Die Mutter verreiste dann auf längere Zeit, was mir weiter nicht auffiel. Das Dienstmädchen wußte mich angenehm zu unterhalten. Der heitre lichte Lebensdrang, der immer stärker in mir wurde, verdrängte bald alle unheimlichen Schatten aus meiner Seele. Nach Jahr und Tag gehörte ich ganz schönem heiteren, sonnigen Leben an, und ich

gab mich im vollen Jugendgefühl seinen warmen Lichtwellen hin. Dann gingen die glänzenden Sterne der Liebe an meinem Himmel auf; ich liebte, ich ward geliebt; die süßen Träumereien erfüllten meine Seele, und Jettens Gestalt stand nur noch wie ein mehr und mehr erbleichender ferner Schatten im tiefsten Hintergrunde derselben. Ihre Erscheinung in unserem Hause war mir selbst wie ein halbvergessener längst geträumter Jugendtraum.

Sieben Jahre später wurde ich an einem Tage plötzlich an Jetten erinnert, an welchem ich es am allerwenigsten erwartet hatte, an dem kein Gedanke an sie und ihr unheimliches Wesen in meine Seele gekommen war — an meinem Hochzeitstage. Die freundlichen Geschenke unserer Verwandten und Freunde waren in einem Zimmer aufgestellt, und nach der Tafel, welche die meisten der Geber um uns versammelt hatte, ging ich am Arme meines Bräutigams durch das Zimmer, um die Herrlichkeiten mit neugierigen Blicken zu mustern. Die Mutter war mir zur Seite, um allenfalls nöthige Erklärungen zu geben. Doch lag schon bei jedem Geschenke ein Zettel mit dem Namen des Gebers. Plötzlich fielen meine Augen auf eine ausgezeichnet schöne, kostbare und geschmackvolle Necessaire, wie ich mir lange schon im Stillen gewünscht, deren Anschaffung aber die mir bis jetzt zu Gebot gestandenen Mittel weit überstiegen haben würde. Um desto freudiger war meine Ueberraschung über das höchst erwünschte Geschenk. Ich griff hastig nach dem darauf liegenden Zettel, um schnell zu erfahren, wer es verstanden, meine geheimsten Wünsche zu errathen, und las mit Befrem-

dung: „Henriette Oldenborg“; denn obgleich Oldenborg der Geschlechtsname meiner Mutter war, so war mir doch kein Frauenzimmer dieses Namens bekannt. Einige Geschwister der Mutter waren frühzeitig gestorben, und ihr Vater war gar nicht aus Königsberg gebürtig gewesen. Ich richtete einen fragenden Blick auf die Mutter, den mein Bräutigam, ohne es zu wissen, in Worte übersetzte, indem er sagte: „Wer ist denn diese charmante Henriette Oldenborg, die mein süßes Herzchen so allerliebst beschenkt hat?“

„Eine nahe Verwandte von mir,“ versetzte die Mutter mit unverkennbarer Befangenheit, „die Dir aus früheren Jahren auch nicht ganz unbekannt ist, Franziska.“ — „Ich erinnere mich durchaus nicht, liebe Mutter.“ — „Der heutige Tag ist auch nicht geeignet, diese Erinnerungen aufzufrischen. Ich würde den Zettel gar nicht zur Necessaire gelegt haben, wenn es die Geberin nicht ausdrücklich verlangt hätte und es unbillig gewesen wäre, diesem Verlangen nicht zu entsprechen und eine Pflicht zu unterlassen, die man gegen jeden andern Geber so freudig erfüllt.“ — „Aber so erklären Sie sich doch näher, beste Mutter.“ — „Heute nicht! Ein andermal.“

Diese Hartnäckigkeit verstimmte mich sichtbar und drohete mir den ganzen Tag zu verderben. Mein Bräutigam gewahrte das Umschlagen meiner heiteren Laune, und ich verhehlte dem in mich Dringenden nicht, was mich quälte. Sogleich eilte er zur Mutter, um sie zu ausführlichen Mittheilungen über die Geberin der Necessaire zu vermögen.

„Ich schwieg,“ entgegnete sie, „um Franziskas Verstimmung zu verhüten; da aber mein Schweigen dennoch die gefürchtete Gemüthsbewegung in ihr hervorbringt, so will ich ihr mit einigen Worten sagen, wer diese mir verwandte

Henriette Oldenborg ist." — Sie trat zu mir. — „Die Geberin der Necessaire ist die Tochter meines verstorbenen Bruders Karl Oldenborg, und Du hast sie als ein armes kränkliches Dienstmädchen gekannt, welches vor sieben Jahren, zur Zeit als mein Vater starb, drei Wochen lang in unserem Dienste stand."

„Die Geisterseherin?" rief ich erschrocken.

„Dieselbe. Aber nun kein Wort weiter, damit wir nicht in die alte Geisterseherei hineingerathen, was sich für heute durchaus nicht ziemen will. An diesem Tage soll nur der Geist des Frohsinns in unserem Hause walten."

Jettens ganze Gestalt stand plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, mit den lebhaftesten Farben vor meiner Seele. Alle ihre Geistergeschichten fuhren mir wie Schatten durch den Kopf. Und diese Jette war meine Verwandte? Diese arme Jette hatte mir die reiche Necessaire geschenkt? Ich war wie aus den Wolken gefallen. Doch erfuhr ich an diesem Tage weiter nichts.

Am folgenden Morgen trat ich mit meinem geliebten Gatten eine längere Reise nach Süddeutschland, in die Schweiz und nach Oberitalien an, von der wir erst nach sechs Monaten zurückkehrten. Die Zerstreuungen der Reise hatten mir wohl die Jette oft aus dem Gedächtniß gebracht, aber das lebhafte Andenken an sie kehrte immer wieder zurück, und ich war kaum einige Tage wieder in der Heimath, um nach einigen Wochen mit meinem Manne nach seinem Wohn- und Bestimmungsorte abzugehen, als ich auch die Mutter an ihr Versprechen hinsichtlich der Jette erinnerte.

„Es hätte Deiner Erinnerung nicht bedurft," entgegnete die würdige Matrone. „Denn Henriette wartet sehnlichst auf Deinen Besuch, den ich ihr habe versprechen müssen.

Wir werden morgen hingehen. Erst sollst Du aber diesen Abend ihre Geschichte und die Deines Großvaters erfahren.“

Es war wieder ein so stürmischer Spätherbstabend, wie jener, an dem mir Jette zuerst ihre schauerliche Sehergabe enthüllt und von der Erscheinung des Großvaters berichtet hatte; wieder saß ich in demselben Zimmer, und Schnee und Regen klatschten als Vorboten des Winters an die Fenster, aber meine Umgebung war traulicher. Die Familie saß um den, dem eine angenehme Wärme ausströmenden Ofen nahgebrachten Theetisch, auf dem der silberne Kessel die so traulich schnurrenden Töne von sich gab, jene Musik, die in uns stets das süße Gefühl der Behaglichkeit wach ruft. Der heitere Großvater hatte, sein Pfeifchen aus dem großen Meerschaumkopfe schmauchend, im gewaltigen Lehnstuhle zunächst dem Ofen seinen Platz. Auf dem Sopha saßen die Mutter und zwei Hausfreundinnen, rechts ein glückliches junges Ehepaar, Hand in Hand, mein Herr Gemahl und ich, und uns gegenüber der Vater. Alle erfreueten sich der besten Gesundheit und der heitersten Laune. Die Meisten waren auf die Mittheilungen höchst gespannt, welche uns die Mutter zu machen versprochen hatte; denn nur der Vater und der Großvater waren schon eingeweiht. Statt aber selbst zu erzählen, forderte mich die Mutter auf die Erzählung von der Erscheinung des Großvaters, wie sie mir Jette an jenem Abende gemacht, zum Besten zu geben, da diese als nothwendige Einleitung in das was sie selber mitzutheilen habe, angesehen werden müsse. Ich that's, und

die Zuhörerschaft wurde dadurch in eine seltsame Spannung versetzt. Als ich geendet hatte, fuhr die Mutter fort:

„Die Bestürzung, in welche mich Deine Erzählung an jenem Tage versetzte, als ich vom Begräbniß meines Vaters heimgekehrt war, läßt sich nicht beschreiben, und doch mußte ich mir alle Gewalt anthun, sie Dir zu verbergen, mußte, um Dein jugendliches Gemüth von einem so gefährlichen Eindruck, den es erhalten, wieder zu befreien, eine Menge Worte machen, an deren Wahrheit ich wohl eine Stunde vorher noch geglaubt hätte, während meine Glaube an sie durch Deine Erzählung mächtig erschüttert worden war. In der That, ich wußte nicht was ich denken, was ich thun sollte. In den Grundsätzen der modernen Aufklärung erzogen und durch physikalischen Unterricht über eine Menge ungewöhnlicher Erscheinungen in der Natur belehrt, hatte ich bis jetzt mit verächtlichem Lächeln auf den Aberglauben des gemeinen Volkes an Geistererscheinungen und dergleichen sogenannte übernatürliche Dinge geblickt. Aber was ich aus Deinem kindlichen Munde erfuhr, ging über jede mögliche physikalische Erklärung hinaus. — Mein Vater war fast zwei Jahre lang nicht in die Stadt gekommen, als er starb; das Dienstmädchen war noch kein Jahr in der Stadt und kam laut ihrer Zeugnisse aus einer ganz anderen Gegend des Landes. In unserem Hause war sie noch nicht volle drei Wochen, und ich wußte gewiß, daß während dieser Zeit nicht von meinem Vater die Rede gewesen war, und wer hätte sich die Mühe geben sollen, ihr die genaueste Personalbeschreibung des alten Mannes zu machen, an dem sie gar kein Interesse haben konnte? Wenn ich nun auch annehmen wollte, sie hätte ihn durch einen Zufall früher persönlich kennen gelernt, so hatte sie doch Umstände angegeben, welche

nichts destoweniger rein unerklärlich bleiben mußten. Das schwere Auftreten mit dem linken Fuße hatte der Vater erst in Folge eines Rheumatismus, der sich in dem letzten Winter in dem Beine festgesetzt. Den braunen gelbgeblümten Schlafrock hatte ich ihm erst zu seinem letzten Geburtstage machen lassen; das seidene Wamms dagegen kannte ich selbst noch nicht; er hatte es sich aus einem noch vorhandenen Kleide meiner verstorbenen Mutter zu Anfange dieses Herbstes machen lassen und es nur dann unter dem Schlafrock getragen, wenn er in die Scheuern, Ställe rc. gegangen war. Am meisten erschütterte mich aber die Erwähnung des gelblichen Streifens im Rücken des Leichenkleides, und da Du mir sagtest, dieser Streifen sei ein Stück länger gewesen, als das übrige Kleid, flirrte es mir vor den Augen, und ich war einer Ohnmacht nahe. Als ich nämlich auf die Nachricht vom Tode des Vaters schnell alles Nöthige zu seiner Leichenbestattung einkaufte, hatte ich in Bezug auf das Leichenhemd seine ungewöhnliche Größe nicht bedacht. Ich war ja bestürzt und zerstreut. Der Kaufmann gab mir so viel Musselin, wie er in der Regel für das letzte Gewand eines Mannes verkaufte. Die Anfertigung des Hemdes besorgte die ziemlich bejahrte Haushälterin auf dem Gute, welche mit der Nadel gut umzugehen wußte. Sie verrichtete zugleich die Dienste einer Leichenfrau bei ihrem verstorbenen Herrn, und durchaus Niemand als ich und diese stille, schweigsame Frau kamen zur Leiche und waren beim Ankleiden derselben beschäftigt. Jetzt zeigte sich, daß der Musselin nicht hinreichte. Die Haushälterin wußte sich zu helfen. Sie nahm aus einem Schubladen einen alten Musselinvorhang, der von der Zeit ein schmutziggelbes Ansehen erhalten hatte, und setzte ihn in den Rücken des Kleides. Der Vorhang ragte unten

ohngefähr drei Hände breit vor, die Frau schnitt dies überflüssige Stück nicht ab, sondern schlug es um, als wir die Leiche in den Sarg gelegt hatten. Dieser an sich ganz unbedeutende Umstand war keinem Menschen weiter bekannt als mir und der Haushälterin und erhielt durch den Mund meines Dienstmädchens jetzt eine so ungeahnte Wichtigkeit. Ebenso merkwürdig war, daß das Mädchen den Geist im gescheitelten Haar, mit dem neuen Messingkamm gesehen. Solche Kämme hatte der Vater in seiner frühesten Jugend getragen und nicht wieder. Diesen Messingkamm hatte er aber einst von der Mutter als Mädchen geschenkt erhalten und der Haushälterin den Wunsch ausgesprochen, sie möchte ihm diesen Kamm aufstecken, wenn er in den Sarg gelegt würde. —

Nachdem ich mich möglichst gefaßt, nahm ich die Jette vor. Unter Thränen erzählte sie mir Alles noch einmal, sie betheuerte mir, daß sie von der Existenz meines Vaters nichts gewußt; ich mußte endlich die Erscheinung des Geistes einräumen, so sehr sich mein Verstand und meine aus meiner Erziehung hervorgegangene Bildung dagegen sträubten. Die alte Spinde, die mir das Mädchen so genau beschrieb, war mir ebenfalls wohl bekannt. Ich kam natürlich nun auf die nahliegende Vermuthung, daß mein Vater ein Geheimniß in derselben verborgen, an dessen Bekanntwerdung seinem abgeschiedenen Geiste Alles gelegen sei, und daß er sich als Mittel dazu der unglücklichen Sehergabe des kranken Mädchens bediene. Ich ahnete freilich nicht, in welchen nahen Beziehungen dieses arme Mädchen selbst zu dem verborgenen Geheimniß stand. Jetzt hielt ich es für dringende Pflicht meiner Pietät, schnell mit dem Mädchen auf das Gut hinaus zu fahren, und dies geschah n möglichster Stille

am folgenden Morgen. So wie wir in das Wohnzimmer des Verstorbenen traten, sagte Jette: das ist die Stube; dort steht die Spinde. Ich gab ihr den Schlüssel dazu; sie öffnete, zog ein Fach hervor, drückte an einen Knopf, der Deckel eines verborgenen Fachs sprang auf, und die Geisterseherin langte ein zusammengeschlagenes Papier mit den Worten hervor: Das ist's. Schaudernd empfing ich es aus ihrer Hand und schlug es auseinander. Einige Staatspapiere fielen mir entgegen; ich sah im schnellen Ueberblick, daß sie einen Werth von fünftausend Thalern hatten. Das andere Papier enthielt eine merkwürdige Schrift meines Vaters, die er, sammt dem Gelde, wie aus ihr selbst hervorging, den Gerichten hatte übergeben wollen. Er war durch einen eben so plötzlichen als schnellen Tod überrascht, an dieser letzten Handlung verhindert worden.

Diese Schrift enthielt für mich neue und sehr merkwürdige Dinge. Ich nahm sie und die Staatspapiere an mich, um mich mit meinem Manne darüber zu berathen, beschenkte die Jette reichlich und entließ sie noch selbiges Tags. Sie ging weinend und sagte: sie habe wohl gewußt, daß sie nun nicht länger bei uns im Hause bleiben könne.

Bevor ich aber den Inhalt der Schrift mittheile, ist es nöthig, einen Theil der Lebensschicksale meines Vaters zu erzählen.“ —

Die Zuhörerschaft war in jener poetischen Aufregung des Grausens, die kaum zu athmen wagt vor angestrengter Aufmerksamkeit und bei einer eingetretenen Pause aus tiefer Brust aufathmet, eh' sie über das Vernommene zum Worte kommen kann. Wir saßen lange still und gedrückt, bis einzelne Stimmen der Beklemmung der Brust Luft machten. Aber man war allgemein zu begierig auf den weiteren Ver-

lauf der Sache, daß man sich lange bei Betrachtungen aufgehalten hätte. Die Mutter wurde zum Weitererzählen aufgefordert, und sie fuhr fort.

„Johann Wilhelm Oldenborg — dies war der Name meines seligen Vaters — war aus Hamburg gebürtig und als Handlungscommis nach Königsberg in ein Haus gekommen, dessen Chef bereits ein bejahrter Mann war. Die Söhne desselben hatten studirt, die Töchter waren an Beamte verheirathet; es war Niemand in der Familie, der Lust, Willen und Kenntnisse gehabt hätte, Geschäft und Firma des Vaters fortzuführen. Und doch war diesem der Gedanke unerträglich, das von ihm gegründete und in Flor gebrachte Geschäft fremden Händen hinterlassen zu müssen. Der junge Oldenborg arbeitete zur größten Zufriedenheit des Prinzipals, ja, als dieser durch ein hartnäckiges körperliches Leiden verhindert wurde der Handlung ferner vorzustehen, führte sie der Commis allein und, da er merkwürdiges Glück hatte, zum größten Vortheil der Familie. Der Prinzipal wünschte ihm das Geschäft als Eigenthum zu übergeben und war mit dieser Angelegenheit emsig beschäftigt, als er plötzlich starb. Die Erben waren getheilter Meinung. Ein Theil wollte das Geschäft dem jungen Oldenborg um einen billigen Preis aus Dankbarkeit überlassen und ihm eine Menge weitauseinander liegender Zahlungstermine stellen, um ihm, der nur sehr beschränkte eigene Mittel hatte, den Erwerb der Handlung auf jede Art zu erleichtern; aber diese kleinere Partei wurde von der andern überstimmt, welche das Geschäft subhastiren lassen wollte. Endlich kam man überein,

es Oldenborg um eine bestimmte Summe erst anzubieten. Dieser erklärte, daß das Geschäft die Forderung werth sei, daß er aber die Mittel nicht zu beschaffen wisse. Man gab ihm an die Hand, er möge sie sich durch eine vortheilhafte Heirath verschaffen, und machte ihm in dieser Beziehung dienstwillige Vorschläge. Des jungen Mannes Herz war noch frei und zwar weil er zwei jungen Damen nahe stand, beiden sehr gewogen war und sich deshalb zu keiner Wahl hatte entschließen können. Ich muß noch einmal bemerken, daß er als Mann schön genannt zu werden verdiente, dabei von den tadellosesten und angenehmsten Sitten und einer Gefühlsweichheit, die ihn bei Frauen vorzüglich beliebt machte. Es war allgemein bekannt, wie musterhaft er das Geschäft führte; er war ein fröhlicher Gesellschafter, ein leichter, anmuthiger Tänzer; er war freigebig, ohne verschwenderisch zu sein, unterrichtet, unterhaltend und dabei doch bescheiden, genug er besaß etwas, das man nicht ganz mit Unrecht hätte Zauber nennen können und das ihm in der That alle Herzen gewann. Kein Wunder wenn die heirathsfähigen Damen der Stadt gern in seiner Gesellschaft waren. Wie schon gesagt, zeichnete er zwei derselben aus, ein Paar Feundinnen und Jugendgespielinnen, die man, wo man sie sah, auch stets beisammen sah. Friederike Morhof, die einzige Tochter eines städtischen Beamten, der den Rathstitel führte, galt für eine der reichsten Partieen der Stadt, Philippine Koffel war die Tochter eines der ersten Gastwirthe, der ebenfalls für einen reichen Mann gehalten wurde, aber fünf Kinder hatte. Beide Mädchen waren schön, jede in ihrer eigenthümlichen Art, gebildet, verständig, ja geistreich, beide gesellig, anmuthig, liebenswürdig, es war eine Freude für jedes Männerauge, sie Arm in Arm wandeln zu sehen, sei es durch den

Tanzsaal, durch die Straßen der Stadt oder durch den Hain, über die Wiese; es war immer, als schwebten ein Paar lächelnde Grazien vorüber. Ueber die Eigenschaften ihres Herzens waren diejenigen, welche ihnen näher standen, nicht einig; man hatte in dieser Beziehung mancherlei an Friederiken auszusetzen, während man Philippinen auch von dieser Seite Lob spendete. Dienstboten und arme und geringe Leute beschuldigten die Rathstochter vorzüglich des Geizes; es hieß, sie gäbe keinem Armen etwas, ja sie pflege die Dienstleute des Hauses an Kost u. dgl. zu verkürzen. Andre suchten sie deshalb zu entschuldigen, meinend, dies geschehe auf Befehl der Mutter, deren schmuziger Geiz ja bekannt sei. Es war eben lauter Gerede gemeiner Leute, und jeder Verständige weiß, wie viel er darauf zu geben hat. Inzwischen war es eine ausgemachte Wahrheit, daß der Geiz in der Familie ihrer Mutter, aus welcher der große Reichthum stammte, erblich gewesen war. Die mündliche Stadtchronik wußte davon viele belustigende und betrübende Anekdoten. Friederikens Urgroßvater war jüdischer Sensal gewesen, hatte sich ein großes Vermögen erworben, Schiffe gekauft und bedeutenden Seehandel mit den nordischen Ländern getrieben. Man erzählte, er habe als Millionair immer noch den alten fuchsigen, formlosen groben Filzhut getragen, den er vierzig Jahre zuvor als Schacherjude auf dem Kleidertrödel alt gekauft; die Wäsche sei in dem Hause gar nie gewechselt worden, weßhalb man sie auch nicht Wäsche nennen konnte, weil sie ja nie gewaschen wurde, und den Luxus der Taschentücher habe man nie gekannt. Die Frau hielt sich nie eine Dienstmagd. Dafür hinterließen diese Leute jedem ihrer Kinder eine Million. Der Geiz der Eltern ging auf einen Sohn und eine Tochter über. Die übrigen drei

Kinder sollen sich das Leben mit ihrem Reichthum angenehm gemacht haben. Die geizige Tochter wurde die Frau eines steinreichen Kaufmannes, nachdem sie sich zuvor hatte taufen lassen. Man sagt, sie habe die Taufgebühren nicht bezahlen wollen, vielmehr alles Ernstes eine klingende Belohnung aus der christlichen Gemeinde dafür beansprucht, daß sie Christin geworden sei. Der Vater, der noch lebte, weigerte sich ebenfalls, für das Taufen seiner Tochter etwas zu geben, das er eine Dummheit nannte, und so zahlte der Verlobte, dem der Skandal zu Ohren gekommen war. Das Liebste ihrer Mutter, der sie in fast jeder Hinsicht gleich war, suchte sie die Schwäche der alten Frau zu benutzen, um ihre Geschwister zu übervortheilen, und dies würde ihr noch weit mehr gelungen sein, wenn der Geiz der Mutter es nicht verhindert hätte. Was man ihr aber nicht freiwillig gegeben, daß soll sie gestohlen und zu diesem Behufe eine Menge Taschen in ihren Kleidern gehabt haben und an Orten, wo man sonst keine Taschen zu tragen pflegt. Deshalb habe sie die Mutter „ihr liebes Mauseliddche" (sie hieß Liddie) genannt und ihr alles Mitnehmbare aus dem Wege geräumt. In der Erbschaftsmasse fanden sich eine Menge Waaren, die vertheilt wurden. Mauseliddche gerieth mit ihren Geschwistern in großen Streit und behauptete endlich, sie habe einige Laibe Zucker zu wenig bekommen. Da sie ihr keins der Geschwister erstatten wollte, so wurde sie tiefsinnig und jammerte in ihrer schrecklichen Gemüthskrankheit fort und fort: sie habe nicht genug, um zu leben; sie müsse Hungers sterben &c. In einem Anfalle von Wahnsinn schnitt sie sich den Bauch auf, um sich den Magen zu exstirpiren, damit sie nicht mehr zu essen brauche. Sie starb natürlich an der Wunde. Ihre Tochter war noch ein Kind; aber bald zeigte

sich, daß der Geist der Mutter und Großmutter auf sie gekommen. Ein Beamter beim städtischen Regiment heirathete sie, ein unbedeutender Mensch von kleinlichem Geist, der nicht nur der Sklave seines Weibes wurde, sondern sie im schmuzigsten Geize zu übertreffen suchte. Diese Leute waren Friederikens Eltern. Nur in einer Hinsicht wichen sie gänzlich vom Geize der beiden Ahnfrauen ab, nämlich sie führten einen ausgezeichnet guten Tisch, hatten sich ein eigenes, trefflich eingerichtetes, ja theilweise prachtvoll ausgestattetes Haus gebaut, das sie allein bewohnten, hielten sich Equipage, die zu der schönsten der Stadt gehörte, verwendeten viel auf Unterricht und Kleidung ihrer Tochter und liebten es, sich als reiche Leute zu zeigen. Hinter diesem Aufwand hielt sich das Gespenst des schändlichsten Geizes versteckt und grinste stets hervor. Kein Dienstbote vermochte es in dem Hause länger als einige Monate auszuhalten, die Meisten liefen in den ersten Wochen schon wieder fort, und was blieb, taugte gewiß nichts. Alle Handwerksleute, welche in das reiche Haus arbeiteten, wurden jämmerlich gedrückt und entschädigten sich natürlich auf einer anderen Seite. Man behauptete nun, wie ich schon erwähnt, Friederike huldige denselben Grundsätzen, in denen sie erzogen worden, doch mit der feinsten Heuchelei. Merkwürdig war, daß sich in ihrem ausgezeichnet schönen Gesicht ein jüdischer Zug erhalten hatte, der ihm aber einen Reiz mehr verlieh. Man konnte sie wirklich eine orientalische Schönheit nennen.

Ein üppiges schwarzes Haar rahmte mit zierlichen Locken ein ovales Gesicht ein, dessen gebogenes Näschen trefflich zu dem kleinen liebreizenden Munde paßte, und das sanfte Feuer ihrer blauen Augen verrieth einen regen Geist. Der schlanke Wuchs entsprach diesen geschilderten Reizen.

Philippine war eine eben so schöne Erscheinung, aber von deutschem Gepräge. Die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, mich allzusehr in der Beschreibung ihrer Vorzüge zu ergehen; denn sie war meine Mutter. Aber ihren Ruhm darf ich erwähnen, daß sie das edelste, beste Herz besaß und ein wahrer helfender Genius aller Nothleidenden war. Aus der Küche ihres großen und stark frequentirten väterlichen Gasthofes hat sie gewiß tausende von Armen und Kranken unentgeltlich gespeist. Wer einer Labung bedurfte, brauchte sich nur an sie zu wenden, um der Erfüllung seines Wunsches gewiß zu sein. Diese edle Mildthätigkeit, die sie zu ihren Pflichten zählte, hat sie bis an ihren Tod geübt. Sie war eins der tieffühlendsten Frauenherzen, die je geschlagen, aber jedes Gefühl übersetzte sich bei ihr sogleich in die entsprechende That, seltener in das bezeichnende Wort.

In der Nähe dieser beiden Mädchen sah man also oft den jungen Herrn Oldenborg, und er fand an jeder gleich großes Gefallen; aber beide waren auch ihm gewogen. Philippine zeigte sich, ihrem sanften Charakter gemäß, zurückhaltender; Friederike trat mit ihrer Neigung freier hervor, leugnete sie aber bei der Freundin ab, während diese ihr offen bekannte, daß Oldenborg ihrem Herzen werth sei, und daß sie sich kein größeres Glück denken könne, als seine Gattin zu sein. Mit diesem offenen freundschaftlichen Bekenntniß war das Schicksal der beiden Mädchen entschieden. Denn wie Philippinens Brust eine sanfte, keusche Liebe zu Oldenborg hegte, so Friederike eine glühende, lodernde Leidenschaft, und wie jene offen und ehrlich, so war diese versteckt und falsch. Da Friederike eine unbedingte Herrschaft über ihre Eltern von Kindesbeinen an ausgeübt hatte und als einziges Kind eines so ungeheuer reichen Hauses nicht gewohnt war,

sich irgend einen Wunsch zu versagen, so schwur sie sich zu, daß der schöne Oldenborg in wenigen Monaten ihr Gatte sein müsse, und sie traf mit der ihr natürlichen Anlage zur Intrigue sogleich die geeigneten Maßregeln zur Erfüllung ihres Schwures. Zuerst sprach sie mit ihrer Mutter, die leicht für den Plan gewonnen war; denn Riekchen vermaß sich hoch und theuer, wenn sie Oldenborg nicht zum Manne erhalte, so werde sie als Jungfrau sterben und ihr Vermögen an lachende Erben kommen. Dieses Zwiegespräch fand zu der Zeit statt, wo Oldenborg die erwähnten Anerbietungen hinsichtlich des von ihm geleiteten Geschäfts gemacht wurden. Friederikens Mutter hatte Verbindungen, wie sie alle reichen Leute haben, und wenn sie noch so geizig, noch so schlecht und niederträchtig sind; denn das Geld ist leider der Götze, das goldene Kalb, um das die Kinder der Welt anbetend tanzen, unbekümmert um höhere Gesetze, selbst wenn ihnen diese nicht fremd sind, selbst wenn sie sie anerkannt, ja selbst wenn sie heucheln, als gehorchten sie denselben. Ein vornehmer gemeiner Mensch, ein sogenannter Freund der Frau Räthin gab sich zu dem beabsichtigten Ränkespiel her, wahrscheinlich in der Hoffnung, sich einen Kuppelpelz zu verdienen. Mit vorgenommener Larve der Freundschaft trat er zu Oldenborg, versprach seine Vermittelung, wenn er um Friederiken werben wolle, übernahm sogar die Rolle des Vermittlers und brachte die Sache schon den folgenden Tag in Ordnung. Der Zufall wollte, daß eine Gesellschaft, zu welcher Oldenborg gehörte, an diesem Tage einen Ball mit Souper gab. Mit sich selbst im Widerstreit ging er hin. In der That hatte er, seit ihm Friederike auf die gedachte Weise angeboten worden war, seine Gedanken schier keinen Augenblick von Philippinen losringen können; ihr sanftes reizen-

des Bild schwebte ihm fort und fort vor der Seele. Er schwankte, er war mit sich selbst zerfallen, er wußte nicht, was er thun sollte. Er war an einer jener Lebensstelleu angelangt, die Gefahr drohenden unter dem Wasser verborgenen Klippen gleichen. Nur rasches, entschlossenes Handeln, das der unverkennbaren Stimme des Herzens nachgeht, sichert die weitere glückliche Fahrt. Unentschlossene Passivität führt fast immer zum Gegentheil. Aber den wenigsten Menschen ist es gegeben, in solchen Fällen mit starker Hand nach dem Steuer zu greifen, die Meisten überlassen in zaghafter Unthätigkeit ihr Lebensschiff der treibenden Fluth. Oldenborg that dasselbe, oder er that vielmehr nichts; er ließ andere handeln zu seinem Unglück. Mit stiller freudiger Hoffnung ging er auf den Ball, er werde Philippinen dort finden: er hatte ja noch nicht um Friederiken geworben. Aber Philippine war durch eine Intrigue Friederikens zurückgehalten worden. Friederike hatte nämlich dringende Geschäfte vorgeschützt, und Philippinens gutes Herz hatte sofort erklärt, dann werde auch sie nicht gehen. Friederike erschien aber in allem Glanze ihrer zauberischen Schönheit; Oldenborgs Sinne wurden von ihr umstrickt. Noch nie war sie so heiter, so liebenswürdig gewesen. Oldenborg tanzte viel mit ihr. Endlich erschien auch der Freiersmann, zog den aufgeregten jungen Mann bei Seite und flüsterte ihm zu: Sie haben das Jawort und dürfen das Goldmädchen als Ihre Braut betrachten.

Es gab Oldenborg einen Stich in's Herz; er mußte die Augen schließen, Philippinens Gestalt mit einem schwermüthigen, hinsterbenden Blick glitt an seiner Seele vorüber; er dachte daran, den Ball heimlich zu verlassen, zu ihr zu eilen und sie zu fragen, weßhalb sie nicht gekommen sei.

In demselben Augenblicke wurde zur Tafel geblasen. Friederike war an seiner Seite, er führte sie zur Tafel Es fiel ihm nicht auf, daß ihre Plätze in der Mitte schon nebeneinander belegt waren; ebensowenig hatte er Argwohn daraus, daß der Hausfreund gerade gegenüber saß. Oldenborg war einsilbiger und in sich gekehrter als je. An die sonst so rührigen Fittiche seiner Seele hingen sich schwere Ahnungen. Friederike machte ihm Vorwürfe, daß er so kalt sei; er konnte den Bann, der auf ihm lag, nicht abschütteln. Plötzlich erhob sich der Hausfreund mit dem vollen Glase in der Hand und sprach zur Gesellschaft: Es gelte die Gesundheit eines neuen Brautpaares zu trinken, das sich an der Tafel befinde; er freue sich die hochachtbare Gesellschaft mit der Nachricht überraschen zu können, an der gewiß Alle freundlichst theilnehmen würden, daß nämlich Herr Kaufmann Oldenborg und Demoiselle Morhof Verlobte seien; er bitte die Gesellschaft mit ihm auf ihr Glück und Wohlergehen zu trinken. Ungeheurer Jubel brach aus; Oldenborg erhob sich verwirrt, leichenblaß; zitternd hatte er Friederikens Hand ergriffen, die ebenfalls aufgestanden war und in strahlender Schönheit anmuthig lächelte. Beide bedankten sich, und als Oldenborg sich wieder setzte, war er Bräutigam und sein Schicksal entschieden. Der Gedanke, förmlich überrumpelt worden zu sein, war ihm ein quälender; noch mehr peinigte ihn der an Philippine; aber Friederikens glückstrahlende Zärtlichkeit wußte endlich seine Verstimmung zu besiegen. Er hätte nicht ein junger Mann, mit Schönheitssinn und Geschmack sein müssen, wenn sich seinen Sinnen nicht die berauschende Ueberzeugung aufgedrungen, daß seine Braut eins der reizendsten, üppigsten, herrlichsten weiblichen Wesen sei, er hätte nicht Kaufmann sein müssen, wenn die Ueber=

legung, daß seine künftige Frau einen ungeheuern Reichthum besitze, nicht schwer in ihre Wagschale gefallen wäre. Und überdies hatte er ja nie ein Wort von Liebe, geschweige von Heirath mit Philippinen gesprochen. Genug er tröstete sich. Tags darauf machte er seinen Schwiegereltern einen Besuch und wurde ausgezeichnet aufgenommen; man sprach von der Hochzeit, von der Ausstattung, von der Morgengabe.

Das Leben verlief in seinem gewöhnlichen Geschäftsgange; Oldenborg übernahm die Handlung käuflich, woraus ihm eine Menge neuer Geschäfte erwuchsen; die Abende brachte er bei seiner Braut zu, deren Auge Glück strahlte, deren Mund Glück lächelte; aber er fühlte ein unbestimmtes Etwas, das sich eben nicht wie Glück ausnahm, ein unbehagliches Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, eine Art Nüchternheit, die sich der Schönheit, dem Reichthum und der Zärtlichkeit der Braut nicht recht anpassen wollte und seine Gedanken in einsamen Stunden immer wieder auf Philippinen lenkte. Der Beweis, daß zwischen ihm und Friederike, trotz aller scheinbaren bräutlichen Seligkeit, etwas Fremdes stehe, irgend eine Ahnung von Schatten lag schon darin, daß keins von beiden gegen das Andere jemals Philippinens erwähnte, die doch beider Freundin, ja Friederikens Busenfreundin gewesen war. Oldenborg hörte und sah nichts von der, an die er unwillkührlich immer denken mußte; durch Zufall erfuhr er endlich, sie sei lange schon krank. Ein dunkles, unbestimmtes Weh durchschnitt ihm bei dieser Nachricht das Herz.

Die Zeit kam, wo die üblichen Brautvisiten gemacht werden mußten. Auf der Liste der zu besuchenden Häuser stand auch das elterliche Philippinens. Oldenborg zuckte zusammen, als er den Namen las; war es ihm doch, als habe er einen Treubruch an dem Mädchen begangen. Stumm

und zitternd stieg er aus dem Wagen, als dieser vor dem bekannten Gasthofe hielt; es war ihm, als zittere auch Friederikens Hand, indem er sie in das Haus führte. Am Ende eines Ganges, auf welchen die Thüre des Besuchszimmers führte, sah er eine todtbleiche Gestalt vorüberschlüpfen. Er hatte Philippinen kaum darin erkennen können. Die Eltern empfingen das Brautpaar steif und förmlich; Philippine wurde als krank entschuldigt; Oldenborg dankte ihr im Stillen, daß sie ihm erspart hatte, ihr in's Auge sehen zu müssen. Aber diese Verleugnung sprach zu deutlich aus, was er längst geahnt: er war von Philippine eben so geliebt, wie er sie liebte. Aber er besaß nicht die moralische Kraft, seine Fessel zu zerbrechen. Vielleicht, wenn er sie gesehen, nur einmal gesprochen hätte, wäre Alles anders geworden.

Nach der Sitte der damaligen Zeit wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert. Morhofs zeigten sich mit einem gewissen trotzigen Uebermuth als steinreich, gleichsam um die Beschuldigung des Geizes zu widerlegen. Und doch erzählte man sich nachher manche Anekdote, die die einmal feststehende Meinung nur bestätigte. Mitten aus dem Glanze der Verschwendung hatte hie und da die Fratze des Geizes herausgegrinst. Es ist das unvermeidliche Schicksal des Esels in der Löwenhaut, daß er sich irgendwie verrathen muß.

Am folgenden Tage übergab der Rath Morhof seinem Schwiegersohne ein Kapital von zehntausend Thalern als Friederikens Mitgabe. Oldenborg hatte mehr erwartet; doch schwieg er. Er wußte, was er seinem Fleiße zutrauen durfte, und das Kapital war groß genug, diesen gehörig zu unterstützen.

Es waren indessen einige Monate vergangen, als Oldenborg zu seiner Betrübniß wahrnahm, daß seine junge Frau wirklich geizig war, was er früher nie hatte glauben mögen.

Es wurde ihm durch aufmerksames Beobachten klar, wie großen Zwang sich Friederike anthat, ihm die ihr aufgeerbte Leidenschaft zu verbergen; aber wie ein verborgener Erdbrand war sie an der unnatürlichen Hitze des Bodens zu spüren und züngelte hie und da, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, in kleinen Flämmchen hervor. Oldenborgs Gutmüthigkeit war anfangs sehr geneigt gewesen, diese Erscheinungen für Zeichen der Sparsamkeit einer jungen Wirthschafterin zu halten, die die Mittel eines neuen Geschäfts nicht durch unnütze Ausgaben beeinträchtigen will, aber die bittere Ueberzeugung zwang sich ihm bald genug auf, daß hier nicht von einer lobenswerthen Tugend, sondern von einem tadelnswerthen Laster die Rede sei. Es wurde der jungen Frau mit der Zeit natürlich immer schwerer, sich Zwang anzuthun, und als sie noch im ersten Jahre ihrer Ehe Mutter eines Knaben geworden war, ließ sie die Maske fallen. Sie sah zu jeder Erholung, zu jedem Vergnügen scheel, weil es Geld kostete; es sollte nur immer gearbeitet werden, um Geld zu verdienen. Die Dienstboten klagten über Schmälerung der Kost, ja der Familientisch selber wurde immer frugaler, im Gegensatz zu der Sitte in Friederikens elterlichem Hause. Auch die Kleidung der jungen Frau wurde allmählig salopp; sie sah bei den Stoffen nur auf Dauerhaftigkeit. Vergebens waren Oldenborgs sanfte Vorstellungen; er mußte eine Menge vulgärer Redensarten anhören, die ihn verstimmten, als „was man erspart habe, sei gewonnen; Niemand schenke einem etwas, man müsse Alles verdienen und erwerben; man müsse frühzeitig daran denken, den Kindern einst eine gesicherte Lage zu begründen; nur Besitz gebe dem Menschen in unserer Zeit Werth u. dgl.

Nachdem Friederike aus einem zweiten Wochenbette hervor-

gegangen war, in welchem sie ihrem Gatten ein Töchterchen geschenkt hatte, versuchte er strenger gegen sie aufzutreten; denn mit dieser zweiten Niederkunft nahm ihre Leidenschaft eine schmuzige und ekelhafte Gestalt an, aber er mußte die Demüthigung erleben, daß sie ihm unumwunden sagte: das Vermögen sei von ihr; wenn er unverständig genug sei, nicht an seine Familie zu denken, die sich jedes Jahr vermehre, so werde sie doch ihre Pflicht nicht aus dem Auge setzen. Mit stillem Gram sah jetzt der gute Mann ein, daß es ihm unmöglich sein werde, den finsteren Dämon aus seinem Hause zu bannen, dessen Herrschaft ihm um so unleidlicher war, als das Glück die Handlungsfirma augenscheinlich begünstigte und das Vermögen von Jahr zu Jahr in steigenden Progressionen vermehrte. Er suchte mehr Gesellschaft als in den ersten Jahren seiner Ehe; er aß und trank mehr außer dem Hause, als in demselben, und entfremdete sich so allmählig seiner geizigen, gemüthlosen Frau. Diese trieb dagegen eine tolle, schmuzige Wirthschaft. Sie kochte keine rechte Speise; sie aß sich selbst nicht satt; sie verrichtete die Arbeiten einer Magd, um Arbeitslohn zu ersparen; der bedürftigste Arme erhielt nicht einen Heller von ihr, kein altes Kleidungsstück, keinen Bissen Brot. Vielmehr verschacherte sie alles Unbrauchbare und stand mit Juden und Trödelweibern in steter heimlicher Verbindung. Noch schlimmer! Hinter dem Rücken ihres Mannes legte sie selbst eine Art Trödelhandel und Pfandleihgeschäft an; sie verborgte kleine Summen auf kurze Zeit mit zwanzig und dreißig Prozent Gewinn, legte Kapitalien auf die Landesbank an und hielt schier kein Mittel für zu schlecht, ihr Eigenthum zu vergrößern. Zu dem bösen Geist des Geizes hatten sich die verschwisterten noch schlimmern des Neides und der Habsucht in ihrer Seele

gesellt. Man konnte den hohen Punkt, an welchem diese unseligen Leidenschaften bereits angelangt waren, nicht anders als Wahnsinn bezeichnen, der seine Rabenflügel dumpf rauschend über dem Haupte der unglücklichen Frau zusammenschlug, und daß man mit dieser Bezeichnung nicht fehlschoß, sollte bald genug noch schrecklicher kund werden. Friederike kam mit einem dritten und — todten Kinde nieder. Die Leute behaupteten, der Mangel an kräftiger Nahrung sei der Grund, daß die Lebensflamme des Kindes schon vor seinem Eintritt in die Welt erloschen sei.

Die Wöchnerin war ungewöhnlich tiefsinnig. Die Milch, welche keinen Abzug hatte, wirkte verderblich auf ihren ohnedies geschwächten Geist. Sie lag im heftigsten Fieber, als ein verworrenes und wildes Geschrei an ihr Ohr schlug. Die Magd rannte schreiend die Treppe hinab; von der Straße herauf hörte die Wöchnerin jammernde Stimmen und dazwischen den Namen ihres zweijährigen Töchterchens. Von einer unbestimmten schrecklichen Ahnung emporgeschnellt (denn sie liebte ihre Kinder mit einer Art Abgötterei), sprang Friederike vom Lager und eilte die Treppe hinab. In der Hausflur begegneten ihr Menschen, die das triefende Kind trugen. Sie entriß es ihnen mit einem Wahnsinnsschrei, aber sie preßte eine kalte, nasse Leiche an die Brust. Das Kind hatte sich ohne Beaufsichtigung auf die Straße verirrt, war in den Kanal gestürzt und ertrunken. Friederike schrie verzweiflungsvoll; sie wollte mit ihren glühenden krampfhaften Küssen der todten Masse neues Leben einhauchen. Ihr Gatte kam dazu. „Das hast Du von Deinem verfluchten Geize!“ rief er von Zorn und Schmerz übermannt. „Hättest Du ein Kindermädchen gemiethet, wie ich oft verlangt, wir hätten dies gräßliche Schicksal nicht erlebt.“

Sie stieß einen Schrei aus wie ein wildes Thier, rannte mit der Kindesleiche fort auf ihr Zimmer und konnte durch nichts vermocht werden, sie wieder von sich zu geben, da man Wiederbelebungsversuche damit machen wollte. Aus ihren verworrenen Worten, wilden Geberden und unsinnigen Handlungen war nicht lange zu verkennen, daß sie wahnsinnig geworden war. Oldenborg schlug die Hände in Verzweiflung vor das Gesicht.

Friederikens Zustand artete bald in Raserei aus. Die Milch war ihr, wie man zu sagen pflegt, ins Gehirn getreten. Sie rasete wochenlang, und Jedermann mußte wünschen, daß sie diesen gräßlichen Anfällen bald erliegen möchte, in denen sie der vereinten Kraft von drei starken Männern trotzte; aber ihre Jugend und ihr gesunder Körper ertrugen alle diese Stürme ihres von Nacht umhüllten Geistes. Die wilden Paroxismen wurden allmählig seltener, aber der Wahnsinn blieb. Sie klagte sich fort und fort des Mordes an ihrem Kinde an, und Oldenborg sah sich genöthigt, sie in eine nahe Heilanstalt für Geisteskranke bringen zu lassen. Nach einigen Monaten machte ihm jedoch der Director dieser Anstalt die trostlose Eröffnung, daß er nicht die mindeste Hoffnung zur Wiederherstellung der Unglücklichen habe.

Oldenborg lebte nun äußerst still und einsam; sein Knabe war seine einzige Erholung; er machte öfters Spaziergänge mit ihm so weit es die Kräfte des Kindes erlaubten. Eines Tages war er mit dem Kinde auf ein benachbartes Dorf gegangen. Der Knabe war ermüdet und verlangte Milch; der Vater schritt mit ihm auf das nächste Bauernhaus los, das sich durch sein reinliches und geschmackvolles Aussehen auszeichnete; es schien eher der bescheidene Landsitz eines

Städters zu sein. Eine freundliche gebildete Hand war hier aus ihren Werken überall zu erkennen. Oldenborg fühlte sich von dem hier wehenden Geiste der Ruhe und des Friedens unbewußt äußerst wohlthätig angesprochen. Er rief eine knapp und reinlich gekleidete junge Magd an, welche auf dem Hofe beschäftigt war, und gab ihr den Wunsch des Kindes zu erkennen, und das Mädchen ging, die Herrin herbeizurufen. Aber wie ward Oldenborg, als er in der schlanken bleichen Frauengestalt Philippine Kossel erkannte! Er hatte sie in fast fünf Jahren nicht gesehen, er hatte nur sehr wenig von ihr gehört; denn die Edelsten und Bravsten machen am wenigsten von sich reden. Wie sehr verändert sah er das einst so blühende Mädchen vor sich! hier hatten noch schlimmere Kräfte als die Zeit gewirkt, die herrlichste Jugendblüthe zu vernichten. Die äußerste Verlegenheit stammelte einige Worte der Entschuldigung aus ihm; auch sie stand einen Augenblick betroffen, aber sie fand die Fassung schneller wieder als er; freundlich, ja herzlich ging sie ihm entgegen und bot ihm die Hand zum Willkommen. „Jedenfalls Ihr liebes Kind!“ sagte sie und bog sich nieder, den Knaben zu küssen. Als sie das immer noch schöne, äußerst edle Haupt wieder aufrichtete, sah Oldenborg ein Paar Thränen an ihren Wimpern schimmern. Sie führte ihn in das niedliche Haus, das sie das ihrige nannte, sie brachte geschäftig die herrlichste Milch, an der nicht allein das Kind sich labte, von der auch der Vater mit Wonne genoß. Sein Auge verfolgte mit einer gewissen süßen Befriedigung die anmuthige Geschäftigkeit des einst von ihm so heißgeliebten Mädchens, über die der Zauber eines wahren Gottesfriedens ausgegossen war. Sie erzählte mit rührender Herzlichkeit und so unbefangen, als hätten sie sich, von einer Reise oder einem ähnlichen Hinder-

niß abgehalten, nur in wenigen Monaten nicht geschehen, daß sie am städtischen Treiben keinen Geschmack mehr gefunden und sich deshalb nach dem Tode ihres Vaters dieses ländliche Anwesen gekauft und nach ihrem Geschmack eingerichtet habe. Hier sei sie nun ganz zur Bäuerin geworden und liefere die Erzeugnisse ihrer Wirthschaft an ihren Bruder, der die Gastwirthschaft fortführe und bei dem die Mutter wohne. Diese besuche sie oft; meist sei sie aber allein; denn die Einsamkeit sei ihrem Herzen Bedürfniß, und in stiller Thätigkeit finde sie allein ihr Glück. Oldenborg lauschte ihren Worten, wie man wohl einer holden, sanften Musik lauscht; sie flossen so beruhigend, so erheiternd in seine Seele; er vergaß sein Unglück, er vergaß Zeit und Ort. Ach, seit Jahren war ihm zum ersten Mal wieder recht wohl! Er fühlte sich heiter und glücklich. Und nicht allein das Ohr, auch sein Auge führte der durstigen Seele lang entbehrte Genüsse zu. Wie hing es an den edlen Zügen! wie verfolgte es die Spuren, welche die Leiden in sie gegraben! wie tauchte es in ihr seelenvolles freundliches Auge!

Stunden waren verstrichen, der arme glückliche Mann wußte nicht wie; das Kind erinnerte ihn an die Heimkehr. Da grauste es ihm, diesen Tempel des Friedens und Glücks wieder verlassen und in sein freudenarmes, ödes Haus zurückkehren zu müssen. Die Last seines Unglücks wälzte sich mit zehnfachem Gewicht auf seine Brust zurück.

„Wie glücklich sind Sie!" seufzte er, „wie unglücklich bin ich dagegen! Sie werden ja wohl von meinem bösen Schicksal erfahren haben!"

„Ich weiß! Ich weiß!" sagte Philippine abwehrend und verhüllte ihr Gesicht, um ihren Thränenstrom zu hemmen,

um dem theuern Manne ihren Jammer zu verbergen. Wie unaussprechlich wohl that ihm diese ungekünstelte Theilnahme! — Er mußte zum Abendessen bleiben, „wie es eine Bäuerin geben kann,“ und er blieb so gern! — Wie sie da so mütterlich geschäftig für den hungrigen Knaben sorgte! Wie der Eifer allmählig ihre Wangen röthete! Wie ihr Auge strahlte in unbewußtem, süßem Glück!

„Ach, Philippine,“ rief er endlich vom Gefühl übermannt, „welch' ein grausames Geschick für mich, daß Sie nicht die Mutter dieses Kindes sind!“ — Sie antwortete nicht, sie wandte sich ab; er glaubte ein leichtes Zucken und Zittern über ihre Glieder laufen zu sehen. Gleich darauf verließ sie das Zimmer, und als sie nach einiger Zeit wieder hereintrat, hatte sie verweinte Augen. —

Am folgenden Tage stellte Oldenborg leise Erkundigungen nach Philippinen an; es war ihm Bedürfniß von ihr zu hören; denn er hatte die Ahnung von dem, was er vernehmen würde und wirklich vernahm. Seit der langen und schweren Krankheit, die sie damals zur Zeit seiner Verheirathung überstanden, hatte sie sich ganz häuslich gehalten und nie mehr einen öffentlichen Vergnügungsort besucht. Mit ganzer Seele und hingebender Thätigkeit hatte sie sich ihrer Lieblingsneigung der Wohlthätigkeit gewidmet und der Pflege ihrer Blumen. Dadurch war sie auf die landwirthschaftlichen Beschäftigungen gekommen und hatte großes Vergnügen an der Viehzucht gefunden, so daß sie sich endlich von ihrem väterlichen Erbtheil ein ländliches Anwesen in dem Dorfe gekauft, wo eine höhere Hand Oldenborg zu ihr geführt. Hier hatte sie einen herrlichen Blumengarten mit einem kleinen Gewächshaus, die stattlichsten Kühe und was dazu gehört

und war Lehrerin der Bauernmädchen jedes Alters in allen Dingen, welche den Landleuten von Nutzen sein können. Die kleinen Kinder lehrte sie Lesen, Schreiben, Rechnen, erzählte ihnen aus der Religions- und Profan-Geschichte, die älteren erhielten Unterricht im Stricken, Nähen, in Haus-, Garten- und Landwirthschaft, in Erd- und Naturkunde, manche in der höhern Kochkunst, den Weibern gab sie gute Rathschläge, für das ganze Dorf war sie ein glückbringender Genius, den männiglich segnete. —

Sie hatte in den ersten Jahren mehrere sehr annehmbare Partieen unbedingt ausgeschlagen und so standhaft erklärt: sie werde sich nicht verheirathen, daß von jener Zeit an alle Freier von ihr fern geblieben waren. Die Männer, welche in ihr Haus kamen, waren ihre Freunde und Verehrer in einer höhern als geschlechtlichen Beziehung.

Ihr könnt euch denken, wie wohl dem armen Oldenborg diese eingezogenen Nachrichten thaten und wie er gleichsam im Lobe seiner Freundin, das ihm aus anderm Munde so reichlich entgegen strömte, schwelgte. — Der Knabe sogar bat ihn nach einigen Tagen, ihn wieder zu der schönen Frau zu führen, die ihm Milch und Blumen gegeben; sein eigenes Herz hatte dieselbe Bitte. Und er wandelte den Weg nun oft und öfter und kehrte immer heiter und glücklich zurück. Ueber seinem Leben war eine heilverkündende Morgenröthe aufgegangen, die ein neues Roth auf seine Wangen abstrahlte und alle Dinge um ihn verklärte, in seinem Herzen aber neue Frühlingskeime wachrief. Aber auch auf Philippinen hatten seine Besuche eine äußerst wohlthätige Einwirkung; auch auf ihren Wangen machte die feine Blässe dem freundlichen Roth, dem Verkünder eines süßen stillen Herzensglücks, Platz, ihr

Auge strahlte wieder so lebendig, sie verjüngte sich gleichsam von Tag zu Tage. Hand in Hand gingen sie durch den Blumengarten, und der Knabe jauchzte und umschwärmte sie. Endlich wurde Oldenborgs Stimmung bei diesen Besuchen feierlicher; oft glänzten Thränen in seinen Augen, er mußte sich abwenden, um der Freundin seine Rührung zu verbergen. Plötzlich begann eines Tags der Knabe Philippinen „Mütterchen“ zu nennen. Sie erröthete und wendete die Augen zu Boden; aus Oldenborgs Augen stürzten Thränen. Zitternd ergriff er ihre Hand. „Philippine,“ sagte er mit zitternder Stimme, „erfüllen Sie den kindischen Wunsch meines Karl, erfüllen Sie den glühendsten, den heißesten Wunsch meines Herzens, werden Sie seine Mutter, werden Sie meine Gattin!“

„Aber mein Gott!“ stammelte sie erschrocken, „Ihre Frau lebt —“

„Nennen Sie das Leben? Das ist ein trauriges Vegetiren. Ich spreche meine Bitte nicht unvorbereitet aus. Ich habe vor einigen Tagen noch einmal mit den Aerzten der Irrenanstalt gesprochen; ihr auf Erfahrung gestütztes Urthel lautet einstimmig, daß Friederike nie wieder hergest ellt werden kann. Das Licht ihres Geistes ist auf immer erloschen. Dieser geistige Tod hebt unsre Ehe von selbst auf; ich brauche nur den Behörden den Wunsch auszusprechen, und diese unglückliche Ehe wird sogleich gelöst. Meine Hand ist frei; mein Herz war stets — Ihr Eigenthum. Nicht zurückhalten will ich Ihnen in dieser feierlichen Stunde, daß ich nur Sie, nur Sie allein wahr und rein geliebt habe, und daß ich den unverzeihlichsten Irrthum meines Lebens beging, mein Herz nicht streng zu prüfen und es vielmehr von äußern Eindrücken und Täuschungen gefangen nehmen zu lassen.“

Philippine lehnte weinend an seiner Schulter; er umfing sie sanft, ihre Lippen fanden sich und tauschten den bräutlichen Kuß. Nun floß auch von ihrem Munde das Geständniß ihrer alten und neuen Liebe, und mit Entzücken hörte er, wie heiß und rein er stets von diesem edeln Mädchen geliebt worden war. Jetzt begriffen sie, daß sie für einander bestimmt gewesen, und daß nur ein neidisches Geschick sie getrennt. Es konnte nicht fehlen, daß Friederikens Ränke endlich zur Sprache kamen, und Philippine gestand, von der Falschheit ihrer Freundin einen so entsetzlichen Eindruck empfangen zu haben, daß sie vom wüthendsten Schmerze und der fürchterlichsten Verzweiflung auf das Krankenlager geworfen worden und Wochen lang mit dem Tode gerungen. Wie klagten die beiden Glücklichen sich jetzt unter wehmüthigen Freudenthränen ihr vergangenes Leid und wie segneten sie ihr Geschick, das sie endlich nach so schweren Prüfungen doch einander noch zugeführt, und daß der Bund ihrer Herzen, der doch unverkennbar ihre Lebensbestimmung gewesen, noch geschlossen werde!

Ein bittrer Tropfen in den Freudenbecher war das feste und beharrliche Verlangen der beiden Eheleute Morhofs, daß Oldenborg ihnen ihren Enkel Karl als ihren Erben übergebe, damit sie für seine Erziehung Sorge tragen könnten. Sie waren so rücksichtslos, daß sie den beleidigenden Argwohn aussprachen, Philippine werde dem Knaben eine böse und rachsüchtige Stiefmutter werden; ein Beweis, daß gemeine Seelen jedermann Gemeines zutrauen. Die Braut, die das Kind gern behalten hätte — es war ja ihres Geliebten Kind! — rieth nach dieser erfahrenen schweren Kränkung nun selbst ihrem Verlobten, den Knaben hinzugeben,

da dessen Bleiben jedenfalls eine Quelle großen Verdrusses und schweren Aergers für sie sein würde. Oldenborg war auch jetzt wieder so schwach, sein Kind von sich zu geben, und es Leuten zu überantworten, die er im Herzen verachten mußte, und auch diesmal schlug diese Schwäche zum Unglück aus.

Die beiden Neuvermählten waren aber ein sehr glückliches Paar; ihr Leben erhielt jetzt Licht und Wärme von der Sonne der wahren Liebe, und damit es ihrem Himmel auch nicht an einer wehmüthig dämpfenden Wolke fehlen sollte, die sie nur um so empfänglicher für die Kraft der Sonne machte, hing das Andenken an die arme Wahnsinnige thränenschwer in ihre Seelen herein, und manche ernste Stunde wurde ihr geweiht.

Die Jahre vergingen in stillem Glück, Arbeit und Zufriedenheit; die erste Frucht dieses gesegneten Herzensbundes war ich, und mein Vater hat mich oft versichert, wenn er mir mit thränenglänzenden Blicken von der Vergangenheit erzählte, wie meine Geburt das Glück seiner Ehe auf die höchste Staffel geführt. — Zwei nach mir geborne Kinder welkten frühzeitig wieder ab. Im sechsten Jahre ihrer Ehe genas meine Mutter endlich eines Knäbchens; sie hatte eine äußerst schwere und lebensgefährliche Niederkunft gehabt und litt lange an einer schier unbesiegbaren Nervenschwäche.

Um diese Zeit war's, als ein ungeahntes Unglück furchtbar über die Häupter des glücklichen Ehepaars hereinbrach; denn ewig wahr bleibt das Wort des Dichters:

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Darum in Deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglücks grausige Nähe!

Die bösen Mächte, die vom ewigen Lenker aller Schicksale (wir wissen nicht aus welchem Grunde) bestimmt sind, uns zu verderben, schlummern oft Jahre lang unter dem Boden, über den wir wandeln, wir Kurzsichtigen wähnen sie todt, aber sie schlafen nur, und auch das oft nicht, sie lauern auf unsre Schritte, bis ihr Augenblick gekommen, um unser sorgloses Haupt um desto sicherer und furchtbarer zu treffen.

Gegen alle Voraussetzungen der Wissenschaft wurde es nämlich im Geiste der armen Friederike zu der genannten Zeit lichter und lichter. Sie erwachte oft wie aus einem schweren Traume und strich sich die wirren Gedanken mit der Hand von der Stirn. Der Wahnsinn kehrte nur periodisch wieder, und die Zeit seiner Dauer kürzte sich mehr und mehr ab, bis dieser unheimliche Gast, der sich erst so fest bei ihr eingenistet, allmählig ganz ausblieb und spurlos verschwand. Statt seiner stellte sich ein anderer schönerer, wenn gleich eben so ungestümer, ein, die heftigste Sehnsucht nach dem geliebten Gatten, nach ihrem Knäbchen. Sie weinte ihrem verunglückten Töchterchen Ströme von Thränen und fragte, ob es schon begraben sei; sie wünschte seine Leiche noch einmal zu sehen. Aus diesen und ähnlichen Aeußerungen ging hervor, daß die langen Jahre ihrer Geistesverwirrung gar nicht für sie existirten, und Erinnerungen genau da anknüpften, wo sie abgerissen waren. Sie wähnte ihren Gatten nur ein paar Tage, während deren sie krank gewesen, nicht gesehen zu haben und meinte, er zürne ihr noch, weil sie durch ihren Geiz den Tod des Kindes verschuldet habe. Sie ließ ihn deshalb dringend ersuchen, zu ihr zu kommen und ihr zu vergeben oder ihr zu erlauben, daß sie zu ihm komme, sie wolle ihm fußfällig abbitten, daß sie durch das abscheuliche Laster des

Geizes ihn jemals gekränkt; jede Spur von Geiz sei mit dem Tode des Kindes aus ihrer Seele verschwunden, sie werde nun eine musterhafte Hausfrau werden, und er solle ganz gewiß völlig mit ihr zufrieden sein. Er möge ihr nur um Gottes willen verzeihen. Durch diese Bitten, die sich Tag für Tag stürmischer wiederholten, setzte sie Aerzte und Wärter in die größte Verlegenheit. Der Direktor der Anstalt war rathlos; er besprach sich mit seinen Collegen, was zu thun sei. Länger dem heftigen Verlangen der Genesenen widerstehen, müsse ihr durchaus neue Gefahr bringen, und sie mit den obwaltenden Umständen bekannt machen, werde sie höchst wahrscheinlich dem Wahnsinn von neuem in die Arme schleudern. Man beschloß sie mit der äußersten Vorsicht und ganz allmählig Schritt vor Schritt mit der für sie neuen Gestalt der Dinge bekannt zu machen. Zuerst sagte man ihr, ihr Gemahl sei verreist und werde unter einigen Monaten nicht zurückkehren. Sie schien es zu glauben, begehrte aber nun in ihr Haus gebracht zu werden, um ihr Kind zu sehen und zu liebkosen. Warum, rief sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit, bin ich in diesem fremden Hause eingesperrt und mit fremden Menschen umgeben?

Das Directorium des Hauses war eben damit beschäftigt, einen Besuch der Mutter und des Kindes der unglücklichen Frau vorzubereiten, damit sie durch deren veränderte Gestalt auf den verlebten Zeitabschnitt aufmerksam gemacht werde, als sie selbst alle diese Bemühungen zu nichte machte. Als Genesene war sie natürlich nicht mehr der strengen Aufsicht unterworfen, wie die Kranken, und es gelang ihr die Wärter mit großer Schlauheit zu täuschen und eines Abends — es war im October — unbemerkt aus dem Hause zu entweichen.

Erst am andern Morgen wurde man gewahr, daß sie fehlte. Sie hat durch einen merkwürdigen Instinkt oder durch Fragen den rechten Weg gefunden. Genug, am folgenden Morgen zur Frühstückszeit, trat sie in mein elterliches Haus; sie war in der Nacht gegen sechs Meilen gelaufen. Wir waren beim Frühstück versammelt. Vater und Mutter saßen auf dem Sopha in traulicher Unterhaltung; die Letztere hatte ihren Knaben an der Brust liegen. Sie erzählte dem Vater, welch' ein böser Traum sie in der verwichenen Nacht gequält habe.

Sie habe mit dem Kinde an einem großen blühenden Rosenstrauch gestanden und sei beschäftigt gewesen, sich Rosen zu pflücken, da sei das Kind plötzlich in den Strauch gestürzt, oder vielmehr der Strauch habe es ihr entrissen und es mit seinen Dornen so mörderisch zerfetzt, daß sie nur noch eine gestaltlose blutige Fleischmasse gesehen. Die gute Mutter hatte kaum die letzten Worte vollendet, und ich drückte mich, von einem ängstlichen Gefühl überrascht, an sie, als die mit einem Fenster versehene, auf einen dunklen Gang führende Thür heftig aufgerissen wurde und Friederike mit rollenden Augen wuthschäumend hereinstürzte. Die Mutter sank mit einem gräßlichen Schrei in Ohnmacht; der Vater war vor Schrecken schier gelähmt; ich schrie entsetzlich auf beim Anblick der fremden fürchterlich schönen Frau. In einem Augenblick mußte sich dieser die ganze Wahrheit enthüllt haben, als sie durch das Fenster die Familie beisammen sitzen gesehen hatte. „Scheußliche Schlange!" kreischte sie, „stichst Du mir doch in's Herz! Mein Gatte ist er, nicht Deiner. Ich, ich habe ihn errungen, und Dein Kind muß sterben, wie das meine gestorben ist!" Mit diesen Worten ergriff sie den Säugling am Bein und zerschmetterte ihm im Nu den Kopf

an der Wand, daß Blut und Gehirn umherspritzten. Meine ohnmächtige Mutter schnellte schreiend empor, mein armer Vater fiel schreiend der Furie in die Arme, die Dienstleute und Hausbewohner eilten schreiend herbei, aber alle hatten die größte Mühe, die Mörderin, welche wieder im gräßlichsten Wahnsinn rasete, zu bewältigen. Was soll ich die peinliche Scene weiter ausmalen; es ist der blutigschwarze Tag in meinem Jugendleben, und nicht ohne Schauder kann ich seiner gedenken. Die Wahnsinnige wurde wieder in das Irrenhaus gebracht; aber auch meiner armen Mutter war die Lebenskraft gebrochen. Die Folgen des Entsetzens zehrten ihr Herz auf. Ihrem Wunsche gemäß, verkaufte der Vater Geschäft und Haus und kaufte das Gut. In der Landwirthschaft hoffte die leidende Frau Zerstreuung und Gesundheit zu finden, und sie gab sich mit dem alten Eifer der liebgewonnenen Beschäftigung hin, und nur diesem Umstande war es jedenfalls zu verdanken, daß ihr Leben noch fünf Jahre gefristet wurde. Gesund wurde sie niemals wieder. Sie verlöschte endlich sanft wie ein des Oels entbehrendes Licht. Dem Vater blieb eine düstre menschenfeindliche Stimmung. Die Wolke, die sich über sein Leben gelagert hatte, wich nicht wieder. Seine Sonne war untergegangen.

In Friederikens furchtbarem Wahnsinn sprach sich jahrelang eine wahrhaft teuflische Freude aus, daß sie das Kind ihrer Nebenbuhlerin, die ihr den Gatten geraubt, gemordet habe.

Ihre Eltern lebten beide lang genug, um aus meinem Bruder Karl einen vollendeten Taugenichts zu erziehen. Sie hatten den Knaben seinem Vater und mir so gänzlich entfremdet, daß er nie zu uns heraus auf das Gut kam. Er erlernte die Kaufmannschaft und wurde — so seltsam sind

die Wege der Vorsehung! — frühzeitig ein sittenloser Verschwender. Da ihm die Großeltern endlich jede Unterstützung versagten, so stürzte er sich in Schulden, und da er von seinen Gläubigern gedrängt, Zahlung von den Alten verlangte, die diese bestimmt verweigerten und ihm erklärten, daß sie ihn gerichtlich für einen Verschwender erklären lassen würden, soll er sogar seine Großmutter blutig geschlagen und deshalb eine infamirende Criminalstrafe erduldet haben. Hierauf hat er sich in einer kleinen polnischen Stadt etablirt und den Vater um Unterstützung angesprochen, mit dem Versprechen, ferner ein thätiger, ordentlicher Mensch werden zu wollen. Der Vater hat ihm fünftausend Thaler gegeben. Das Alles habe ich aus den nachgelassenen Papieren des Vaters erfahren; denn er selbst sprach zu mir nie von diesem unglücklichen Bruder. Jahrelang hat der Vater nichts wieder von dem verlornen Sohne gehört, und nur eine dunkle Kunde sagte, daß er in die alte Lebensweise zurückverfallen und Soldat geworden sei. Endlich nach der polnischen Revolution kam ein Flüchtling auf das Gut und brachte einen Brief von Karl, im Lazareth und nur wenige Tage vor seinem Tode geschrieben. Dieses Blatt enthält die Sündenbekenntnisse einer zerknirschten Seele. Eine Schuld drückt ihn ganz vorzüglich, und er beschwört seinen Vater mit der Verzweiflung eines Sterbenden, sie, so viel es nur irgend möglich, wieder gut zu machen. Als er nämlich in Danzig conditionirt, habe in demselben Hause ein Oberst gewohnt, dessen Frau ein schönes sittsames Kammermädchen gehabt, Namens Elise Eisblom. Dieses Mädchen habe er verführt, und als sie ihm entdeckt, daß sie von ihm Mutter sei, habe er ihr Geld gegeben, damit sie nach Hause reisen könne, und nebst einem schriftlichen Eheversprechen die heiligste Versicherung, daß er

Geld von den Seinigen erheben und dann zu ihr kommen, sich in ihrer Vaterstadt etabliren und sie heirathen werde. Hernach habe er die Schlechtigkeit begangen, sich nie wieder um sie zu bekümmern. Tag und Nacht käme ihm das nicht aus den Gedanken, und er flehe den Vater um Christi willen an, das Mädchen aufzusuchen und sie als seine Wittwe, ihr Kind aber als sein eheliches Kind zu halten und demselben als seinem einzigen Erben das Vermögen der Großeltern zuzuwenden. In dem Briefe ist aber unglücklicher Weise der Name der Vaterstadt der Elise Eisblom nicht genannt.

Der Bote des Briefs überbrachte die letzten Grüße des sterbenden Karl und seinen Todtenschein. Der Vater ließ in die Danziger und Königsberger Blätter einen Aufruf an Elise Eisblom einrücken. Er blieb ohne Erfolg. Der alte Mann reisete selbst nach Danzig, er kundschaftete mit großer Mühe den Namen des Obersten aus. Der Mann war in Rußland geblieben, die Frau gestorben. Niemand wußte etwas von der armen Elise Eisblom. Mein Vater hat seine Nachforschungen bis an seinen Tod fortgesetzt und immer vergebens, nichts desto weniger hat in ihm die Ueberzeugung gelebt, daß der unglückliche Gegenstand seines Suchens gefunden werden müsse. Das geht aus seiner Schrift hervor, welche bei den fünftausend Thalern in dem geheimen Fach seiner Spinde lag. Diese Summe war die zweite Hälfte des Kapitals, welches er einst vom Rath Morhof erhalten und deren erste Hälfte er Karl gegeben hatte. Sie war natürlich unbestreitbares Eigenthum von Karls Kind, wenn dasselbe noch am Leben. In jener Schrift wurde ich sowohl, als die Gerichte aufgefordert die Nachforschungen nach Elise Eisblom und deren Kinde fortzusetzen, und nur, wenn sie nach funfzig Jahren nicht gefun-

den seien, sollte das Geld nebst Zinsen dem Waisenhause übergeben werden.

Als ich mich hinlänglich über diese merkwürdige Verlassenschaft meines Vaters unterrichtet und über die wunderbare Art viel nachgesonnen hatte, wie sie in meine Hände gekommen war, dachte ich endlich daran, mich gegen die Person, die von der Vorsehung als Mittel gewählt worden, dankbar zu beweisen; zugleich sah ich aber auch die Nothwendigkeit ein, daß ich die unheimliche Geisterseherin aus meinem Hause entfernen müsse. So leid es mir that, ich mußte ihr das sagen, aber sie schien es schon erwartet zu haben und fügte sich geduldig in ihr Schicksal. Sie bat mich nur ihr ein Zeugniß auszustellen, daß sie keines Verbrechens wegen aus dem Dienste entlassen worden sei. Ich beeilte mich sofort, ihr ein sehr gutes Zeugniß zu schreiben. Bei dieser Gelegenheit fragte ich nach ihrem Namen, der mir wieder entfallen war. Wie seltsam wurde ich aber von der Antwort „Henriette Eisblom“ berührt! Ich forschte nach ihrem Vater, nach ihrer Mutter. Sie erzählte: von ihrem Vater wisse sie nichts; sie sei ein uneheliches Kind. Ihre Mutter, die einzige Tochter eines Schullehrers, habe sich hochschwanger im curischen Haff ersäuft, sei aber gleich darauf von einem Schiffer aus dem Wasser gezogen worden. Der herbeigerufene Arzt habe, da die Rettungsversuche sich als unwirksam erwiesen, den Kaiserschnitt gemacht, und so sei sie als eine siebenmonatliche Leibesfrucht zur Welt gefördert worden, ebenfalls halb todt, und nur der unausgesetzten Bemühung des Arztes um sie, als das Produkt seines Meisterstücks, sei es gelungen, den kümmerlichen Funken ihres Lebens, der stets zu erlöschen gedroht, zu erhalten. Sie wisse es dem Arzt keinen Dank,

denn sie sei krank und elend gewesen ihr lebelang und habe stets mehr den Todten als den Lebenden angehört. Es flirrte mir vor den Augen bei dieser Erzählung. Jetzt war mir's als verstände ich den Geist meines Vaters erst. Unverzüglich reisete ich mit der Jette nach Windenburg, ihrer Vaterstadt. Aus den Kirchenbüchern erfuhr ich, daß ihre Mutter Elise Eisblom geheißen und von Danzig, wo sie bei der Frau des Obersten von Zetwitz als Kammermädchen gedient, als eine Verführte heimgekommen und sich bald darauf den Tod gegeben habe. Endlich trieb ich auch eine arme Verwandte der unglücklichen Elise auf, die noch einige Andenken an sie bewahrte. Darunter befanden sich mehrere Papiere. Ich durchforschte sie und hielt das Heirathsversprechen meines Bruders in meiner zitternden Hand. . .

Henriette erhielt bald darauf das Kapital von fünftausend Thalern ausgezahlt, und die Behörde sprach ihr den ihr zukommenden Namen Oldenborg zu; zugleich erfuhr sie das böse Schicksal ihres Vaters und ihrer Großeltern. Kaum hatte sie vernommen, daß ihre Großmutter im Irrenhause noch lebe, als sie dem Verlangen nicht widerstehen konnte, dieselbe zu besuchen. Das arme Mädchen, das bis jetzt so ganz allein in der Welt gestanden hatte, wollte nun alle ihre Verwandten kennen lernen. Sie bekundete bei dieser Gelegenheit das edelste und dankbarste Herz und weinte Ströme von Wehmuths- und Freudenthränen auf meine Hand.

Um die unglückliche geisteswirre Frau Friederike Oldenborg hatte sich seit Jahren Niemand mehr bekümmert. Ihre Eltern waren gestorben, und das ungeheure Vermögen derselben wurde gerichtlich verwaltet. Jedermann glaubte Frau Friederike sei noch wahnsinnig; um so größer war unsre

Ueberraschung, als wir eine ganz vernünftige Frau fanden, der der vieljährige Aufenthalt in den gewohnten Räumen lieb geworden war. Der Arzt versicherte uns, daß schon seit fünf Jahren jede Spur von Geistesverwirrung von ihr gewichen und nur Monate lang ein düstrer Tiefsinn auf ihr laste, und daß sie während dieser Zeit sich ganz still verhalte und selten ein Wort spreche. Ganz allmählig wurde ihr beigebracht, wer Henriette und ich waren. Ihre Freude war über alle Beschreibung rührend; sie herzte und küßte die glückliche Jette unter Freudenthränen. Wie erfreuten und erquickten sich diese beiden vom Schicksal so schwergeprüften Frauenherzen an einander! Ich habe nie so viel geweint, als in dieser Stunde. Ich nannte Friederiken Mutter. Dieser Name that ihr wohl, und doch schauerte sie schmerzlich zusammen. „Mein Kind," sagte sie mit zitternder Stimme zu mir, „ich habe mich einst an Deiner Mutter schwer versündigt; dafür hat mich der Herr auch schwer gezüchtigt. Ich bin ihm dankbar für die Strafe. Sieh, und durch Dich fällt auf meinen Abend noch ein verklärender Sonnenblick. Du führst mir meine Enkelin zu; das ist mir ein Beweis, daß der Herr versöhnt ist, und daß ich in seiner Gnade sterbe."

Frau Friederike zog mit Henrietten nach Windenburg; hier richteten sie sich ein Haus bequem ein und lebten in Gottesfurcht und liebevoller Eintracht. Die Prophezeihung der beiden Pfarrersleute, bei denen Jette einst gedient und die sie so wohl gepflegt hatte, ging an ihr in Erfüllung. Die Eindrücke, die sie in jenem frommen Hause empfangen hatte, waren ihr geblieben und verklärten nun ihr und ihrer Großmutter einfaches Leben. Dieselben Andachtsbücher, aus denen

der Pfarrer einst seiner kranken Frau vorgelesen, dienten nun auch ihnen zur Unterhaltung und Erhebung.

Im vorigen Jahre ist Friederike in den ewigen Frieden Gottes eingegangen. Henriette war die Erbin des großen Vermögens. Sie ist eine der reichsten Frauen des Landes. Es fehlte natürlich nicht an spekulativen Heirathscandidaten; aber sie lächelte mir wehmüthig zu: Die Geisterseherin paßt nicht zur Ehefrau. Ich habe keine irdische Liebe in der Brust. Meine Liebe ist über den Sternen. Für Dich, meine theure Tante, und für Deine Tochter hege ich die heiligste Freundschaft. Nicht ein Brautbett will ich mir bestellen, sondern einen Sarg.

Die Sehnsucht nach ihren Verwandten trieb sie hierher. Sie wollte bei mir leben und sterben. Sie schickte Dir die schöne und kostbare Necessaire zum Hochzeitsgeschenk. Persönlich wollte sie nicht erscheinen, um die Freude des Festes nicht zu stören. Ich, die Vertraute der Todten, passe nicht unter die frohen Lebenden, sagte sie ernst; denn die Todten sind düster und schweigsam. — Aber ich habe ihr versprechen müssen, daß Du sie nach Deiner Rückkehr besuchest, meine Tochter. Schon seit mehreren Monaten geht sie nicht mehr aus und ist meist bettlägrig. Die Aerzte machen mir keine Hoffnung.“

Hiermit schloß die Mutter ihre Erzählung. Wir waren Alle auf's Tiefste erschüttert. Am folgenden Morgen gingen die Mutter und ich am Arme meines Gemahls zu dem merkwürdigen und außerordentlichen weiblichen Wesen, das in so

naher Beziehung zu mir stand. Das Herz klopfte mir gewaltig, als mein Fuß über die weichen warmen Teppiche glitt und in das gründämmernde Zimmer trat. Sie lag auf einem schönen Ruhebette in weiche weiße faltige Gewande gehüllt. Ihre Erscheinung hatte wirklich etwas Geisterhaftes. Sie war gänzlich abgezehrt, ihre Haut schien schier durchsichtig und glänzend weiß. Aus ihrem tiefen halberloschenen Auge dämmerte es wunderbar ahnungsreich herauf, wie die verhüllten Fernen einer überirdischen Welt. Sie drückte mich leise an ihre Brust. Sie sprach wenig; die ängstliche Hast, mit der sie mir einst ihre schauerliche Geschichte mitgetheilt, hatte sich gänzlich verloren. Sie war eine schon halb Verklärte.

Vor meiner Abreise besuchte ich sie noch einige Male. In jedem Briefe der Mutter, die täglich bei ihr war, ließ sie mich später aufs Herzlichste grüßen.

Im nächsten Frühjahre saß ich eines Abends allein am offenen Fenster meines Zimmers in unserm Gartenhause. Der junge Mai schmückte eben den Kirschbaum vor diesem Fenster mit tausend Blüthen; die grünen Hoffnungsfahnen, von der bräutlichen Erde geschwungen, flatterten an allen Orten und Enden, wohin ich das schwelgende Auge warf. Der Abend dämmerte immer lieblicher, immer duftender herein. Die Sonne war in Purpurglut untergetaucht, einzelne Sterne entglommen aus der Azurbläue des Himmels und schwammen oben in einem eigenthümlichen zauberhaften Lichte; der ganze Himmel strahlte im glänzendsten Feierkleide. Meine Brust wurde von jenen bänglich süßen und erhabenen Gefühlen erfüllt, welche wir mit dem unbestimmten Ausdruck: Sehnsucht nach dem Unendlichen zu bezeichnen pflegen, die uns in wonneschauernden Ahnungen über Raum und Zeit hinwegtragen

und uns die verheißungsvollen Hoffnungen zuflüstern, daß wir mit einem unendlich tiefen Hintergrund des irdischen Lebens in geistigem Zusammenhange stehen. Mein Auge perlte Thränen vor tiefgefühlter schmerzlicher Wonne, und indem es von den Blüthen der Erde zu den Sternen des Himmels hinaufstieg, war es mir, als küsse eben ein Stern den Andern. Seltsam von dieser Erscheinung berührt und in der geistigen Empfindlichkeit auf einen hohen Grad getrieben, schrak ich heftig zusammen, als in demselben Augenblick der Deckel meiner offenstehenden Necessaire, welche nur einen Schritt von mir auf dem Toilettentische ihren Platz hatte, heftig zuklappte. Ich fuhr zurück und sah einen unerklärlichen Lichtstreif, der wahrlich keine Aehnlichkeit mit irgend einem irdischen Licht hatte, durch das Zimmer zittern und verschweben. Sogleich war der Gedanke in meiner Seele: Henriette ist jetzt gestorben; ja ich war davon so fest überzeugt, wie man nur irgend von einer selbst mit den Sinnen wahrgenommenen Thatsache sein kann. Meine Hände falteten sich, und aus der Tiefe meiner schauernden Seele stieg ein wortloses Gebet. Gleich darauf trat mein Gatte in das Zimmer, dem ich das Erlebte mittheilte.

Einige Tage später erhielt ich einen Brief der Mutter, der meine Ahnung bestätigte. Henriettens erdenmüder Geist hatte sich zu derselben Zeit von seiner hinfälligen Hülle losgerungen. Sie hatte mich zur Universalerbin eingesetzt, und mein guter Mann überzählte einige Wochen nachher die Summen, welche uns eingehändigt worden waren. Oft hat er scherzweise gesagt, die Geistersehergabe meiner Cousine habe uns etwas Erkleckliches eingebracht, und mein verstorbener Großvater habe nichts Gescheidteres machen können, als sich

ihr zu zeigen; denn dadurch allein war das Morhof'sche Vermögen in unsre Hände gekommen. Ich aber nahm mir vor, mit diesem irdischen Gute himmlischen Segen zu erzielen, und ich denke, ich bin diesem Vorsatz nicht untreu geworden.

Müs-All.

Ein Bild aus meiner Jugend.

Ein Bild aus meiner Jugend! — Niemals ist der Mensch treuer und wahrer gegen sich und Andere, als wenn er von seiner Jugend spricht, nie ist er inniger und seliger. An die hohe klare Quelle, die hüpfend durch das Morgenthal unsers Daseins rinnt, reicht die unselige Lüge nicht hinauf, der sich der Edelste nicht entziehen kann, der erdige Absatz der Niederung, der den Lebensstrom trübt, die heuchlerische Färbung der Gesellschaft, in welcher Jeder sich vor dem Andern zu verbergen, Jeder den Andern zu täuschen sucht, und die leider den Meisten bald zur natürlichen Farbe wird. Im Glanze des Morgenroths steht unsre Seele im glänzenden Flügelkleide noch rein und klar auf dem Berggipfel, den der erste Strahl der aufgehenden Sonne trifft, ein unbeleidigter, ungeschändeter Engel; die ahnungsvollen Erinnerungen an die stillen seligen Träume des Schöpfungsmorgens liegen noch auf unsern Augenlidern, von denen wir den vorweltlichen Schlaf noch nicht gänzlich abgeschüttelt haben; durch unsere Brust ziehen noch die unbewußten Entzückungen hoher Gefühle, die die Erde nicht geweckt hat, zittern noch die letzten seligen Töne der Saiten, die in einem frühern Dasein in vollen Akkorden geklungen hatten. Das Kind ist allein ein wahrer Heiliger; es hat nie einen andern auf Erden gegeben. Zu seinen Häupten steht der Morgenstern und flicht ihm einen

Nimbus um die Schläfe. Nachher geht der Stern unter, der Nimbus erbleicht im heißen Tageslicht, und der höhnische sündhafte Geist der Erde, dem Gewalt gegeben ist über die im Fleisch Gebornen, legt Hand an den Heiligen, verlockt und verführt ihn und lacht endlich der Verzweiflung des Unglücklichen, der die Hände ringend nach dem Paradiese der Jugend zurückschaut.

Wenn ich jetzt zuweilen auf meinen einsamen Spaziergängen durch die stillen Felder und über die schweigenden Berge meine von Thränen oft feuchten Augen nach der schönen, in anmuthigen Formen sich fortwellenden Kette des nordwestlichen Thüringerwaldes hinüberwende, dann beschleicht mich jenes schwermüthige, schmerzlich süße poetische Gefühl, das durch Thränen lächelt, wie ein von Regen und Sonnenschein gemischter Herbsttag, und das allein in die Gemüther einkehrt, die am unheilbaren Schmerze der Poesie krank sind. Denn in jenen Bergen lag das entschwundene Paradies meiner Jugend, und selbst die letzten Funken ihrer Morgenröthe, die lange noch an den Gipfeln glänzend hingen, sind für ewig verglüht und verglommen. Der Boden, auf dem ich jetzt wandle, ist heiß und hart, und die Stürme sind nicht schonend mit mir umgegangen; aber ich bin doch einst jung gewesen, ich habe doch ein Paradies gehabt, ich bin in der Frühe meines Lebens auf Blumen gewandelt, wenn auch damals schon Schlangen unter ihnen verborgen waren, die mein argloses Kinderherz mit giftigem Bisse verletzten.

Mein Geburtsort ist der große, volkreiche Bergmarktflecken Ruhla — von den Einwohnern bescheiden nur „Dorf" ge-

nannt — in einem tiefen hellgrünen Thale des nordwestlichen Thüringerwaldgebirges gelegen. Im Volksmunde der ganzen Gegend heißt der in vielfacher Beziehung sehr interessante Ort die „die Ruhl," und das ist auch sein eigentlicher Name; nur in der pretentiösen Schriftsprache hat man sich später der Form Ruhla bedient. Sieben grüne Bergriesen umlagern das lange, meist schmale und enge Thal, in welchem die freundlichen Häuser sich meist in einer oder zwei Straßen hinziehen oder auch an den Bergwänden hocken, und nur in der Mitte, in einer Thalweitung, wo die beiden Kirchen an den Bergen hüben und drüben hängen, gewinnt der Ort ein bergstädtisches Ansehen.

In allen den dichtbewaldeten Bergen um mein Heimaththal, in allen den grünen und quellenreichen Thalungen zwischen ihnen blühen und duften, klingen und singen die reizendsten Sagen; man kann schier keinen Schritt thun, man berührt eine durch Sage und Volkspoesie geheiligte Stätte. Eine blüthenweiße Taube, hat sich die Sage überall eingenistet in der Bergruine, in der Klosterstätte, in der Felsenspalte, am Bergabhang und in der Thalenge. Sie hat den alten Oelzweig der Poesie aus der Vorzeit herübergerettet in ihrem Schnabel und in die Erde gelegt und die aus ihm gewonnenen Saatkörner verstreut hierhin und dorthin; und sie sind lustig aufgegangen und aufgeschossen, und ihre immer grünen Ranken kriechen und klettern an Baum und Gestein empor, und der Hauch vergangener Tage säuselt noch in ihren Blättern. Die stillen Orte, wo sie wohnt und ihre Zweige grünen läßt, sind so schön, ach so unbeschreiblich schön! Da liegt nordwestlich im Thale das alte Wilhelmiterkloster Weißenborn mit seinem verwitterten steinernen Kirchlein,

in das die „Thälschen"*) zum Gottesdienst herübergehen, und daneben das vielbesuchte Wirthshaus der Heiligenstein mit ein paar Mühlen und Bauernhäusern, wo einst in einer Felsenspalte ein vielbesuchtes wunderthätiges Heiligenbild stand. Gegenüber ragt der verfallende Thurmkoloß der Burg Scharfenberg und schaut auf das Dörfchen Thal zu seinen Füßen herab. Zwischen Bergen mit Buchenwald, der oft bis an die kleinen Häuser hinabsteigt, sich hinstreckend, birgt dieses Dorf die Hütte, in welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts der merkwürdigste Mann des Gebirgs wohnte, der wunderbare Hellseher Vörwerts-Hens. Eine Viertelstunde weiter thaleinwärts hängt über dem Bach der Wittgenstein, in welchem eine verzauberte Prinzessin wohnt, und geht man über diese mäßige Höhe (Schönauer Berg) hinüber, so gelangt man in das Dorf Schönau an der Hörsel. Jenseits dieses Flüßchens erhebt sich der steile, kahle, sargähnliche Hörselberg, einer der berühmtesten Sagenberge Deutschlands. Er ist nämlich jener wunderbare Frau Venusberg, in den ältesten deutschen Liedern und Geschichten genannt, in welchem die deutsche Venus, Frau Holle (Hulda), mit dem Minnesänger Tanhäuser wohnt. Die Sage vom Ritter Tanhäuser und der Frau Venus in dem Zauberberge ist unstreitig die phantasiereichste und tiefsinnigste aller deutschen Sagen. — Zwischen dem Hörselberg und dem Breitenberge, der das Ruhlathal nördlich begrenzt, liegt der steile Wartberg, in der Volkssprache Martberg genannt, dessen weiße Felsenstirn leuchtend über die hellgrünen Waldwipfel ragt, eine Menge Sagen hegend, unter denen die vom verzauberten Gaisbeinsloch die vorzüglichste ist. Mit Goldsand und Edelsteinen gefüllt, findet es der herumschwei

*) Bewohner des Bergdörfchens „Thal."

fende Bergwanderer, dem das Glück beschieden ist, nur zufällig; aber er kann es nie wiederfinden, wenn er es sucht. Aus dieser geheimnißvollen Höhle haben sonst die das Gebirg oft besuchenden seltsamen Venetianer ungeheure Reichthümer erbeutet. Diese mystischen Venetianer spielen, beiläufig bemerkt, in den Sagen dieses Gebirgstheils die merkwürdigste Rolle.

Eine Stunde südwestlich von der Ruhl am südlichen Hange des Hauptgebirgszugs stürzt im Buchenwald eines mäßigen Berges der Wachstein, eine hohe, reizend gebildete Felsenstirn, in eine tiefe wilde Thalschlucht hinab und bietet auf seinem abgeplatteten Scheitel, dem genußreichen Ziele vieler Wallfahrten, eine der köstlichsten Aussichten in die schöne waldige, bergige Nähe und in die weite nicht minder liebliche Ferne. Am meisten wird hier das Auge von der nahen Wartburg überrascht und gefesselt, die unter uns aus den dunkeln Wäldern, wie ein heller Stern, auftaucht.

Ebenfalls eine Stunde östlich vom Ort im Gebirge dehnt sich die mächtige Felswand des Meißensteins, und nicht gar weit davon nach Süden, dicht am höchsten Gebirgskamm, liegt das zerklüftete Felsenlabyrinth des Gerbersteins, das einen prachtvoll düstern Anblick gewährt. Nahe dabei steht in einem kleinen Thale die ehrwürdige Luthersbuche, die ich noch in ihrer vollen Schönheit gekannt habe, jetzt, vom Sturme gebrochen, nur noch der Stamm mit einem Ast; an ihrem Fuße quillt der klare und kühle Lutherbrunnen. Hier wurde der von Worms heimkehrende Reformator von bewaffneten Rittern aufgehoben und nach der Wartburg geführt. Sein Gebet rief — nach der Volkssage — die Quelle aus der Erde hervor, da er dürstend im Schatten der Buche lag, und in einem nahen Granitblock zeigt man noch den Abdruck

seines Fußes, den er, das Pferd besteigend, hinterließ. Von hier ging sein Weg auf der Höhe des Gebirgsrückens fort auf jener einsamen, merkwürdigen, dem Thüringerwald eigenthümlichen Bergstraße, dem Rennsteig. Ganz nah' am „Lutherfuß" und dicht am Gebirgskamm ist das „Glasbach" eine Waldwiese mit einer andern herrlichen Quelle, die wirklich rein und hell wie Glas, stark dem Boden entsprudelt. Hier stand vor Zeiten ein Wirthshaus, ein schlimmes Räuberneſt, von dem die schauerlichsten Geschichten erzählt werden. Noch sieht man seine Stätte. Gleich daneben heißt eine Stelle „die Wallfahrt," wo ein Nonnenkloster stand, das sich in stillen Mitternächten wieder gespenstig aufbaut. Dann sieht man die Nonnen in langen Zügen nach der Kirche wallen, hört ihren Gesang und das Glockengeläut, und mancher verspätete Wanderer hat sonst von solchem Anblick den Tod gehabt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zogen viele katholische Wallfahrten nach diesem einsamen Waldplatz. Geht man den Berg hinab und dann auf dem Rücken eines Bergvorsprungs fort, so kommt man bald in den hochromantischen Naturpark des Fürstenschlosses Altenstein, das, auf der Stätte der alten Burg erbaut, von der man nur noch spärliche Ueberreste findet, auf der Höhe in lieblicher Einfachheit thront und dem Blicke entzückende Fernsichten vergönnt. Die genaue Beschreibung dieses Parks, eines der schönsten dieser Art in Deutschland, mit stets abwechselnden Partien und Aussichten, in denen man Tage lang schwelgen kann, ohne sich zu übersättigen, würde ein Buch füllen. Die große Altensteiner Höhle scheint allein schon das Zauberschloß einer glücklichen Oreade zu sein. In der That ist hier Alles feenhaft und hoch romantisch. Das nahgelegene, an neuen Naturschönheiten wiederum überreiche und mit dem feinsten Comfort für die

vornehme Welt ausgestattete Bad Liebenstein, von der gut erhaltenen, hohen, weithin schauenden Bergruine gekrönt, vollendet das herrliche Gemälde nach dieser Seite hin. Nördlich von Liebenstein und (zwei Stunden) östlich von der Ruhl erreicht man auf schattigen Waldwegen, die immer wechselnde lockende Aussichten, bald links nach Thüringen, bald rechts nach Franken gestatten, den majestätischen prächtigen Bergkönig, der das Land nach allen Seiten hin weit beherrscht, den erhabenen, vielbesuchten und hochgepriesenen Inselsberg. Auf seinem Wolkenthrone führen die schnellen Boten des Auges der Seele des Besuchers lange, schöne und die reinsten Genüsse zu. Steigt man nordöstlich in seine schroffen, felsengeschmückten, quellendurchrauschten Thäler und Gründe hinab, so gelangt man nach zwei Stunden — wie schnell verfliegen sie in dieser überwältigend schönen Bergnatur! — zu der Perle des ganzen Gebirgs, zu dem kostbaren Kleinod im smaragdenen Wiesengrund an den hellen Waldseen gelagert, zum Schloß Reinhardsbrunn, auf der Stätte der ehemaligen Benedictinerabtei gleiches Namens. Reinhardsbrunn ist nur drei Stunden von Ruhla entfernt, und der Weg durch die Berge und am Fuße des Inselsberges hin ein äußerst lieblicher, unterhaltender und genußreicher.

Vom Bade Liebenstein nach Südwesten, von der Ruhl nach Süden, gelangt man in zwei Stunden in das idyllische Thal, in welchem Schloß Wilhelmsthal mit seinen Schlössern, Häusern, Teichen und Kunstgärten sich ausbreitet. Von der Ruhl aus steigt man über den Gebirgskamm und wandelt einen der angenehmsten Bergpfade durch hohe schattige Buchenalleen, nicht weit vom Wachstein hin, hinab in das grüne liebliche Thal. Ach, welch ein unbeschreiblich süßer Frieden

ruht auf diesen glänzenden Matten, auf diesem glitzernden See, in diesem stillen Haine! Man wird unwillkührlich an Matthisons schönes Gedicht erinnert:

„Hain, der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft.“

So liegen im Umkreis weniger Stunden an den beiden Gebirgshängen die drei reizenden fürstlichen Lustschlösser Reinhardsbrunn, herzoglich coburgisch, auf der Nordseite, und Altenstein, herzoglich meiningisch, und Wilhelmsthal, großherzoglich weimarisch, auf der Südwestseite; dazwischen erhebt sich der Inselsberg, dazwischen liegen hundert romantische, idyllische, groteske, malerische, liebliche Plätzchen, Thäler, Thalrinnen, Schluchten, Berge, Felsen, Waldwiesen, Haine, Walddörfer, Städtchen, Burgruinen, einsame Forst- und Jagdhäuser, so daß alles Gebirgsland zwischen diesen Schlössern ein einziger Park zu sein scheint. — Von Wilhelmsthal macht man einen Spaziergang von zwei kleinen Stunden durch ein wahres Paradies von Wald, Thal, Berg, Felsenhängen auf die alte, durch Geschichte und Sage gleich hochgefeierte und verherrlichte Wartburg, welche das vierte und berühmteste der Fürstenschlösser auf diesem kleinen Gebirgsraume ist. Denn wenn sie auch jetzt nicht mehr von Fürsten bewohnt wird, wie die drei zuerst genannten, so residirten doch hier die Ahnen jener thüringischen Fürsten, welche einige Sommermonate in den drei herrlichen Sitzen zubringen. Wartburg war die Wiege, Reinhardsbrunn das Grab jener von der poetischen Sage so unvergleichlich schön gefeierten thüringischen Landgrafen, an die man hier bei jedem Schritte erinnert wird. Man braucht nur einen Namen zu nennen, um sogleich von der süßen Ahnung aller poetischen Zauber,

die das Herz gefangen nehmen, berührt zu werden; ich meine die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Elisabeth ist die wahrhaft wunderbare Verwirklichung des hohen und heiligen Ideals der Weiblichkeit, welches die mittelalterliche Kirche und das stille Herzensbedürfniß einer äußerlich zwar rauhen, innerlich aber um desto wärmern und poetischern Zeit in der Maria, der Mutter des Weltheilandes, aufgestellt hat. Ja hier tritt der unerhörte Fall ein, daß die reale Wirklichkeit die ideale Wahrheit an poetischer Schönheit übertrifft. Die individuellen Charakterzüge Elisabeths geben ein bei weitem anziehenderes Bild der höchsten, edelsten Weiblichkeit als die generellen Traditionen, welche der begeisterte Glaube an die Wesenheit der Maria geknüpft hat. Ist es ein Wunder, wenn Elisabeth von einem duftenden Meere klingender Sagen umflutet und getragen wird, wie eine Lotosblume, ein glänzender Meerstern, in dessen schier unergründlicher Tiefe ihr heiliges Leben wurzelt, während ihr reizendes, bleiches, schmerzlich lächelndes, mit einer Königskrone geschmücktes Haupt dem Lichte zugekehrt ist? Elisabeth ist das schönste Wunder, die reizendste Vermenschlichung der Romantik. Die Wartburg aber ist einer der merkwürdigsten Herde, auf welchem die poetische Flamme einer nun schon lange untergegangenen romantischen Zeit loderte, und der jetzt noch vom verklärenden Duft der Erinnerung an jene uns räthselhaft gewordenen Jahrhunderte umwebt wird.

Dies sind mit flüchtigen Strichen die Reize der Umgebung Ruhlas. Und nur auf die Hauptpartien habe ich einen Blick werfen können, nur einen Blick; an allen andern Schönheiten bin ich stumm vorübergeeilt. Auf den reichen Sagenschatz konnte ich nur hindeuten, keines seiner Gold-

stücke vorzeigen, zu keiner ihrer Fundgruben hinleiten.*) Nur zeigen wollte ich hier, daß, wohin man auch aus dem großen Gebirgsorte den Fuß wendet, man überall Naturschönheit findet, von sinniger Menschenhand gehoben und ausgebildet, überall große und ehrwürdige Erinnerungen, überall duftende Sagen, überall lebendige Poesie.

Und der Menschenschlag in diesem „Dorfe," welch' ein kräftiger, an Leib und Seele gesunder ist er! Wie sehr beliebt und belobt ist die frische Schönheit der ruhler Mädchen, dieser kecken Gebirgerinnen vom herrlichsten Wuchs, mit ihren großen schelmischen Augen, mit ihren schönen blühenden Gesichtern, in ihrer romantisch phantastischen, äußerst kleidsamen Tracht, und auf den wohlgeformten Köpfchen den schier orientalisch gewundenen bunten Turban, „Haidlappen" genannt. Das wissen die Studenten von Göttingen und Jena, die noch eine Ahnung von Poesie in der Seele haben, recht gut; denn sie kommen alljährlich zum Pfingstfest zu Hunderten in die Ruhl und gemahnen sich in der Mitte dieser Waldmädchen und belaubten Berge wie im Zaubergarten einer wohlthätigen Fee. Die Häuser sehen alle so städtisch nett aus und doch nicht kalt vornehm, und die Menschen so klug, und das kalte Vornehmthun will selbst den Reichsten nicht recht gelingen; und was scheren sich fröhliche Studenten auch um solch' einen Narren?

---

*) Ich arbeite an einer umfangreichen Autobiographie, die ich unter dem Titel: „Ein deutscher Schöngeist" veröffentlichen und in der ich nicht nur mich und die Menschen, mit denen ich in Berührung kam, treu schildern, sondern auch den Sagenreichthum meines kleinen Vaterlandes niederlegen werde. Uebrigens findet man die meisten und schönsten derselben auch in „L. Bechstein's Sagenschatz Thüringens."

Sie sind eine Woche lang kreuzfidel mit den Mädchen und mit den Bergen und gehen dann wieder auf ihre Universität und ihre Collegia. — — Aus allen Häusern in der Ruhl schallt einem das gesellige Getöse des unermüdlichen Fleißes entgegen. Das hämmert und lärmt, eh' der Tag anbricht, und lärmt und hämmert noch, wenn es längst Nacht geworden ist. Schade, daß die Leute fast nichts Nützlicheres und Besseres machen, als Theile von — Tabakspfeifen! Großer Gott! solch' ein schöner Ort, voll unbewußter Poesie, voll trefflicher Menschengestalten, verfertigt die prosaischsten aller Instrumente in der Welt. Wenn wir nur noch rauchten wie die Orientalen mit poetischem Genuß! Aber unser Tabaksrauchen aus langen und kurzen Pfeifen ist doch das widerwärtigste von allen widerwärtigen Dingen und hat uns schon lange zum Gespött aller andern europäischen Nationen gemacht. So unmittelbar liegen die schreiendsten Contraste gar oft im Leben zusammen; die süß duftende Sage und die widrigstinkende Tabakspfeife sind beides Kinder dieses Thals.

Die höchst eigenthümliche Mundart der Ruhler, die nur noch in den beiden benachbarten Gebirgsdörfern Steinbach bei Liebenstein und Brotteroda am südlichen Fuße des Inselsbergs mit Modifikationen gesprochen wird, erhöht natürlicher Weise das romantische Interesse an dem Ort und seinen Bewohnern gar sehr. Sie läßt den Leuten so schön diese singende, klingende, schnarrende Sprache, und sie ist die Mundart eines einst großen und mächtigen deutschen Volksstammes, der vor anderthalbtausend Jahren ein gewaltiges Königreich im Herzen Deutschlands besaß, der Thüringer. Ja der letzte Rest dieses tragisch untergegangenen Volks, das einst in den Kämpfen mit den Franken und den Sachsen unterlag, hat sich in die Berge geflüchtet, hat in diesen ab=

geschiedenen Thälern Eisen gegraben und dann seine Söhne zu Waffenschmieden erzogen, aus denen nach manchem Jahrhundert Messerschmiede wurden, bis sie endlich an der Tabakspfeife angekommen sind. Wie die Mundart sich — wenn auch nicht mehr ganz rein — erhalten hat, so ist die malerische und eigenthümliche Volkstracht von den Frauen der Arbeiter bewahrt worden. Die jungen Männer dagegen tragen Hosen mit Stegen und Sackpaletots und lachen über den Aberglauben und die Dummheit ihrer Vorfahren.

An den Ort selbst knüpft sich eine der schönsten Sagen der thüringischen Geschichte; es ist die vom ruhler Hammerschmied, der den jungen, von seinen Baronen verführten, betrogenen und mißbrauchten Landgrafen Ludwig den Zweiten zum „Eisernen“ schmiedete. Noch zeigt man die Stätte, wo der Hammer gestanden haben soll, in welchem Ludwig zu einem so strengen, aber trefflichen Fürsten hart gehämmert wurde. Fürwahr solch' kühne und wackere Schmiede würden auch heutiges Tages auf ähnliche Weise mit Nutzen arbeiten, wenn sich die Fürsten nur zu ihnen verirren wollten.

Dies ist das Thal, in welchem meine Wiege stand; dies sind die Berge, die ich als fröhlicher Knabe durchlärmte; dies sind die Gebirgsgegenden, die ich so oft durchstreifte; dies sind endlich die Menschen, zu denen ich durch Geburt und Abstammung gehöre und unter denen ich meine schöne Jugend verlebte.

Mein Vater war ein verständiger und in einem weiten Umkreise sehr beliebter und viel gebrauchter Arzt, ein sanfter herzensguter Mann, dem die große Praxis im Verhältniß wenig einbrachte. Von Wohlhabenden erhielt er wenig, von Unbemittelten noch weniger oder gar nichts, den Armen gab er noch. Auf diese Weise war es sehr natürlich, daß er keine gesammelten Schätze hinterließ. Ich segne deshalb sein Andenken; es ist mir nur um so heiliger. Als er zur zweiten Ehe schritt, deren späte und einzige Frucht ich war, hatte er schon die Grenze des Mannesalters überschritten; ich habe ihn nur als Greis gekannt, eine hohe, schlanke Gestalt mit etwas nach der Brust gesenktem Kopfe, die Milde und Güte selbst in den edeln stets lächelnden Zügen. Er stammte aus einer ärztlichen Familie; seine Ahnen waren Aerzte gewesen bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinauf, einer darunter, sein Großvater, sogar zu seiner Zeit ein berühmter medicinischer Schriftsteller, dabei Leibarzt des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha. Auch ein Sohn aus der ersten Ehe meines Vaters, ebenfalls einziger Sproß dieser Ehe, war schon vor meiner Geburt als praktischer Arzt gestorben. Es war natürlich, daß man mich bei meiner Ankunft als einzigen Nachkommen einer so berühmten Familie mit Freuden begrüßte und in mir nicht nur den Erhalter des Geschlechts der Storch oder Pelargi *), sondern auch des ärztlichen Ruhms erblickte. Mein Vater schüttelte zu dem letzten Punkte den Kopf. Er war nicht damit einverstanden, auch seinen zweiten Sohn zum Arzt zu bestimmen.

---

*) Diese griechische Uebersetzung ihres Namens brauchten meine Vorfahren oft als Schriftsteller.

Meine Mutter war die Tochter eines noch berühmteren, aber leider in dem Zweige, dem sie entsprungen, heruntergekommenen Geschlechts. Sie war eine geborene Gotter. Welch eine ehrenwerthe Reihe von Generalsuperintendenten, Adjunkten, Pfarrern, Hof- und Regierungsräthen, Amtmännern und Aerzten hatte diese Familie aufzuweisen! Wie viel Haarbeutel, wie viel Zöpfe, wie viel Toupés! Und wie viel hellblaue und scharlachrothe Röcke mit großen spiegelblanken Stahlknöpfen! Und die trefflichen Damen alle in rauschenden Damastkleidern und hochgebauten künstlichen Frisuren! Ich erinnere mich aus frühester Jugend nur noch der vielen herrlichen Fächer, die sie zurückgelassen und die meine Mutter aufbewahrt hatte.

Den Kulminationspunkt des Glanzes hatte diese Familie in dem, den Geschichtskennern des vorigen Jahrhunderts nicht unbekannten, Grafen Gotter erreicht, einem merkwürdigen Abenteuerer, dem besten Seitenstück zu Casanova; Schade nur, daß er nicht sein eigener Biograph geworden. Aus den Bruchstücken seines Lebens, die auf mich gekommen sind, gedenke ich, wenn Leben und Muße es vergönnen, ein historisch-romantisches Bild zu komponiren. Welch eine Fülle leichtfertiger und wichtiger Erlebnisse mußten in der frühen Laufbahn dieses Mannes liegen, daß er, der schier noch als Student der Rechte durch kaum mehr als einen Zufall von Gotha nach Wien verschlagen worden war, dort von Kaiser Karl VI. geadelt, später baronisirt und endlich von Friedrich dem Großen in den Grafenstand erhoben und mit Ehrenämtern, Würden und Orden überschüttet wurde, so daß er als königl. preußischer Staats- und Kriegsminister, Vice-Präsident des General-Direktoriums für den Krieg und die Finanzen, General-Postdirektor und Oberhofmarschall des

genialen Königs zu Berlin verstarb. Gewiß ein Beweis sowohl für seine Schlauheit in Benutzung der Umstände, wie für den Reichthum seiner Kenntnisse und die Fülle seines Glückes. Mein mütterlicher Großvater, einer seiner nächsten Verwandten, hatte ihn in seiner Jugend mehrmals in Molsdorf, dem herrlichen Rittersitz, den sich der Graf in seinem Vaterlande bereitet hatte, besucht, und so kamen manche Traditionen von dem lasciven Leben des unvermählten Grafen auf mich herab und erfüllten meinen Kopf mit den wunderlichsten Vorstellungen vom Leben der sogenannten vornehmen Leute und an den Höfen in's Besondere.

Ein zweiter Stern in der Familie Gotter war der Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, der vor 48 Jahren als Geheimer Sekretär in Gotha, seiner Vaterstadt, starb, und dessen Tochter die Gattin des Philosophen Schelling in Berlin ist. Dieser Mann hatte das ihm nahverwandte Haus meiner mütterlichen Großeltern in der Ruhl oft besucht, und meine Mutter konnte mehrere seiner allerliebsten Gedichte auswendig und sagte sie mir als Knaben oft vor, weil sie mich jedesmal damit entzückte. Schon der bloße Rhythmus der Verse machte auf mich einen seltsamen Eindruck; ich wurde still und weinte vor Wonne.

Für ihre Zeit und ihre Verhältnisse war meine Mutter eine gebildete Frau; ihr eigener Vater hatte sie mit Liebe unterrichtet, und da er aus Neigung Mathematiker war, so hatte sie früh eine besondere Vorliebe zur Rechenkunst gefaßt. Ihre Lieblingsdichter waren Gellert und Gleim, und sie wußte viele Gedichte derselben aus dem Kopfe. Von Goethe kannte sie nur den Werther, und sie wußte sehr spashaft zu erzählen, wie viel Narren dieses Buch allein in ihrer Umgebung gemacht, und wie einige derselben sich à la Werther sogar

erschossen hatten. Dagegen kannte sie Goethes edle Persönlichkeit recht gut; er war als junger schöner Mann mit dem jungen Herzog Karl August von Weimar oft in Wilhelmsthal gewesen und hatte von da aus die Ruhl besucht, wo zu jener Zeit ein stark besuchtes Mineralbad angelegt worden war. Er hatte im Kursaale sogar mit ihr getanzt und sich mit ihr unterhalten. Von Schiller hatte sie nur sehr wenig kennen gelernt. Sie war schon über die erste und empfänglichste Jugend hinaus, als sein Dichterruhm allgemein wurde, und ihre späteren Verhältnisse entfremdeten sie der Literatur. Sie war nämlich nach einer unglücklichen Liebe von ihrer Mutter gezwungen worden, einen alten Mann, meinen Vater, zu heirathen, und diese durchaus unpassende Verbindung brachte namenloses Weh über sie bis in ihr spätes hochbetagtes Alter.

Die Ehe meiner Eltern war ganz nach altem Rococozuschnitt, der uns ganz unbegreiflich vorkommt. Ich würde es kaum glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte und es mir noch immer mit ziemlich lebhaften Farben vor der Phantasie stände, mit welcher lächerlichen Ceremonie sich diese beiden Leute behandelten. Es versteht sich hiernach ganz von selbst, daß sie sich einander mit „Sie“ anredeten; aber sie titulirten sich auch stets, sie ihn „Herr Doktor“, er sie „Frau Doktorin“!

In diese kalten und steifen Förmlichkeiten ohne Freude und Genuß fallen meine ersten Erinnerungen. Das früheste Bild meiner Mutter ist ein weinendes. Ach, sie weinte so viel! Ihrem sanguinisch-cholerischen Temperamente waren diese Bande unerträglich. Mir brannten ihre Thränen als glühende Tropfen schon früh in die Seele; ich litt, mehr als ein Kind leiden darf, durch ihren trostlosen Schmerz,

dem sie, sobald sie mit mir allein war, jeden heftigen Ausbruch gestattete. Und wie erschütternd waren diese Ausbrüche, und ich zitterte dabei an allen Gliedern!

Es konnte wohl schwerlich ein weniger zusammenpassendes Ehepaar geben. Er alt, sie jung; er sanft, ruhig, phlegmatisch, sie heftig, herrisch, stolz, hochstrebend, sanguinisch. Sie war schön gewesen und hatte die Freier in Fülle gehabt. Sie hatte alle zurückgewiesen; es war ihr keiner gut genug gewesen. Nun gönnte man ihr ihr trauriges Loos, an einen alten Mann gekettet zu sein, den sie nicht lieben konnte. —

Im fünften Hause von dem unserigen in derselben Gasse wohnte eine bejahrte kinderlose Wittwe ganz allein. Nun, das Gebäude konnte auch in der That wenig Bewohner weiter fassen; es war das einzige einstöckige Haus in dieser Gegend des Ortes, und keins weiter war noch mit Stroh gedeckt; es war nicht größer als fünf Schritte und enthielt außer einer Hausflur, in der man sich kaum umdrehen konnte, nur eine Stube mit zwei Fenstern auf die Straße und einem auf den Hof. Der Bodenraum unter dem Dache war das Schlafgemach, Vorraths- und Rumpelkammer u. s. w. Eine Küche war nicht vorhanden. Die Töpfenbank mit dem wenigen Küchengeräthe hing im Hausern, und ein kleiner Herd stand dort beim Ofenloch. Der Ofen in der Stube nahm den meisten Platz ein; er war ein Ungeheuer von Kachelofen; hinter ihm war eine harte, aber lauschige Ofenbank befestigt, ein meiner Kindheit sehr erwünschtes und theueres Plätzchen. Die alten Schiebefenster bestanden aus runden, fast ganz erblindeten, in Blei gefaßten Glasscheiben, die selbst beim hellsten Sonnenschein eine liebliche Dämmerung im Stübchen verbreiteten. Wand und Decke waren stets

schneeweiß getüncht, und an der ersteren lief unten durch zwei Drittheile der Stube eine Bank, oben ein Kantelbrett, beides mit Bankeisen befestigt.

Das übrige Mobiliar des Zimmers bestand aus einem massiven Tische mit schwerem eichenen Kreuzgestell, durch einen Querbalken und Keile zusammengehalten und mit einer angepflöckten weißen Ahornplatte bedeckt, und aus zwei dergleichen hölzernen Stühlen, deren auseinanderkretschende Beine in den Sitz eingepflöckt waren. Endlich sah man noch ein großes Wollenspinnrad, an welchem die Hausbesitzerin Wolle und Baumwolle an der Spindel spann und sich damit ihren Lebensbedarf erwarb. Der Tisch, die Stühle, die Bank und der Fußboden waren stets blüthenweiß gescheuert, und der letzte wöchentlich zweimal mit frischem weißen Sande bestreut. So zeigte diese kleine Stube ein Bild der höchsten Reinheit, und mit ihm harmonirte die Bewohnerin derselben. Sie war damals eine Frau in den mittleren sechsziger Jahren, lang und hager, mit einem kleinen Gesicht, in welchem ein Paar kleine freundliche Augen, mit einem eigenthümlichen geheimnißvollen Ausdruck funkelten. Nie habe ich wieder in einem alten Gesichte so viel ganz kleine Fältchen und Runzelchen gesehen. Ihre Kleidung war sehr einfach und äußerst reinlich, und bestand aus einem dunkelen wollenen Rock, Schürze und Kamisol aus gedrucktem Linnenzeug, Kopf- und Busentuch aus grauem feingeblümten Kattunzeug. Sonntags waren Kamisol und Schürze von ähnlichem baumwollenen Stoffe. Die Frau hatte etwas ländlich Nobles und Properes in der Erscheinung. Sie schlich etwas gebückt einher, und ihr Sprechen war mehr Flüstern. Die Volkssitte legte sonst in meinem Geburtsorte jedem Einwohner beiderlei Geschlechts, unbekümmert um seinen Familiennamen, einen so-

genannten Spitznamen, eigentlich Volksnamen, bei, unter welchem allein man ihn kannte. So hieß denn die Frau, von der ich spreche, „Müs-All“ oder „Müs-Hanne.“ Der letztere Name hatte ihren jüngeren Jahren gegolten, der erstere galt ihrem Alter.

Es würde vergeblich sein alle deutsche Sprachwörterbücher aufzuschlagen, um die Bedeutung dieses Namens zu erforschen; nur dem Eingeborenen, der diese altthüringische Mundart kennt und selber spricht, ist sie kein Geheimniß. Das Wort in's Hochdeutsche übersetzt, heißt: Mäuse-Alte. Aber mit dieser Uebersetzung schwindet im Nu aller Zauber der Poesie und der süßen Sagen- und Mährchenwelt, der sich für mich darankettet. Das ganze Bild der seltsamen Frau und ihres Thuns und Treibens verliert schon gar viel an Naturwahrheit und Farbenfrische dadurch, daß ich es in unserer Schriftsprache gebe; ich wollte, ich könnte es in der ruhler Mundart beschreiben. Aber leider kann man dies altthüringische Idiom nicht schreiben, denn es fehlen für die eigenthümlichen Laute die entsprechenden Buchstaben; und wenn ich es nun doch zu Stande brächte, würde meine Geschichte außer dem Orte und den paar stammverwandten Dörfern Niemand zu lesen verstehen.

Müs-All war oft, vorzüglich im Herbst und Winter, ein gern gesehener Abendbesuch in unserem Hause. Sie brachte dann ihr Strickzeug, wohl auch zuweilen das große schnurrende Spinnrad und erzählte stets sehr unterhaltende Geschichten aus ihrem Leben oder aus Ueberlieferungen ihrer Mutter, die über achtzig Jahre alt geworden war. Sie kannte die Familien- und Vermögensverhältnisse jedes Hauses im ganzen Ort; sie war aber auch mit allen Sagen und Wundermähren dieses engen Thales und der umliegenden

Berge vertraut, und es ging mir nichts über den Genuß, eine Gespenstergeschichte aus ihrem Munde zu hören. Was war da Alles Unheimliches und Grausenhaftes kühnen Männern begegnet, die in tiefer stiller Nacht auf einsamen Waldwegen durch das Gebirge gegangen waren! Wie viel goldene Schüsseln und Kannen hatten arme Leute in sonnenheller Mittagsstunde auf entlegenen Waldplätzchen stehen sehen, und wie waren sie immer durch ein unbedachtes Wort der Ueberraschung um den Zauberschatz gekommen! Wie viel Frauen, die dürres Holz gelesen, hatten weiße Frauen und gespenstische Mönche im Walde gesehen!

Der Reiz dieser Erzählung wurde dadurch gar sehr erhöht, daß Müs-All alle Personen, denen dies begegnet war, beim Namen nannte und viele derselben persönlich gekannt hatte.

Durch diese Frau kam früh das romantische Element in meine Kindertage; in die todte Förmlichkeit des Elternhauses warf sie den belebenden Reiz. Sie pflanzte zuerst das süße poetische Grauen in meine Seele, das mich später so oft erschüttert hat, wenn ich bei Nacht und Nebel dieselben Gebirgspfade ging, auf welchen Andern so Ungeheuerliches begegnet war, und meine Phantasie voll poetischer Bilder und Gedanken drängte und von dem ich jetzt noch nicht frei bin, wenn ich im Zwielicht allein im tiefen Gebirge gehe oder mich durch das Gesträuch in Burg- und Klosterruinen winde. Müs-All gemahnt mich jetzt wie die verkörperte Sage selbst, die altkluge und doch kindische wunderliche Mährchenerzählerin am schnurrenden Spinnrade.

Selbst mein Vater, der mit ihr jung gewesen war, hörte ihr gern zu; sie frischten sich gegenseitig ihre Jugenderinnerungen auf und halfen sich „auf die Sprünge". Mein

Vater war nämlich auch in der Ruhl geboren und aufgewachsen. —

Es war sehr natürlich, daß ich manche Tagsstunde in der blanken Stube der guten Müs-All zubrachte, um mir von ihr erzählen zu lassen, und daß sie auf diese Weise einen großen Einfluß auf meine früheste Geistesrichtung gewann. Um nun von mir selbst und meinen Jugendbeziehungen zu dieser Frau zu reden, muß ich von meiner Geburt anfangen.

An einem schönen Apriltage des Jahres 1803 besuchte der Erbprinz von Gotha Emil Leopold August, später Herzog August von Gotha und Altenburg, meinen Geburtsort. Er stieg im geräumigen Forsthause ab, und die Honoratioren des Ortes kamen, ihm die Aufwartung zu machen. Meine Mutter war darunter; die Familie des Försters war mit der unserigen befreundet. Plötzlich fühlte meine Mutter die ersten Vorboten ihrer nahen Entbindung. Sie eilte nach Hause. Ueber der Tafel fragte der Erbprinz den Förster, ob keine Wöchnerin im Orte sei; er wolle dann auch noch den folgenden Tag bleiben, um das neugeborene Kind aus der Taufe zu heben. Sein Wunsch konnte nicht erfüllt werden. Er reisete Abends ab, und am folgenden Tage wurde ich geboren. Um zu begreifen, wie ganz anders mein Loos gefallen sein würde, wenn ich einen Tag früher angekommen wäre, muß man wissen, wie reich der Herzog seine Pathen, deren er eine hübsche Anzahl hatte, auszustatten pflegte und für ihre Ausbildung wahrhaft fürstliche Sorge trug. Und wie würde er, der — wenn auch hypergeniale — Dichter, ein dichterisches Talent glänzend zu unterstützen sich beeilt haben! Ich kam aber leider um einen Tag zu spät, und als Müs-All mich, den Neugeborenen, in den Armen hielt,

sagte sie, der zweifelsohne ein Seherblick in die Zukunft vergönnt war, seufzend: „Ach, er wird nun sein ganzes Leben lang immer um einen Tag zu spät kommen!“ Und wie wahr hat sich dieses prophetische Wort bewährt! Wenn sich mir irgend das Glück geneigt zeigte und ich haschte danach, war es stets Tags vorher abgeblüht; wann ich ankam, war Tags vorher die Messe gewesen, und Andere zogen reich beladen heim, während ich stets leer ausging.

Die erste lebhafte Erinnerung meiner Seele ist eine furchtbare, entsetzliche.

Mein Vater war ein sehr mäßiger Mann. Er trank nur ein wohlschmeckendes Bier und Wasser, Wein sehr selten und eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten ein einziges Glas; Brandwein kam niemals in unser Haus. Er bezeichnete gebranntes Wasser als das süße Gift, das Millionen elend mache und zu früh in das Grab stürze, und sprach schon damals dieselben Ansichten und Grundsätze in Bezug auf das gefährliche Getränk aus, zu welchen sich die meisten Aerzte unserer Tage ebenfalls bekennen. Aber in den von Fabrikarbeitern bewohnten Nachbarshäusern wurde zum Frühstück stets Brandwein getrunken, und „den Brandwein trinken“ war sogar allgemein gebräuchlicher Ausdruck für frühstücken, während die Meisten dieses Wort gar nicht kannten. Die Kinder erhielten dann stets einige Tropfen Brandwein auf ein Stück Brot getröpfelt, ein abscheulicher Gebrauch, der sich fort und fort unter der Arbeiterklasse erhält und die Kinder recht systematisch zu Schnapstrinkern erzieht, von denen viele endlich zu Säufern werden und elend untergehen. Aus derselben scheußlichen Quelle entsprang das grenzenlose Unglück und der frühzeitige Tod des genialen Dichters Grabbe. Man hatte auch mir hier und da in den Nachbarhäusern —

natürlich ohne Vorwissen meines Vaters — einige Tropfen von der verfluchten Aganippe auf Brot gegeben und dadurch in mir den glühenden Wunsch erzeugt, mich einmal satt Schnaps trinken zu dürfen. Ich lechzte nach dem flüssigen Feuer, aber mehrere Versuche, meine zügellose Begierde zu befriedigen, schlugen fehl. Endlich zeigte sich mir eine günstige Gelegenheit, und ich säumte nicht, sie bestens zu benutzen. —

Es ist bekannt, daß der ebenso alte als untüchtige Herzog von Braunschweig das preußisch=sächsische Heer im Herbst 1806 in Thüringen zusammenzog und unthätig liegen ließ, bis er sich von dem aus Süddeutschland rasch vordringenden Napoleon förmlich überfallen sah, und daß das Unglück Preußens, das mit den Schlachten bei Jena und Auerstädt begann, Folge dieses unbegreiflichen Fehlers war. Auch mein Geburtsort lag voll Preußen. Wir hatten einen Offizier im Quartier, im nächsten Nachbarhause lag ein Flügelhornist. Ich besuchte dieses Haus oft. Eines Morgens trat ich in die Stube; der Soldat saß am Tische und putzte sein Horn mit großem Eifer. Außer ihm war nur noch der einzige Sohn vom Hause, ein dreiundzwanzigjähriger junger Mensch, in der Stube. Dieser stand aber an einem der Schiebefenster und sah auf die Straße hinaus. Er hatte sich mit beiden Armen auf das Fensterbrett aufgelegt. Ich stieg auf die an den Fenstern hinlaufende Werkbank und ging bis an den Nachbarssohn heran. Da gewahrte ich durch den dreieckigen kleinen Raum, den sein Arm mit dem vorwärtsgebogenen Körper bildete, eins jener eigenthümlichen knospigen Schnapsbullchen, in welchen man in allen Häusern den Schnaps aus dem Krämerladen kaufte, in demselben Fenster stehen und, was das Erfreulichste für mich war, das

lockende Fläschchen war gefüllt. Nun hatte ich in solchen Bullchen nie etwas Anderes als Brandwein gesehen; es war auch gar nicht Gebrauch, eine andere Flüssigkeit darin aufzubewahren. Ich griff also mit der größten Vorsicht unter dem Arme des Nachbarsohnes durch, zog ebenso das Fläschchen hervor, entstöpselte es und setzte es, im Rücken des Nachbarsohnes und selbst den Rücken dem Hornisten zugekehrt, an den Mund. In demselben Augenblicke wendet sich der Nachbar um und erschrickt so heftig, daß er sich — zu meinem Glück — gar nicht Zeit nimmt, mir die Bulle zu entreißen, sondern er schlägt sie mir im Nu vom Munde weg aus der Hand. Eine dampfende Flüssigkeit entsprudelt ihr, mein Kittel brennt, ich stürze furchtbar schreiend zu Boden, der Nachbar und der Hornist ergreifen mich, schier nicht minder schreiend, als ich selbst, wenden mein Gesicht dem Boden zu, reißen mir den Mund auf, fahren mit einem Zipfel des Kittels hinein und bringen Fetzen von Haut und Fleisch heraus. In dem Fläschchen war nämlich concentrirte Schwefelsäure, die bekanntlich die meisten Metalle blank frißt, und die der Soldat zum Putzen seines Horns benutzt hatte. Um kein Unglück damit anzurichten, hatte er sie vom Tische in die Fensterecke gestellt, und gerade dort wäre sie um ein ganz Kleines mein früher und schlimmer Tod geworden.

Auf das sich immer verstärkende Entsetzensgeschrei stürzten nicht nur alle Hausbewohner, sondern auch auf der Straße Vorübergehende und Nachbarn in die Stube, die schnell mit Menschen angefüllt war. Auch meine Eltern eilten herzu. Obgleich ich erst drei und ein halb Jahr alt war und seitdem fast vierzig Jahre vergangen sind, steht mir die Scene doch noch lebhaft vor der Seele. Noch höre ich die Mutter verzweiflungsvoll schreien, noch sehe ich den Vater

in seinem weißkattunenen Negligée=Jäckchen, in kurzen schwarzen Sammethosen, langen weißbaumwollenen Strümpfen und grünen Saffianpantoffeln, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, die Kniee schlotternd vor Schrecken und kaum fähig eine Anordnung zu treffen. Man mußte natürlich allgemein annehmen, daß ich wirklich schon Schwefelsäure getrunken habe. Es wurden mir also die dampfenden Kleider abgerissen, und weil ich wie sinnlos mit Armen und Beinen um mich schlug, wurde ich an diesen Gliedern mit Tüchern und Stricken auf den Tisch gebunden. Unterdessen trugen alle Nachbarsfrauen behend große Töpfe voll Milch herbei; denn mein Vater hatte das einzige Wort „Milch"! gesprochen. Meine Mutter hatte selbst nicht unbedeutende Viehzucht. Ehe ein Paar Augenblicke vergingen, war ich mit Milch überschwemmt; man goß sie in mich und auf mich, ich konnte nicht schnell genug schlucken, und bald war ich so überfüllt, daß ich sie wieder von mir gab. Es wurde neue eingefüllt, und das ging so fort, so daß ich fast noch an der Milch gestorben wäre. Ich schrie in einem fort, was ich konnte, und man ließ mich endlich in Ruhe. Ich schlief aus Ermattung ein. Mund, Hände und Füße waren theilweise verbrannt und schwollen schrecklich auf; die verbrannten Stellen gingen in Eiterung über und heilten dann, aber ich brachte lange Wochen auf dem Krankenlager zu; die Narben an der Unterlippe, auf den Händen und Füßen blieben mir, und ich trage sie bis in's Grab als Denkmale meines ersten Versuches, einen Schluck Brandwein zu nehmen. In Schlund und Magen war schwerlich etwas von der gräßlichen Flüssigkeit gekommen, sonst möchte mich alle Milch nicht von einem qualvollen Tode gerettet haben. Wenigstens sah ich in der letzten Oktoberwoche 1813 zwei Franzosen im Hause

eines Fabrikarbeiters, welcher Schwefelsäure zu seinem Geschäft brauchte, todt neben den steinernen Flaschen liegen, worin die Flüssigkeit aufbewahrt wurde. Sie hatten sie auch für Brandwein gehalten, als sie in das von den Bewohnern verlassene Haus eingebrochen waren. Sie hatten beide zugleich aus zwei Flaschen getrunken. —

Müs-All stand der Mutter in meiner Krankenpflege getreulich bei; sie wich Tag und Nacht nicht von mir und suchte mir die Schmerzen zu versüßen, so gut sie konnte. Damals ging mir zuerst der Sinn auf für die wunderbaren Geschichten, die sie erzählte. Sie warf in meine Phantasie den zündenden Funken; und von Stund an bevölkerte sie sich mit den grotesken Gestalten der Sage und des Mährchens. —

Von jener verhängnißvollen Periode begannen nun auch meine regelmäßigen Wallfahrten nach ihrer Hütte. Meine Seele war voll unersättlichen Dursts nach Poesie, und je mehr man mir gab, desto mehr verlangte ich. Zu Hause sagte mir die Mutter Gellerts Fabeln vor, und Müs-All ließ die Waldfeien, Zwerge, Schlüsseljungfrauen, gespenstischen Mönche, Hexen und Teufelsspuk vor meinen erstaunten Blikken aufmarschiren und zeigte mir die unermeßliche Fülle unterirdischer Schätze. Gewiß zwei sehr verschiedene poetische Elemente, gewissermaßen Extreme, und doch beide Poesie. Inzwischen fühlte ich mich schon damals mehr zu Müs-Alls Poesie hingezogen als zu der Gellerts, und diese vorherrschende Neigung ist mir bis jetzt geblieben.

Außer dem Schatz ihrer köstlichen Geschichten besaß aber Müs-All noch einen zweiten, dessen Herrlichkeit mich nicht minder stark anzog. Auf dem Kantelbrett in ihrer Stube lag und stand allerlei Kram, einige zinnerne Teller, Kaffee-

und Milchkanne, Schüssel und Salzfäßchen von demselben Stoff, einige Leuchter, eine Lampe, Spindeln und Spulen, ein paar steinerne Krüge mit blanken Beschlägen, ein Gesang=, ein Gebetbuch, ein Katechismus und endlich — die Bibel! Das war der Schatz, der mir über Alles ging, zu dem es mich Tag und Nacht hinzog. Es war dies nämlich die große Ernestinische Bibel in Folio, jenes Prachtbilderwerk, welches Herzog Ernst der Fromme von Sachsen=Gotha als junger Fürst hatte herstellen lassen. Diese Bibel beginnt mit den in Kupfer gestochenen Bildnissen der sächsischen Fürsten aus dem Hause Wettin bis auf Herzog Ernst und seine Brüder, Kunstblätter, die dem deutschen Grabstichel im siebenzehnten Jahrhundert alle Ehre machen. Der Bibeltext selbst enthält eine Menge trefflicher Illustrationen in Holzschnitt, die man heute kaum besser machen würde. Das Ganze ist ein theueres und köstliches Werk. — Ueber den Genuß, die große Bibel durchblättern und die Bilder anstaunen zu dürfen, ging mir nichts. Ich konnte mich halbe Tage damit beschäftigen, ohne ein körperliches Bedürfniß zu fühlen. — Nach einiger Zeit genügte mir aber das bloße Anschauen nicht mehr; ich wollte nun auch wissen, was die Bilder zu bedeuten hätten. Nun mußte Frau Müs=All auch den Commentator machen. Und sie war nicht nur eine fleißige und aufmerksame Bibelleserin, sie war auch in der Geschichte ihres Vaterlandes nicht unbewandert. Da erfuhr ich denn zuerst die interessanten Geschichten von Salomons Urtheil, vom kleinen David und großen Goliath, von der Esther und der Judith. Welch ein Genuß! O und erst die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und der drei Könige aus dem Morgenlande, und dann der zwölfjährige Jesus im Tempel! Welch unaussprechliches Entzücken! Nie habe ich in meinem

späteren Leben größere Wonnen empfunden. Aber auch welch ein Schmerz für mich, als ich zuerst den Tod Jesu umständlich erzählen hörte! Ich habe mehrere Stunden in krampfhaftem Schluchzen zugebracht und Ströme von Thränen geweint. Es war mir, als müßte ich mich todt weinen. Erst als ich mich ausgeweint hatte, war ich für den Jubel über die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn empfänglich. — Die rührend einfachen Erzählungen der Evangelisten vom Leben Jesu sind die köstlichste Geistesspeise für reine Kindergemüther; sie erfüllen unsere jungen Seelen mit heiligen Schauern; sie begleiten uns eine Zeit lang wie süß lächelnde Engelsgesichter, behüten unsere Pfade und machen uns gut und fromm. Könnten wir uns den kindlichen Sinn rein und ungetrübt erhalten, diese Engelsköpfe würden uns umschweben bis an's Ende unserer Tage.

Aber auch vom großen Reformationswerk wurden mir genügende Eröffnungen gemacht (die Bilder der Reformatoren befinden sich ebenfalls in der Ernestinischen Bibel) und von den Fürsten, die es so hochherzig unterstützt hatten, und mit den Bildern prägten sich die Geschichten in meine Seele, und beide waren so innig mit einander verwachsen, daß sie sich nie wieder getrennt haben. Wenn man die Kinder Geschichte durch Bilder lehrte, würde man weit erfreulichere Resultate erstreben.

Was Müs-All begonnen, setzte meine Mutter fort, und beide waren mit gleichem Eifer, ja ich darf behaupten, mit gleicher Liebe für meinen ersten Unterricht thätig. Spielend lernte ich lesen, lange vorher, eh' ich zur Schule geführt wurde; wie ich es gelernt, weiß ich selbst nicht mehr.

Von keinem der Männer, welche ich in der Bibel abgebildet fand, erzählte Müs-All lieber und mit größerer

Ehrfurcht als vom Herzog Ernst dem Frommen, diesem unsterblichen Beglücker seines Volkes. Ihr Mund floß oft von hohen Lobpreisungen seiner Tugend und Frömmigkeit über; ja sie weihete dem Andenken dieses Fürsten eine Art abgöttischer Verehrung und stellte ihn den Aposteln und Reformatoren gleich. Aber auch die Verdienste der übrigen Sachsenfürsten erhob sie hoch und schilderte mir alle als Wohlthäter der Menschheit. Meine Mutter bestätigte Müs-Alls Ansprüche in Bezug auf die Fürsten; denn auch sie war von jener tiefen Ehrfurcht vor den gekrönten Häuptern erfüllt, welche sonst einen so rührenden Zug im Volkscharakter ausmachte. Sie erzählte mir viel von den Nachkommen des frommen Ernst, der im Volksmund nur den Namen „Bet-Ernst" führte, wahrscheinlich weil er in seiner Bibel auf den Knieen liegend und die Hände zum Gebet gefaltet, abgebildet ist; vorzüglich aber strömte ihr Mund vom Lobe des Herzogs Ernst II. von Gotha und Altenburg über, den sie persönlich gekannt, dem sie einst eine Bittschrift für ihren Vater überreicht und von dessen trefflichen Charakterzügen ihr eine Menge bekannt waren. Durch dies Alles und besonders durch den Umstand, daß ich die Bilder der Fürsten zuerst in der Bibel sah, daß ich ihre Geschichte zuerst mit der Geschichte des Heilandes und seiner Jünger, der biblischen Helden und der Reformatoren zusammenhörte, bildete sich mir eine schwärmerische, schier religiöse Verehrung vor den Fürsten meines kleinen Vaterlandes in der Seele aus, die mich bis in das Mannesalter begleitet hat. Christus, die Apostel, die Reformatoren, König David und der Herzog von Gotha standen meiner Gemüthsanschauung auf einer Linie, und da die Ersteren nicht mehr lebten, der Herzog aber auf Schloß Friedenstein Hof hielt, so war er

mein Abgott. Als ich später den Herzog August zuerst sah, zitterte ich vor unaussprechlicher Hochachtung und Ehrerbietung, und ich wäre fast auf der Straße in die Knie gesunken, um ihn anzubeten. Er gemahnte mich wie ein Heiliger mit der Glorie um das Haupt. Schwerlich hat es jemals viele Kinder mit einer solchen Fülle von hehrer Liebe und ehrfurchtsvoller Scheu, mit solch hingebender Verehrung des Landesfürsten in der Seele, gegeben, wie ich war. Der Herzog galt mir als der edelste, tugendhafteste, erhabenste Mensch, der Beglücker seines Volkes, der Vater der Wittwen und Waisen, der großmüthige Beförderer jedes Talents, kurz als der Besitzer aller Tugenden und Vollkommenheiten und aller menschlichen Schwächen frei. Großer Gott, wie viel hat geschehen müssen, um mir diesen schönen Wahn zu entreißen! Wie fürchterlich sind diese kindlich schwärmerischen Gefühle in meiner Brust verhöhnt worden! Ich glaube nicht mehr an die Göttlichkeit gefürsteter Häupter. Meine bösen Erfahrungen gehören aber in meine Lebensgeschichte.

Müs-Alls Unterricht und ihre Bilderbibel habe ich später in einem Gedicht zu feiern versucht, das ich hier mitzutheilen mir nicht versagen kann.

Die Ernestinische Bibel.

O Bibel, schön gebunden,
Voll prächt'ger Bilderzier,
Viel wonnereiche Stunden
Dankt meine Jugend dir!

Früh hegt' ich schon Begierde
Nach Schrift und Bilderschmuck
Und sucht' nach seiner Zierde
In manchem alten Druck. —

Vom Elternhaus zehn Schritte
Ein Mütterchen bewohnt
Gar eine kleine Hütte,
Vom Tode lang verschont.

Der Boden ist gescheuert,
Hell leuchten Deck' und Wand,
Und jeder Tag erneuert
Den blüthenweißen Sand.

Der Tisch vom Ahornbaume
Ist immer blink und blank,
Rings läuft im kleinen Raume
Die reingewaschne Bank.

Der hohe Ofen mit der
Hochzeit von Kana vorn,
Zur Seite gar ein Ritter
Mit Schild und Schwert und Sporn.

Die runde Fensterscheibe
Gefaßt in Blei und Holz,
Am Ofen bei dem Weibe
Der Kater schlank und stolz.

Doch auf dem Kantelbrette
Hoch hat der größte Schatz
Sein schmucklos Ruhebette
Und seinen Ehrenplatz.

Schön war verziert mit Spangen
Das große heil'ge Buch,
Nach dem ich stets Verlangen
In meiner Seele trug.

Und wenn ich brav gewesen,
Durft' ich zur Alten gehn,
Durft' in der Bibel lesen
Und ihre Bilder sehn.

Von der Begeist'rung Hauche
Strahlt meine Wange Glut,
Wenn mein entzücktes Auge
Auf diesen Bildern ruht.

Gehüllt in Prachtgewänder,
Zum Manne rasch gereift,
Bin ich des Ostens Länder
Auf flücht'gem Roß durchstreift.

In meiner Seele Zunder
Zuckte ein Feuerstrahl,
Und alle heil'gen Wunder
Erlebt ich noch einmal.

O welche Wonneschauer
Hab' selig ich gespürt!
Ach, hätte ihre Dauer
Doch auch den Mann berührt!

Dann sprach die Alte milde:
„Dies Buch hat Gott gemacht;
Doch der auf diesem Bilde
Hat's ausgeschmückt mit Pracht.

Er kniet hier auf dem Hügel,
Sein Herz zu Gott gewandt,
Bet=Ernst ein Fürstenspiegel
Und Herr in unserm Land,

Gab seinem Volk den Segen
Und baut' den Friedenstein;
Nun zieht auf allen Wegen
Das Glück zu uns herein." —

Da ward von frommen Thränen
Mein Knabenauge naß;
Nun glüht' ein stilles Sehnen
In mir ohn' Unterlaß.

Und auf die Berge lief ich
Im späten Abendschein,
Und in die Ferne rief ich:
Heil dir, Schloß Friedenstein!

Und ließ den Ruf ertönen,
Nach Osten hingewandt:
Heil Ernst des Frommen Söhnen!
Heil meinem Vaterland!

Die künstlerische Ausschmückung der Ernestinischen Bibel hatte mein Interesse an der Malerkunst geweckt; aber diese lag leider in meinem Geburtsort damals gänzlich darnieder, so fabrikmäßig sie auch später dort betrieben worden ist. Weder in meinem elterlichen, noch in einem anderen mir zugänglichem Hause gab es Gemälde, und so lenkten sich denn meine bildergierigen Augen auf einige Conterfeis ehemaliger Pfarrer, die in ihrem Amtsornat in Oel gemalt, dürf-

tige Kniestücke, in der Kirche hingen. Ich betrachtete sie, so oft ich in die Kirche ging, und um so aufmerksamer, je älter ich wurde. Man hatte mir gesagt, daß die Tochter eines dieser geistlichen Herren die Mutter meines Vaters gewesen war. Er war also mein Urgroßvater gewesen, und die Blutsverwandtschaft mit ihm steigerte natürlich meinen Antheil an seinem Portrait. Es zeigte ein düsteres abstoßendes Gesicht, zu dem ich keine Neigung verspürte. Am Auffallendsten war mir aber, daß der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, in der er ein Buch hielt, blauer gefärbt waren, als die übrige Hand. So oft ich meine Augen in der Kirche erhob, fielen sie auf die beiden blauen Finger, und je länger ich sie betrachtete, desto blauer wurden sie.

Der Pfarrer hatte Zeitschel geheißen, und in „Gelbkes Kirchen- und Schulensaal des Herzogthums Gotha", einem alten guten Buche, finde ich, daß Johannes Zeitschel aus Naumburg von 1716 bis 1742 Pfarrer in Ruhla war, nachdem er von 1713 bis 1716 Pfarrersubstitut in Nordhofen, einem zwei Stunden von Gotha gelegenen Dorfe, gewesen, und daß er 1742 zu seinen Vätern gegangen.

Ich hatte über die blauen Finger des Pfarrer Zeitschel noch Niemand befragt, sondern die Sache still mit mir herumgetragen, da hörte ich eines Abends, als Müs-All bei uns war, seinen Namen nennen.

„Er war mein mütterlicher Großvater," sagte mein Vater, „und seine Frau, meine Großmutter, auch eine geborene Gotter aus demselben Stamm, wie die Frau Doktorin."

„Haben Sie ihn noch gekannt, Herr Doktor?" fragte Müs-All.

„Ja wohl! Ich war sieben Jahre alt, als er starb,

und ich erinnere mich seiner ganzen Gestalt noch gar wohl. Er ist nicht älter geworden als sieben- oder achtundfunfzig Jahre."

„Ja man hat allerlei von seinem frühen Tode gesprochen. Na, er war Ihr Großvater —"

„O ich kenne die bösen Geschichten gar wohl!" fiel mein Vater der Alten ungewöhnlich ernst in's Wort. „Er mag allerdings nicht ganz von aller Schuld frei gewesen sein."

„Sagen Sie mir nur, hatte er denn wirklich zwei blaue Finger an der rechten Hand?"

„I bewahre! Ich wenigstens weiß nichts davon. Gott mag wissen, warum die Finger auf dem Bilde blau geworden sind! Ich habe mir immer gedacht, der Maler sei von einem der vielen bitteren Feinde, die mein Großvater in der Gemeinde hatte, bestochen worden, die Farben zu den beiden Fingern so zu mischen, daß man zwar Anfangs von der Bläue nichts gesehen, die aber allmählig hervorgetreten und mit der Zeit immer auffallender geworden ist."

Müs-All schüttelte zu dieser Erklärung ungläubig den Kopf. „Meine Mutter hat mir oft erzählt," sagte sie endlich mit einer gewissen geheimnißvollen Scheu, „daß die beiden Vorderfinger an der rechten Hand des Herrn Pfarrers Zeitschel wirklich blau geworden wären. — Sie werden wissen, warum, Herr Doktor! —"

„Ich weiß, ich weiß, Frau Nachbarin!"

„Und daß er deshalb stets einen Handschuh an dieser Hand getragen habe. Als er aber für die Kirche gemalt worden sei, habe ihn die Gemeinde, mit der er in so großem Hader gelebt, gerichtlich gezwungen, sich die bloße Hand mit

den blauen Fingern malen zu lassen, zum ewigen Gedächtniß an seine schwere Missethat."

Meine Mutter lachte. „Frau Hanne, glaubt doch nicht solche Abgeschmacktheiten! Wie kann denn ein Mensch von der Obrigkeit gezwungen werden, etwas abmalen zu lassen, was er vor Jedermann zu verbergen alle Ursache hat? Und dadurch hätte sich ja der Pfarrer Zeitschel vor aller Welt zu der argen Schuld bekannt, die man ihm doch, soviel mir bewußt ist, niemals hat beweisen können, sondern stets nur heimlich nachgesagt hat. Aus diesem letzteren Grunde glaube ich auch nicht, was man mir in meiner Jugend über diese seltsamen blauen Finger erzählt hat. Man sagte mir nämlich, der böse Pfarrer habe sich die beiden Finger mit Absicht blau malen lassen, obgleich sich ihre Farbe in der Wirklichkeit nicht von der der anderen Finger unterschieden hätte, und er habe dadurch eine stillschweigende Buße, ein stummes Bekenntniß angedeutet; weil er Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und zuletzt vergangen sei, wie ein Schatten. Durch die blaue Färbung der gemalten Finger habe er sich eine Erleichterung seines qualvollen Zustandes verschaffen wollen; es sei ihm aber nicht gelungen. Sie müssen ja wissen, Herr Doktor, ob dieser Zustand wirklich so schlimm war, wie man versichert hat."

„Was wird nicht Alles geschwatzt!" versetzte der Angeredete ärgerlich. „Ich weiß so wenig von der Unruhe und Verzweiflung meines Großvaters, wie von dessen blauen Fingern. — Daß man in Eurer Familie, Frau Nachbarin, dergleichen Gerüchten gern Glauben geschenkt hat, wundert mich freilich nicht. Ich kenne den Grund davon recht gut. Aber genug von diesen alten und ärgerlichen Geschichten!" Damit zündete er seinen Wachsstock an und ging zu Bett.

Ich vermuthete, daß nun nähere Erörterungen über den für mich so äußerst interessanten Gegenstand zwischen Müs-All und meiner Mutter stattfinden würden, und um nicht zu Bett geschickt zu werden, drückte ich mich in die weichen Kissen des Federkanapees und stellte mich fest schlafend, obgleich ich noch nie so munter und aufgeregt gewesen war, als in diesen Augenblicken. Ich glühete über und über, und mein Verlangen, den Schleier eines Geheimnisses fallen zu sehen, das sich in seiner abenteuerlichen und unbestimmten Größe erst an diesem Abende vor den Augen meiner Phantasie aufgebaut hatte, war über alle Beschreibung heftig. Meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht, aber leider nicht zur Befriedigung, sondern zur Erhöhung meiner Qual. —

„Wie seid Ihr denn mit der Person verwandt, Hanne?“ fragte meine Mutter.

„Sie war meines väterlichen Großvaters ältere Schwester,“ versetzte die Alte, „und ich habe noch einen Wildemanns-henkelthaler, den sie Sonntags am Halse getragen hat. Sie ist so hübsch gewesen, daß fremde Leute, die sie noch nicht gekannt, wenn sie ihnen auf der Gasse begegnet ist, stehen geblieben sind und ihr verwunderungsvoll nachgesehen haben.“

„Der Pfarrer kann aber doch unschuldig gewesen sein.“

„Ach, was unschuldig! Mein Großvater hat ja in Venedig die Geschichte aus ihrem eigenen Munde gehört.“

„Man hat aber sehr bezweifelt, daß Euer Großvater jemals in Venedig gewesen sei.“

„Das muß ich besser wissen. Ich will Ihnen die Geschichte ausführlich erzählen.“ Bei diesen Worten hüpfte mir das Herz im Leibe, und ich wagte kaum zu athmen vor

Begierde; denn die Erwähnung Venedigs hatte mich vollends in die größte Spannung versetzt. Ich hatte bereits von den Wundern der Wasserstadt gelesen, und die Lagunen, die Kanäle, die Seufzerbrücke, der Rialto, die Bleidächer, der Dogenpalast u. s. w. schwirrten mir schon durch den Kopf, und meine phantastischen Vorstellungen von diesen Dingen gingen in's Ungeheuerliche. Das Wort Venedig in Verbindung mit dem Geheimniß der blauen Finger traf mich also wie ein elektrischer Schlag; denn hier hatte ich es am wenigsten vermuthet.

„Aber sprecht leise, Frau Nachbarin," erinnerte meine Mutter, „der kleine Schelm dort möchte nicht schlafen, und die Geschichte paßt doch nicht für die Ohren eines Kindes."

Das war ein Donnerschlag für mich, und als Müs-All nun zu flüstern anfing und ich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit doch nur dann und wann ein einzelnes Wort erschnappte, das meinen Heißhunger eher zu steigern als zu befriedigen geschickt war, da weinte ich zuletzt vor Verdruß. Ich erfuhr nichts über die Entstehung der blauen Finger meines Urgroßvaters, nichts über Müs-Alls Großvaters-Schwester, nichts über Venedig und also auch gar nichts über den unbegreiflichen Zusammenhang dieser drei Dinge. Meine Phantasie machte die tollsten Sprünge und raubte mir lange den Schlaf, und als sie ihm endlich doch Raum vergönnen mußte, verband sie sich mit ihm und zeigte mir als Traum ihre wunderlichsten Bilder, in denen die blauen Finger, der finstere Pfarrer, die schöne Ruhlerin, der geflügelte Löwe und der heilige Markus auf seiner Säule, schwarze Gondeln mit verhängten Fenstern und kecke Bravi mit maskirten Gesichtern bunt genug durcheinander spielten.

Der folgende Tag war ein Sonntag, ich ging in die Kirche, war aber so mit dem gemalten Pfarrer, den ich von meinem Standpunkte nicht sehen konnte, beschäftigt, daß ich des lebenden predigenden ganz und gar darüber vergaß. Als nach dem Gottesdienste alle Leute sich entfernt hatten, stellte ich mich unter das Bild und verschlang es mit den Augen; so abscheulich blau waren mir die geheimnißvollen Finger noch nicht vorgekommen. O hätte mir das Bild antworten können auf die stummen Fragen meiner heißen Sehnsucht! Aber es war still und stumm wie die Kirche, und ich lief zu Frau Hanne, entschlossen, Alles zu versuchen, um hinter die Geschichte zu kommen..

„Sagt mir doch, Frau Nachbarin," begann ich möglichst gleichgiltig, „warum hat denn das Bild des Pfarrers Zeitschel in der Kirche zwei blaue Finger an der rechten Hand?"

„Das kann ich Dir jetzt noch nicht sagen, mein Söhnchen; aber wenn Du größer geworden bist, sollst Du es erfahren."

„Ach ich bin groß genug, um alle Geschichten zu verstehen. Sagt es mir nur jetzt gleich. Ich möchte es gar zu gerne wissen."

„Es geht nicht; ich darf nicht. Du sollst's schon erfahren. Gedulde Dich, mein Kind!"

Alle meine Bitten waren vergebens; ich erreichte mein Ziel nicht.

Einige Tage später fiel es mir in meinen Meditationen über die alte Nachbarin, mit der ich unausgesetzt in Gedanken beschäftigt war, plötzlich auf, daß sie Müs-All hieß, und ich wandte mich an die Mutter mit der Frage, woher

jene diesen auffallenden Namen, und was er eigentlich zu bedeuten habe?"

„Ihr Vater hieß Müs = Gür"*) und deshalb hieß sie Müs=Hanne und jetzt Müs=All."

„Wie kam denn ihr Vater zu dem Mäuse=Namen?"

„Das weiß ich nicht. Darüber wird sie allein Dir die beste Auskunft geben können."

Sogleich lief ich zur Alten, die von ihrem Wollenrad mir immer freundlich zunickte.

„Sagt mir, Frau Nachbarin, warum nennen Euch die Leute Müs=All? warum nannten sie Euern Vater Müs=Gür?"

„Das hängt mit der Geschichte von den blauen Fingern des Pfarrers Zeitschel ganz eng zusammen," versetzte sie unheimlich flüsternd, und ihre Augen leuchteten dazu gerade wie die ihres ungewöhnlich großen rothen Katers, der fast immer unter dem Ofen lag, und vor dem ich mich stets ein wenig fürchtete, obgleich er mir nichts zu Leide gethan hatte.

Diese unerwartete Antwort erfüllte mich mit einer Art Wuth; ich schrie: „Aber so sagt mir's doch mit den Fingern!"

„Jetzt noch nicht," versetzte sie ruhig und spann weiter. Ich aber fing an, die alte halsstarrige Nachbarin zu hassen.

Ein halbes Jahr verstrich, und das mir verborgene Blaufingergeheimniß lag mir fort und fort schwer im Sinne, wie einem eine unverdauliche Speise im Magen liegt; endlich wurde ich krank und zwar sehr bedenklich an einem Nervenfieber, ich weiß nicht ob vom Geheimniß oder aus einer andern Ursache. Aber ich phantasirte in einem fort von den blauen Fingern, von der schönen Ruhlerin, von Venedig und

---

*) Mäuse=Georg.

von Müs-Gür. Müs-All saß an meinem Bette und wunderte sich erstaunlich über meine Fieberträume. Sie war versucht zu glauben, ein Geist müsse mir die Geschichte entdeckt haben. Ich war kaum genesen, als ich auch schon in ihre Hütte eilte, in der Voraussetzung, sie werde mir, dem von einer so schweren Krankheit Erstandenen, nichts abschlagen. Ich war ja so schwach, so abgezehrt, so blaß, daß mich der Wind hätte umblasen können. Es war mir ganz seltsam und träumerisch zu Sinne, als ich so vor der alten Frau saß und ihre Augen mit einem mir bis jetzt unbekannten Ausdruck auf mich funkelten; die Brust wurde mir beklommen; mich däuchte, ich liege noch in Fieberirrsinn.

Sie zeigte sich wirklich meiner Bitte sogleich willfährig. „Erst will ich Dir aber etwas Hübsches zeigen, was auch zur Geschichte der blauen Finger gehört und Dir gewiß Freude machen wird," sagte sie, immer flüsternd, und verließ die Stube. Ich hörte sie draußen die Hausthür verriegeln und dann die Bodentreppe hinaufsteigen. Bald kehrte sie wieder, und ihre Augen funkelten noch stärker als erst. In der Hand hatte sie eine vom Alter schier schwarz gewordene Zither, die ich noch nie bei ihr gesehen. Sie ließ die Stubenthür auf, setzte sich und fing an wunderschön auf der Zither zu spielen. Gleich beim ersten Tone erhob sich der Kater unter dem Ofen, streckte sich, sprang auf die Ofenbank, mit einem zweiten Satz auf den Hinterofen und kletterte nun in den Kachelvertiefungen gemächlich empor, bis er auf der Kuppel des Gebäudes angelangt war, wo er sich's wieder bequem machte. Den dicken Kopf reckte er weit vor und richtete die Augen nach der Thüröffnung. Und sieh, durch diese zogen jetzt zu meinem maßlosen Erstaunen allerliebste weiße Mäuschen mit rothen Augen paarweise herein,

es waren auch einige Scheckchen darunter. Das trappelte und krabbelte, bis es ungefähr zwölf Pärchen waren. Nach den heroischen Zitherklängen marschirten sie im Kreise, erhoben sich dann auf die Hinterfüße und führten nach dem Takt der Saiten sehr kunstreiche Tänze aus. Welch' ein herrliches unvergleichliches Schauspiel für mich, der ich noch keine weiße Maus, vielweniger einen Mäusetanz gesehen hatte! Lange saß ich regungslos, ganz Auge, und starrte das Wunder an. Wie zierlich und anmuthig waren doch die Bewegungen dieser allerliebsten Thierchen! wie schnell chassirten sie, wie munter drehten sie sich! Der zweite nicht minder aufmerksame Zuschauer war der Kater auf dem Ofen; auch er bewegte keine Muskel. Endlich fielen meine wonnetrunkenen Augen auf die flinke Zitherspielerin, und da war mir's, als sähe Frau Hanne ganz anders als sonst, viel jünger, schöner und größer, und in ihrem Gesichte war ein fremdes Etwas, das mich einschüchterte. — Plötzlich riß sie mit der Hand einen schrillen Ton aus den Saiten; der Kater sprang mit einem Satz vom Ofen, und die Mäuschen stürzten in wirrer Flucht durcheinander aus der Thüre. Der Kater durfte sie nicht verfolgen. Frau Hanne legte die Zither weg und sagte ernst: „Nun will ich Dir die Geschichte erzählen."

Ich schöpfte tief Athem; es war mir gar nicht so wohl und heiter zu Sinn, da sich mir nun endlich die Pforten des ersehnten Geheimnisses erschließen sollten, als wie ich gehofft und erwartet hatte. Im Gegentheil fühlte ich mich beklommen und gedrückt! Doch wanderte meine Seele nun aus dem Auge in's Ohr. Müs-All begann:

„Als der Herr Pfarrer Zeitschel hierher versetzt wurde — es mögen nun bald hundert Jahre werden — ist er noch ein junger unverheiratheter Mann gewesen. Er hat sich sogleich

stolz und kalt gegen die Leute benommen, so daß Niemand ein rechtes Zutrauen zu ihm hat fassen können. Die Gemeinde hat ihm viel Ehre angethan bei seinem Anzuge, aber er hat Alles aufgenommen, als verstände es sich von selbst, als sei es der Leute Pflicht und Schuldigkeit, und hat ihnen kaum dafür gedankt. Das hat schon kein gutes Blut gesetzt. Darauf hat er sich nur zu den beiden Honoratioren im Dorfe gehalten, zum Doktor und zum Förster. Der Erstere ist ein Herr Dr. Gotter gewesen, von derselben Familie, aus der auch Deine Mutter stammt. Der hat denn eine schmucke mannbare Tochter gehabt, und die hat sich gut zum Herrn Pfarrer gepaßt; denn sie ist so stolz und hoffärtig gewesen, wie er, und hat gemeinen Leuten auf höflichen Gruß kaum mit einem leisen Kopfnicken gedankt. Deshalb sind sie denn auch nach Jahr und Tag ein Paar geworden. Nun der Stolz ist wenigstens auf ihre Enkel nicht fortgeerbt, das beweist die Leutseligkeit des Herrn Doktors, Deines Vaters, mein Kind.

Um diese Zeit oder kurz vorher, ehe der neue Pfarrer in's Dorf kam, war mein väterlicher Urgroßvater als ein Mann in seinen besten Jahren gestorben und hatte seiner Wittwe sieben meist noch unerzogene Kinder hinterlassen, wovon die schöne Gretlies*) das älteste, mein Großvater, Tines**) aber eines der jüngsten war. Gretlies wird siebzehn oder achtzehn Jahre alt gewesen sein. Da gab's denn freilich schmale Bissen, und um's ihrer Mutter einigermaßen zu erleichtern, vermiethete sich Gretlies als Magd bei dem neuen

*) Margaretha Elisabetha.

**) Justinus.

Herrn Pfarrer. Niemand in der Welt hätte sich einfallen lassen, daß der gestrenge Herr Pfarrer seinem Stolze etwas gegen seine Magd vergeben würde; aber gerade die stolzesten und sichersten Menschen fallen am leichtesten in die Fallstricke des Bösen. Genug der Herr Pfarrer benahm sich gegen die schöne Gretlies wie es wohl seine heilige Pflicht mit sich gebracht hätte, wenn die Magd seine Ehefrau gewesen wäre, wie es aber jetzt die größte und abscheulichste Sünde war. Die bösen Folgen blieben nicht aus und waren um so schlimmer für den Herrn Pfarrer, als er sich gerade mit der stolzen Jungfer Gotterin verlobt hatte. Wäre sein arger Fehltritt an den Tag gekommen, so hätte er die reiche Braut und die Pfarrstelle obendrein verloren und wäre beschimpft und entehrt für sein ganzes Leben, auch noch mit einer langwierigen Gefängnißstrafe und hoher Geldbuße belegt worden. Um nun seine Sünde vor den Augen der Welt zu verbergen und sich der drohenden Strafe zu entziehen, beging er eine noch weit größere Sünde und das ärgste Verbrechen, das ein Mensch seinem Schöpfer und Herrn gegenüber schier vollbringen kann. Das ist die Natur des bösen Samens, daß immer wieder böse Früchte daraus erwachsen. Nicht vergebens warnt das Sprüchwort: Laß dich vom Teufel nur bei einem Haare fassen, so bist du auf ewig ganz und gar sein.

Vor hundert und noch mehr Jahren geschah es, daß in unsere Berge fast alljährlich geheimnißvolle Männer in fremder Kleidung und eine fremde Sprache redend kamen, meist in kleinen Gesellschaften von drei und vier, zuweilen wohl auch noch einmal so viel. Sie mietheten immer eine Schmiedeesse entweder unten im Grunde oder oben auf dem temmer-

schen Boden*), niemals in der Mitte des Dorfes, und die Esse mußte immer so gelegen sein, daß sie, vom Berge herabkommend, gleich hinein konnten, ohne sich neugierigen Augen bloßstellen zu müssen, und worin sie nicht belauscht werden konnten. Am Tage über trieben sie sich in den entlegensten Bergen und Thalschluchten herum, und in der Nacht hanthierten sie in der Esse. Mit den Dorfleuten machten sie sich gar nicht gemein und bekümmerten sich nicht um sie. Ihre Lebensmittel kauften sie sich selber ein, und man wußte kaum, woher sie dieselben bezogen. In die Kirche ging auch keiner, sie mochten noch so lange im Dorfe sein. Die Sonntage brachten sie immer in den Bergen zu, und wenn es auch schlechtes Wetter war. Die Jäger und Kreiser, Hirten, Köhler und Holzhacker sahen diese seltsamen Männer zuweilen mit Hacken, Hämmern und Schaufeln, hörten sie wohl auch in den Bergen arbeiten, aber sie fürchteten sich vor den wildaussehenden bärtigen Gesellen, die immer stark bewaffnet waren, und von denen es allgemein hieß, sie könnten mehr als Brot essen und ständen mit bösen Mächten im Bunde. Diese Leute nannte man Venetianer; sie konnten Zaubersprüche, mit denen sie die Berge öffneten, in welchen sie mit der Wünschelruthe edle Metalle und Steine entdeckt hatten. Vorzüglich viel waren sie im Martberge beschäftigt, und das versetzte Gaisbeinsloch mit seinen großen Schätzen soll ihnen zugänglich gewesen sein, und aus dem Backofenloch**) haben sie Sand geholt, aus dem sie das feinste Gold geschmolzen haben. Auf

---

*) Tenneberger Boden, das oberste Ende des Orts, zum Amte Tenneberg gehörig; Grund, das unterste Ende des Orts im langgestreckten Thale.

**) Eine Höhle und Stollen am Wartberge.

die Scheidekunst und das Schleifen der Edelsteine haben sie sich ganz absonderlich verstanden. Und in Schmelzen und Schleifen hat ihre nächtliche Arbeit in der Esse bestanden. Diese Venetianer haben ungeheure Reichthümer aus unsern Bergen in ihre Vaterstadt getragen; aber bei uns hat ja Niemand verstanden, diese Schätze zu heben, und sie haben sich wohl gehütet, ihre geheime Kunst einem hiesigen Menschen zu lehren. Wer weiß auch, ob das Heil der Seele nicht dabei verloren gegangen wäre. Also ist es für unser Dorf und seine Bewohner wohl besser gewesen, daß Niemand hinter ihre Künste und Praktiken gekommen ist.

Zu der Zeit nun, als es mit dem jungen Herrn Pfarrer Zeitschel und seiner Magd, der schönen Gretlies, so schlimm stand, waren auch gerade vier Venetianer hier, die trieben ihr heimliches Wesen in einem der letzten Häuschen oben auf dem Säurasen.*) Eines Abends spät nun ist der Pfarrer voller Verzweiflung und wie verrückt in die Berge gelaufen, er hat selbst nicht gewußt, wie weit, und die frühe Herbstnacht hat ihn und seine bösen Gedanken überrascht; da hat er sich in der Dunkelheit endlich unter einen Buchenbaum geworfen und hat jammernd alle guten und bösen Geister angeschrien, ihm aus seiner großen Noth und Drangsal zu helfen. Und da haben plötzlich die vier Venetianer in ihren Mänteln und breiten Hüten, wie aus der Erde gestiegen oder vom Himmel gefallen, vor ihm gestanden und haben ihn gefragt: was ihm fehle und womit ihm geholfen werden könne. Der Pfarrer ist erst heftig erschrocken, dann aber hat er sich ein Herz gefaßt und, als er sie als Venetianer erkannt, bei sich bedacht, daß ihm diese Fremdlinge vielleicht am ersten helfen

*) Der letzte Zipfel des Dorfs.

könnten und daß sie ihm von einer höhern Macht — es galt ihm gleich, ob von einer guten oder einer bösen — zu seiner Rettung zugeschickt sein möchten. So hat er es denn mit kurzen Worten rund herausgesagt, wo ihn der Schuh so hart drücke, und da sie lateinisch oder hebräisch mit einander gesprochen, so haben sie sich gar wohl verstanden.

Als der Pfarrer fertig war, sagte der älteste Venetianer, welcher der Oberste oder Anführer der kleinen Gesellschaft war: „Da läßt sich leicht helfen. Verkauft uns das Mädchen, und wir nehmen es mit. Da seid Ihr aller Sorge um sie enthoben. Nächsten Freitag früh um vier Uhr reisen wir ab."

Dem Pfarrer mochte doch wohl das Gewissen vor solcher abscheulichen Seelenverkäuferei schlagen, und er wollte anfangs nicht daran und meinte, verkaufen könne er die Gretlies nicht, die Herren möchten sie doch ohne Kauf mitnehmen.

„Dann haben wir kein Recht auf sie," entgegnete der alte Venetianer. „Ihr müßt sie uns durchaus käuflich überlassen, und da Ihr ihr Dienstherr seid und sie sich Euch in der Art zu eigen gegeben hat, wie Ihr uns erzählt habt, so könnt Ihr sie allerdings verkaufen. Außerdem können wir sie nicht mitnehmen und Euch nicht helfen."

Da nun der Pfarrer keinen andern Ausweg sah, aus seiner verzweiflungsvollen Verlegenheit herauszukommen, so ging der gottlose Mann den schlechten Handel ein, und sie wurden um hundert Goldgulden eins. Darauf wurde verabredet, daß die Venetianer den Freitag in der Pfarrhecke*) warten wollten, dorthin sollte der Pfarrer die Gretlies schicken; und sobald sie das Mädchen in Empfang genommen, werde einer von ihnen in die Pfarre hinabkommen und das Geld zahlen.

*) Holz über der Pfarrwohnung am Berge.

Nach dieser Verabredung gingen sie von einander. Der Pfarrer kam spät in der Nacht nach Hause und war sehr unruhig, die beiden nächsten Tage aber immer in tiefen Gedanken. Gretlies schrieb dies seinem Kummer zu und weinte über ihn und sich; denn sie war ihm sehr ergeben. Am Donnerstag Abend sagte er zu ihr: „Du mußt mir morgen in aller Frühe nach Waltershausen gehen und einen Brief an den Superintendenten tragen." Gretlies ging noch zu ihrer Mutter, um es derselben anzusagen, daß sie des andern Tags nach Waltershausen gehen müsse, und die Mutter erbot sich, sie eine Strecke durch den Wald zu begleiten. So verabredeten sie denn, Gretlies solle ihre Mutter abholen. Sie wünschten sich gute Nacht — und haben sich in dieser Welt nicht wieder gesehen.

Am andern Morgen weckte der Pfarrer seine Magd sehr früh, und als sie angekleidet war, befahl er ihr, ihr Frühstück einzupacken. In ihrer Unschuld sagte sie von der Begleitung der Mutter.

„Das kann nicht sein," sagte der Pfarrer heftig und streng. „Deine Mutter mag ein ander Mal mitgehen, heute nicht. Ich selbst werde Dich den Pfarrberg hinaufbegleiten, und in der Pfarrhecke warten vier mir befreundete Männer, die mit Dir nach Waltershausen gehen werden. Komm!

Das Mädchen zitterte vor Furcht und Schrecken am ganzen Leibe; aber sie war so an pünktlichen Gehorsam gegen ihren Herrn gewöhnt, und er hatte eine solche Gewalt über sie erlangt, daß sie nicht zu widersprechen wagte. Still weinend folgte sie dem Befehle. Der Pfarrer stieg schweigend und mit grimmigem Gesicht neben ihr den Berg hinauf.

„Ach, Herr Pfarrer!" sagte endlich Gretlies aus gepreßter Brust, „die fürchterlichste Angst bringt mich fast um.

Sind denn die Männer, welche mit mir gehen sollen, von hier, oder sind es fremde Leute?“

„Du wirst es schon sehen.“

„Daß Gott sich meiner erbarme! Sie werden mich doch nicht todtschlagen?“ In meinem Zustande —“

„Du bist eine Gans! Du hast doch Deiner Mutter nicht etwas gestanden?“

„Gewiß nicht, Herr Pfarrer! Sie haben es mir ja bei Leib und Leben und meiner Seligkeit verboten.“

„Ich glaube Dir. Fürchte Dich nicht! Die Männer werden Dir nicht nur nichts zu Leid thun, sie werden Dich sogar schützen, wenn Dir ein Leid zugefügt werden sollte. Und sei nur ganz ruhig über Deinen Zustand, ich habe bestens für Dich gesorgt.“

Bald darauf erreichten sie die Pfarrhecke und stießen auf die reisefertigen Venetianer. Gretliesen schlugen alle Glieder vor Furcht, aber sie sagte kein Wort mehr, sondern ergab sich geduldig in ihr Schicksal. Der Pfarrer wechselte noch einige ihr unverständliche Worte mit den Männern, dann stiegen drei mit der Magd den Berg hinauf, und einer ging mit dem Pfarrer hinab in's Pfarrhaus, wo er das Geld auf den Tisch zählte und dafür eine Quittung verlangte. Diese auszustellen, verweigerte der Pfarrer bestimmt; denn er sah ein, wie gefährlich ihm ein solches Papier werden konnte, und daß er sich dadurch ganz in die Hände ihm blutfremder Männer begab. Ueber diese Weigerung entstand ein Wortwechsel zwischen beiden, der endlich so heftig wurde, daß der Venetianer drohete, die Gretlies sogleich zurückzurufen und den ganzen Handel und seine Ursachen beim Schulzen anzuzeigen. Da legte sich der Pfarrer erschrocken zum Ziele und schrieb die Quittung mit zitternder Hand; er sah ein,

daß er schon zu weit gegangen war, um noch zurück zu können. Er mußte vorwärts seinem bösen, aber wohlverdienten Schicksal entgegen.

Unterdessen war es heller lichter Tag geworden. Nun war Tags vorher ein reicher Handelsmann gestorben, der hatte sich vorher ein Grab auf dem Reichen-Kirchhof *) gekauft, von dem man so nah in die Pfarrstube hinabsieht, daß man schier das kleinste Ding darin erkennen kann. Der Todtengräber war mit dem ersten Morgenstrahl an die Arbeit gegangen. Indem er nun da hackte und schaufelte, vernahm sein scharfes Ohr das Gezänke aus der Pfarrstube; von dem er freilich kein Wort verstand. Er wurde aber doch aufmerksam und lugte über die Mauer hinab. Er erkannte den Venetianer, den er schon mehr gesehen, und den Pfarrer in Streit: er entdeckte endlich das Geld auf dem Tische und sah, wie der Pfarrer dem Fremden das Papier überreichte, welches dieser zu sich steckte. In diesem Augenblick wurde die Hofthüre geöffnet, und Gretliesens Mutter trat auf den Hof; wie sie aber im Begriff stand, in die Hausflur zu gehen, kamen der Pfarrer und der Venetianer aus der Stube. Der Pfarrer erschrak beim Anblick der Frau, und während der Venetianer sich entfernte und, von den Augen des Todtengräbers verfolgt, den Berg hinaufstieg, fragte der Pfarrer mit bebenden Lippen und todtenbleich: „Ihr habt doch nicht etwa an der Thüre gehorcht, Weib?“ Er wollte sich dabei eine stolze Amtsmiene geben, aber es gelang ihm schlecht.

„Bewahre mich Gott, daß ich an Ihrer Thüre horchte, Herr Pfarrer!“ versetzte die Wittwe eingeschüchtert. „Ich bin

*) Die Reichen werden für Geld unterhalb der Kirche begraben, die angestellten Personen umsonst; alle Andern oberhalb der Kirche ebenfalls umsonst.

im Augenblick gekommen, um nach Gretliesen zu sehen und zu erforschen, weshalb sie mich so lange warten läßt.“

„Gretlies ist schon vor einer Stunde fort.“

„Schon fort und allein!“ sagte die arme Frau bedenklich. „Was muß denn das zu bedeuten haben? Wir hatten ja verabredet, daß ich sie durch den Wald begleiten wollte.“

„Sie wird sich wohl eine ihr liebere Begleitschaft gewählt haben. Ich traue der Gretlies nicht mehr und fürchte, sie wandelt auf schlechten Wegen.“

„I Herr Pfarrer, meine Tochter war gottesfürchtig und fromm, so lange sie an meinem Tische aß; wie sollte sie nun im Hause unsers Herrn Pfarrers schlecht geworden sein! Ich habe nichts Uebles an ihr bemerkt.“

„Nicht? Nun desto besser. Wir werden ja sehen. — Geht heim und gebt Euern Kindern das Frühstück. Doch wartet noch einen Augenblick; ich will Euch etwas schenken.“ Damit ging er in die Stube, nahm einen von den Gulden, trug ihn heraus und drückte ihn der Wittwe in die Hand. Hocherfreut über diese ungewohnte Freigebigkeit, konnte die arme Frau nicht Dankesworte genug finden, küßte dem Pfarrer den Rock und ging unter Segnungen! Der Todtengräber hatte Alles mit angesehen, auch woher der Pfarrer das Geldstück genommen hatte.

Die Freude der Wittwe wurde schon am folgenden Tage in den größten Jammer verwandelt. Schon Abends vorher hatte sie eine unerklärliche Angst befallen. Sie war mehrmals bis tief in die Nacht in die Pfarre gelaufen, um nachzufragen, ob Gretlies noch nicht wieder zurück sei. Es wurde ihr immer schwerer um's Herz. Den Weg nach Waltershausen legte eine so rüstige Dirne in drei Stunden zurück, und da Gretlies nach des Pfarrers Angabe, nichts weiter

im Städtchen zu schaffen hatte, so hätte sie eine Stunde nach Mittag wieder da sein können. „Ich verkomme vor Angst," sagte sie zuletzt zum Pfarrer. „Wenn dem Mädchen nur kein Unglück zugestoßen ist!"

„Ach glaubt nicht solche Albernheiten!" versetzte der Geistliche. „Sie hat sich einen Schatz beigelegt, bei dem sie die Nacht zubringt; das ist das ganze Geheimniß. Ich habe es Euch ja diesen Morgen schon gesagt, die Gretlies ist leichtfertig geworden."

Die arme Mutter ging seufzend, einen Berg von Angst und Sorge auf der Brust, heim und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Und als Gretlies am andern Tag Mittags noch nicht da war, brach die arme Frau auf nach Waltershausen. Sie lief mehr als sie ging, und fragte in den Gebirgsdörfern Winterstein, Fischbasch, Kaberts und Kleintaberts in den Wirthshäusern und sonst nach ihrer Tochter. Keine Spur von derselben! Es waren noch nicht zwei Stunden herum, als sie schon vor dem Superintendenten stand. Der hatte natürlich keinen Brief vom Pfarrer aus der Ruhl erhalten; kein Auge hatte das Mädchen gesehen. In trostlosem Jammer lief die unglückliche Frau zurück; die fürchterlichste Angst beflügelte ihre Schritte. Sie kam wieder heim; da war überall keine Gretlies. Der Pfarrer sagte kalt und höhnisch: „Sie wird wohl mit ihrem Liebhaber auf und davon gegangen sein." — Das zerschnitt der Wittwe das Herz vollends; sie kannte ihre Gretlies besser. Sie bot ihre Kinder auf, mehrere gutherzige Nachbarn schlossen sich an, und nun gingen sie einzeln in stundenweiter Ausdehnung durch die Berge nach derselben Richtung; die Wittwe suchte in allen Köhlerhütten, die Walddörfer wurden durchforscht. Alles vergebens. Bis zum Tod ermattet, kehrte die bedauernswürdige Mutter in der

späten Nacht heim. Am andern Tag kam das ganze Dorf in Aufregung. Die Wittwe machte Anzeige beim Schulzen, und dieser bot sogleich, wie dies in solchen Fällen stets gebräuchlich ist, die ganze Gemeinde auf, das Gebirge nach allen Richtungen zu durchstreifen. Mehrere hundert Köpfe belebten schon nach einigen Stunden den Wald. Die Gemeinden der andern Walddörfer folgten diesem Beispiel. Da kam man endlich auf die erste schwache Spur. Eine arme Frau aus Schmerbach*) hatte ein Mädchen, auf das die gegebene Beschreibung genau paßte, mit vier fremden, wildaussehenden Männern, die sie gleich als Venetianer bezeichnete, am frühen Morgen mitten durch den Wald gehen sehen, weder auf Weg noch Pfad, sondern durch Dick und Dünn. Die Schmerbacher hatte sich aber aus Furcht vor den Venetianern ins Gebüsch verkrochen. Ein Wintersteiner Köhler bestätigte dasselbe und setzte hinzu, das Mädchen habe geweint; auch er habe sich vor den unheimlichen Goldgräbern gefürchtet; denn Jedermann im ganzen Gebirge ging diesen Männern aus dem Wege.

Mit diesen Angaben wurde nun natürlich gleich zusammengestellt, daß die vier Venetianer denselben Morgen aus der Ruhl abgereist waren, an welchem Gretlies von ihrem Herrn nach Waltershausen geschickt worden war. Also stand es ziemlich fest, das Mädchen war von diesen Fremdlingen entführt worden. Ob freiwillig oder gezwungen, mußte unentschieden bleiben. Auffallend war das kalte und gleichgültige Benehmen des Pfarrers in dieser wichtigen Angelegenheit. Seine Behauptung, er habe schon seit einiger Zeit Abends solche Männer im Pfarrhofe und am Pfarrberge bemerkt und die

*) Kleines Walddörfchen.

Gretlies sogar einmal mit einem im traulichen Zwiegespräch betroffen, empörte alle, welche das Mädchen näher kannten. Auch hatte Niemand weiter etwas von den Venetianern in der Nähe des Pfarrhauses gesehen, und sie, die so auffallend gekleidet waren, hätten doch unmöglich unbemerkt bleiben können. Dazu kam, daß der Todtengräber in der ersten Aufwallung vom Besuch des Venetianers beim Pfarrer vor Tagesanbruch, vom Wortwechsel der Beiden, von dem aufgezählten Gelde u. s. w. geschwatzt hatte, und obgleich er nachher auf die Hinterbeine trat und Alles leugnete, so wußten die Leute doch, woran sie waren, und sagten gerade heraus, er fürchte den Dienst durch den Pfarrer zu verlieren. Die Wittwe bestätigte, daß sie den Venetianer aus der Wohnstube in der Pfarre mit dem Pfarrer habe herauskommen sehen und der Letztere sie barsch gefragt, ob sie gelauscht habe. Man stellte damit zusammen, daß Gretlies ihre Mutter habe abholen wollen und nicht gekommen sei, und der Schluß des Volksgerichts war: der Pfarrer habe seine Magd an die Venetianer für ungeheures Geld verkauft.

Die arme Wittwe hatte nicht den Muth, gegen den Pfarrer mit einer Denunciation aufzutreten; aber der Schulze als Gemeindevormund, von des Pfarrers Stolz schon vielfach beleidigt, machte die Anzeige bei dem geistlichen Untergerichte in Thal, und der Pfarrer wurde zur Untersuchung gezogen. Er leugnete zu wissen, wohin die Magd gekommen sei, und behauptete, sie sei in einem heimlichen Einverständniß mit den Venetianern gewesen und habe sich gegen ihre Mutter verstellt, um ihre Flucht desto besser ausführen zu können; der Mann, der ihm früh einen Besuch gemacht, sei kein Venetianer gewesen, sondern ein fremder Viehhändler, mit dem er im Handel gestanden um eine Kuh, deren er bei seiner be=

vorstehenden Verheirathung bedürfe. Das Alles klang sehr glaubhaft, und das Gericht legte dem Pfarrer auf, einen Reinigungseid bei offenen Thüren zu schwören. Und er schwur diesen Eid! schwur einen falschen Eid, dieser sündhafte, gottlose Mann! schwur, daß er nichts von Gretliesens Entweichung wisse, und hatte sie doch selbst verkauft. — Damit war vor der Welt die Sache ab. Der Pfarrer machte Hochzeit — beinahe wäre die Heirath über dem bösen Mägdehandel rückgängig geworden — und von Gretliesens Schicksal hörte man nichts wieder. Ihre Mutter weinte noch ein paar Jahre und trauerte im Stillen bis an ihren Tod. Ihre übrigen Kinder wuchsen heran und machten ihr Freude; Gretliese wurde in ihrem elterlichen Hause nur noch selten erwähnt und dann wie eine früh Verstorbene.

Der Pfarrer, erst schon ein stolzer, unfreundlicher Mann, wurde ein finsterer, heftiger, übelwollender Tyrann, nicht nur gegen sein Gesinde, gegen seine Beichtkinder, sondern auch gegen Frau und Kind und Jedermann. Auf den Schulzen und die Gemeinde hatte er einen abscheulichen Haß geworfen, und wo er ihnen Aerger und Schaden zufügen konnte, that er's mit absonderlichem Fleiß. Die Prozesse zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde haben so lange gedauert, wie Ersterer lebte. Er hat die Gemeinde so weit gebracht, daß sie den Brauhausbrunnen, der, wie Du weißt, durch den Pfarrhof läuft und dort mittelst eines Hahns benutzt werden kann, einmal abgraben und durch die Schulhohle *) hat leiten lassen müssen, was ihr einige tausend Thaler Unkosten verursacht hat. Und dazu schalt er sie alle Sonntage von

*) Hohlen, Hohlwege heißen die zwischen den Gärten am Berge ins Thal herablaufenden Fußwege.

der Kanzel herab tüchtig aus, bis zuletzt fast Niemand mehr in die Kirche ging. Die Gemeinde bat sowohl den Patron als auch das Consistorium mehrmals um einen andern Pfarrer, aber sie fand kein Gehör, und Zeitschel wollte durchaus ig der Ruhl bleiben, dem Schulzen und der Gemeinde zum Tort und Dampf. Aber Gottes Strafgericht ereilte ihn bald genug und auf eine Weise, deren er sich am wenigsten versehen hatte. Die beiden Finger nämlich, die er beim falschen Eidschwur — Gott zum Zeugen anrufend, daß er die Wahrheit gesagt — gen Himmel gestreckt hatte, fingen allmählig an und starben ab. Dadurch nahmen sie eine blaue Farbe an, wie die Leiche eines Menschen, der am Schlagfluß gestorben ist. Alle Arzeneien seines Schwiegervaters halfen nichts dagegen; die Finger blieben blau. Er trug nun zwar stets Handschuhe, und predigte selbst in solchen, aber die Leute wußten doch, was darin steckte, und sagten: der falsche Eid ist ihm in die Finger gefahren. Er ist aber nichts destoweniger noch lange in seiner trotzigen Verblendung beharrt und hat behauptet, er habe die Finger erfroren. Und so hat er sich denn auch für die Kirche malen lassen, die beiden Finger, auf die Bibel gelegt, recht weiß und roth, und der Maler hat sein Uebriges gethan, daß kein blaues Fleckchen an den beiden Fingern auf dem Bilde war. Der verbrecherische Mann hat also Gott geradezu herausgefordert. Und siehe, nach etlichen Jahren sind auch die gemalten Finger allmählig blau geworden und immer blauer, bis sie nach zehn Jahren die Farbe der wirklichen Finger gehabt haben. Nun ist er in sich gegangen und hat keine Nacht mehr schlafen können; er ist durch das Haus wie ein Gespenst gewandelt und ganz von Fleisch gefallen. Aber seine Sünden vor den Menschen zu bekennen, dahin hat er es nicht bringen

können, wahrscheinlich aus Furcht vor der Strafe. Er ist endlich elendiglich in seinen besten Jahren gestorben, ein wahres Knochengerüste, und hat drei Tage mit dem Tode ringen müssen, dabei ist ihm die Zunge brandschwarz aus dem Munde herausgewachsen bis über das Kinn herab. Nachher haben die Leute gesagt, der Teufel habe ihn also gewürgt.

Aber merkwürdiger Weise ist mehrere Jahre vor seinem Tode die Vermuthung, welche die Leute von Gretliesens Verschwinden gehabt, bestätigt worden.

Ohngefähr achtzehn Jahre darnach kam ein Brotteröder Handelsmann, Namens Schwarzkopf, auf den Gedanken, eine Handelsreise nach Oesterreich zu machen, um sich neuen und größern Absatz für seine Waaren zu verschaffen. Er ist auf diese Weise durch Tyrol gereist, und da hat man ihm gerathen nach Venedig zu gehen. Einmal nicht weit davon, hat er den Rath befolgt und hat großen Vortheil davon gehabt. Er ist schon über eine Woche in Venedig gewesen und steht im Begriff nächster Tage wieder abzureisen, da begegnet ihm eines Abends auf dem großen Platze, der zur Zusammenkunft der Einwohner dient, mitten im Menschengedränge eine Dame, die plötzlich bei seinem Anblick stehen bleibt und ihn von Kopf bis zu Fuß aufmerksam betrachtet. Endlich fragt sie ihn in einem ihn anheimelnden Sprachton: „Ihr seid wohl ein Deutscher, mein Herr?“

„Das bin ich,“ versetzte er, „und wie ich an Eurer Sprache höre, seid Ihr eine Landsmännin von mir; ja Ihr müßt, Eurem Tone nach zu urtheilen, sogar aus meiner Gegend am Thüringerwalde sein.“

Er hat aber noch nicht recht ausgeredet, da schreit sie schon wie ganz außer sich: „Herr Jesus Christus! Mann, Ihr müßt aus Brotterode sein, Eurer Sprache nach.“

„Und Ihr aus der Ruhl, der Eurigen nach.“

„So ist's, ich bin eine Ruhlerin.“ Nun geht die Freude von beiden Seiten an. Es gibt keine herzigere Freude, als wenn sich Landsleute in fernen Ländern treffen. — Die Dame war unsere Gretlies; sie nahm Herrn Schwarzkopf mit in ihr Haus, und da ergab sich, daß sie die Frau eines reichen Goldschmieds war. Sie führte ihren Mann und ihre meist schon erwachsenen Kinder herbei. Das war eine Freude und ein Jubel in dem Hause, als sei ein großes Glück darin eingekehrt. Der Brotteröder hörte mit Erstaunen, daß der Venetianer in den Brotteröder und Ruhler Bergen bewanderter war, als er selbst, und nicht nur seine Frau, sondern auch die Grundlage seines Reichthums dorther geholt hatte. Er war einer von den Vieren, die in der Ruhl gewohnt und Gretliesen aus dem Pfarrhause entführt hatten. Gretlies sagte zwar zu Herrn Schwarzkopf, sie sei freiwillig mitgegangen, denn merkwürdiger Weise bewahrte sie noch immer Liebe und Anhänglichkeit in ihrem Herzen an den treulosen Pfarrer. Es kam aber, wie Du gleich hören wirst, die Wahrheit doch heraus. Der Brotteröder sollte ihr nun viel von ihrer Mutter und ihren Geschwistern und andern Leuten in der Ruhl erzählen; Herr Schwarzkopf kannte die Ersteren aber nicht und wußte von Andern gerade auch nicht viel. Aber an seinen wenigen Mittheilungen ergötzte sich Gretlies schon über die Maßen; sie hatte ja, seit sie fort war, aus der lieben Heimath nichts wieder gehört noch gesehen. Der werthe Landsmann mußte eine ganze Woche in ihrem Hause wohnen und wurde trefflich bewirthet, und durch den Goldschmied machte er erst recht gute Geschäfte. Als er endlich abreisete, trug ihm Gretlies tausend Grüße an alle Verwandte und Freunde im Geburtsort auf und gab ihm an Mutter und

Geschwister Geschenke mit. Vor Allem aber bat sie ihn, daß er doch ja eins ihrer Geschwister bewegen solle, sie zu besuchen und, wenn es anging, ganz bei ihr zu bleiben.

Das soll eine Freude und Lust gewesen sein in der Familie meiner Urgroßmutter, als Herr Schwarzkopf in die Ruhl kam, wie sich kein Mensch hat erinnern können. Gretliesens Mutter lebte noch, ihre Geschwister waren alle verheirathet bis auf Tines, meinen Großvater; der war ein Bursche von vierundzwanzig Jahren, und dieser faßte sofort den Entschluß, mit dem nächsten Frühjahr nach Venedig zu wandern. Er war den Herbst und den Winter über sehr fleißig — und er soll ein tüchtiger Messerschmied gewesen sein — und holte sich noch manche Reiseinstruction von Herrn Schwarzkopf in Brotterode. Den Tag nach dem Osterfest brach er auf, sein kalbledernes Felleisen auf dem Rücken und einen tüchtigen Knotenstock in der Hand. Er ist über Wien und Triest gereist und nach sechs Wochen glücklich in Venedig angelangt; er hat auch seine Schwester nach Herrn Schwarzkopfs genauer Angabe bald aufgefunden, obgleich er kein Wort italienisch verstanden hat. Du kannst Dir wohl denken, wie er aufgenommen worden ist, da Gretlies schon an dem ihr fremden Brotteroder solch' eine große Freude hatte. Er hat der Gretlies Tage und Wochen erzählen müssen, Alles, was er nur wußte, und sie hat sich doch nicht satt daran hören können. Nachher hat sie ihm erzählt und hat es gestanden, was sich zwischen dem Herrn Pfarrer und ihr begeben, und hat ihm auch die Quittung über das Geld gezeigt, wofür sie verkauft worden war. Er hat ihr aber zuschwören müssen, wenn er je wieder in die Ruhl komme, nichts zu verrathen und dem Pfarrer nicht zu schaden. Ihr Mann aber hat dem Tines erzählt, sie, die Venetianer, hätten längst den Fleiß, die Ord-

nungsliebe und Reinlichkeit der Ruhler Mädchen bewundert und gewünscht, eine solche als Magd mitnehmen zu können. Deshalb wäre ihnen der Handel mit dem Pfarrer sehr gelegen gekommen. Durch die Quittung hätten sie sich sicher stellen wollen, wenn ihnen das Mädchen etwa unterwegs Verdrießlichkeiten machen würde. Sie sei aber nicht nöthig gewesen; denn die Gretlies sei geduldig, wie ein Opferlamm zur Schlachtbank ihrem Schicksal entgegengegangen und habe sich darein gefügt, ihr Vaterland auf immer verlassen zu müssen. Und da hat die gute Gretlies hinzugesetzt, sie hätte bald genug eingesehen, daß der Herr Pfarrer nur auf diese Weise von Schande und Verderben zu retten gewesen sei.

Tines, mein Großvater, ist fast zwei Jahre in Venedig gewesen und hat dort viel schöne und nützliche Dinge gesehen und gelernt. Als er endlich wieder in die Ruhl gekommen, hat er sich so verändert gehabt, daß ihn fast Niemand mehr gekannt. Er hat einen Kasten auf dem Rücken gehabt, in welchem viel schöne Geschenke von Gretlies an die Ihrigen, auch sonst noch mancherlei Kram gewesen ist, und in einem Behälter dieses Kastens haben vier Paar weiße Mäuse gesteckt, die er in Venedig zum Geschenk erhalten und ganz besonders lieb gehabt hat. Kein Mensch in der Ruhl hatte vor diesem etwas von weißen Mäusen gesehen und gehört, und deshalb staunten alle Leute die niedlichen Thierchen an. Aber noch mehr! Tines hatte auch eine schöne Zither mitgebracht und konnte zu aller Menschen Ergötzen wunderschöne Stückchen darauf spielen. Wenn er nun seine Mäuschen auf den Tisch oder in die Stube spazieren ließ und gewisse eigenthümliche Tanzweisen auf der Zither spielte, so tanzten die Thierchen die schönsten und kunstreichsten Tänze. Da sind denn die Ruhler Leute, vorzüglich die Kinder, schaarenweise

herzugezogen und haben die Mäuschen tanzen sehen und Tines schönes Spiel gehört. Viele haben's gar nicht begreifen können und meinen Großvater für einen Hexenmeister gehalten und ausgeschrieen. Bald hat man ihm den Namen „der Müser" *) oder „Müs-Tines" gegeben. Er hat die Mäuschen zeit seines Lebens sehr lieb gehabt, hat sie gehegt und gepflegt, und da sie sich vermehrt, so hat er den Jungen immer wieder das Tanzen gelehrt. Er hat sich verheirathet und ist ein ehrlicher Messerschmied gewesen, sein ältester Sohn war aber mein Vater, der das Zitherspiel auch gelernt und die Mäuschen, obwohl heimlich, auch zeit seines Lebens gehegt hat. Deshalb hieß er Müs-Gür. Und ich war meines Vaters einziges Kind, und auf mich ist die Kunst des Zitherschlagens und der Abrichtung der Mäuschen gekommen. Es ist eine schwere und geheimnißvolle Kunst, und Du darfst keinem Menschen etwas davon sagen, daß ich sie verstehe. Dann sollst Du sie von mir lernen, wenn Du größer geworden bist; denn ich habe ja keine Kinder und Dich lieber, als wenn Du mein eigen Kind wärst. Aber Du mußt durchaus über Alles, was Du heute bei mir gesehen und gehört hast, das tiefste Schweigen beobachten, sonst bekommst Du einmal die Zither und die Mäuschen nicht, und ich lehre Dich nichts. — Erst als der Pfarrer todt war, hat mein Großvater die Geschichte seinen Geschwistern erzählt; so lang der Pfarrer noch lebte, erklärte Tines bloß, er könne bei diesem Manne nicht in die Kirche und zum Abendmahl gehen; und der Pfarrer hat ihn nie dazu auffordern lassen, wie er wohl bei Andern gethan." —

Müs-All schwieg, und ich versprach natürlich, reinen

*) Mäuser.

Mund zu halten, und schauerte vor Entzücken, einst der Besitzer des tiefen Geheimnisses werden zu sollen und die Mäuschen auch tanzen lassen zu können. Auf meine neugierigen Fragen erfuhr ich noch mancherlei, so auch, daß die weißen Mäuschen sich hatten einfallen lassen, sich mit grauen zu vermischen, und daß dadurch die Scheckchen entstanden seien; ferner, daß der dicke Kater dazu da sei, daß die Mäusebrut sich nicht zu stark vermehre. Ueber zwölf Paar durften sie nicht anwachsen; was darüber gedieh, verfiel dem Kater, der davon so fett geworden war. —

Sei es nun, daß die Erzählung der wunderbaren Begebenheiten meine noch schwachen Nerven zu stark angegriffen, oder die Sünde, die der Pfarrer mit der schönen Gretlies begangen, mir zu großes Kopfbrechen verursachte — Müs-All wollte sich trotz meiner Fragen und Bitten auf keine nähere Erklärung derselben einlassen — oder ich überhaupt zu früh ausgegangen war, genug ich bekam einen so heftigen Rückfall der Krankheit, daß ich wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte. In dieser gefährlichen Zeit hatte ich die heftigsten Fieberphantasien von den tanzenden weißen Mäuschen, von Müs-All mit der Zither, die mir als mächtige Zauberfee erschien, von dem furchtbaren Pfarrer mit den blauen Fingern, von der schönen Gretlies in Venedig, vom reichen Goldschmied, der mit Zaubersprüchen die Berge öffnete und das rohe Gold herausholte, und von Müs-Tines mit dem herrlichen Zitherspiel und der klangvollen Stimme. Meine bekümmerte Mutter konnte sich das Alles nicht erklären. Und auch nachher hielt ich mein Schweigen gewissenhaft, theils weil ich es Müs-Hannen versprochen hatte, theils in der Hoffnung, einst Herr der Mäuschen, der Zither und der geheimnißvollen Kunst zu werden. Diese Hoffnung ist nie

erfüllt worden. Das Leben entführte mich meinem Thale, ehe Müs-All Gelegenheit fand, mir lehrreiche Mittheilungen zu machen. Auch schien sie ihr Versprechen gereut zu haben, und ich fand es sonderbar, daß sie mir die Mäuschen nie wieder zeigte. Vielleicht habe ich doch geplaudert, ich weiß es nicht. Als ich sie aber später einmal bat, die Mäuschen doch wieder vor mir tanzen zu lassen, sah sie mich plötzlich mit einem unheimlichen abscheulichen Blicke an und rief bitterböse:

„Was sagst Du, abscheulicher Junge? Wenn ich wieder ein solches Wort von Dir höre, darfst Du mir nicht wieder in's Haus kommen."

Ich erschrak und wagte nie eine zweite Bitte in dieser Beziehung an sie.

Wenn ich später als langaufgeschossener Schuljunge in die Kindtaufskirche mußte — ein mir verhaßter Zwang — führte mich der Weg dicht unter dem Bilde des Pfarrers Zeitschel vorbei, und ich konnte mich keinmal eines stillen Schauders erwehren. Es war mir, als läse ich in den finster blickenden Augen des Bildes, es sei ihm bewußt, daß ich in das Geheimniß seiner Sünden eingeweiht sei; denn da wußte ich schon recht gut, was zwischen dem Pfarrer und der schönen Gretlies vorgefallen war, und meine lebhafte Phantasie nahm immer das Bild für den Pfarrer selbst. Es drückte mich unbeschreiblich, daß ich aus dem verbrecherischen Blute dieses Mannes abstammte; aber ich gewann die Ueberzeugung, es sei von seinem Geiste nichts auf mich gekommen.

Nachher, als ich schon ein langhaariger deutschberockter Schüler des Gothaischen Gymnasiums war, versicherte mich

einmal ein kluger Mann in der Ruhl, die Schuld des Pfarrers hinsichtlich der Magd sei nie bewiesen worden, ja nach den Umständen nicht einmal wahrscheinlich gewesen; die Gemeinde, mit der er stets in Rechtsstreitigkeiten gelebt, habe ihm nur aus Rache die böse Geschichte angedichtet.

Die Gretlies habe jedenfalls mit dem Italiener vertraute Bekanntschaft gemacht und sei, als sie die natürlichen Folgen des unerlaubten Umganges mit dem fremden Manne gespürt, mit demselben geflüchtet. Die blauen Finger auf dem Bilde seien ein Spiel des Zufalls oder eine Ungeschicklichkeit des Malers. Die Geschichte mit dem Brotteröder Kaufmann sei nicht wahr, und der Bruder der entflohenen Magd sei nie nach Venedig gekommen. Das seien lauter Volkssagen. Ich wußte nicht, ob ich mich für diese Aufklärung bedanken sollte; denn sie zerstörte grausam einen meiner schönsten und schauerlichsten Jugendträume; sie warf die Poesie in Müs-Alls ganzer Erscheinung in den Staub der Wirklichkeit; sie zog ihre Gestalt und die ihrer Vorfahren aus dem mystischen Halbdunkel des Wunderbaren in das helle Licht des Gewöhnlichen.

„Aber die weißen Mäuschen?“ sagte ich halb erschrokken. Der Mann sah mich befremdet an, und ich gab ihm die nöthige Erklärung.

„Ob das nicht eine Fieberphantasie von Ihnen gewesen ist,“ versetzte er lachend. „Die Vorfahren dieser Müs-Hanne waren Kammerjäger, und von dieser Beschäftigung führten sie den bezeichnenden Spitznamen.“

Ich fiel aus allen Himmeln heraus. Aber ich war undankbar und zerstreut genug, nicht nach der Freundin meiner Jugend zu fragen; ich war in der Meinung, sie sei längst gestorben. —

Wohl zwölf Jahre später, und ein Vierteljahrhundert nach dem Tage, an welchem ich die schauerliche Geschichte von den blauen Fingern aus Müs-Alls Munde gehört hatte, besuchte ich nach langer Zeit meinen Geburtsort einmal wieder. Ich stieg den Berg hinab, das schwergetäuschte, hartgedrückte Herz voll bitterer Wehmuth; meine Jugendhoffnungen waren alle als taube Blüthen von meinem Lebensbaume gefallen. Schier scheu strich ich an den Häusern vorbei und sah mich plötzlich nur wenige Schritte von Müs-Alls Hütte. Es stand Jemand am Schiebefenster gerade wie sie einst daran gestanden hatte, und im Nu glänzte das bunte Bild meiner frühesten Jugend in den hellsten Farben der Erinnerung vor meiner Seele. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich der guten alten Frau, die mich als Kind so wohl gepflegt, nicht wieder gedacht hatte. Wie lange wird sie schon ruhen? dachte ich bei mir, und das venetianische Geheimniß ihr enthüllt sein? Unter diesen Gedanken bin ich am Fenster angekommen und werfe einen Blick auf die daranstehende Person. Erschrocken, ja entsetzt fahre ich zurück. Es ist ihr Geist! Sprachlos und wie erstarrt bleibe ich vor ihr stehen. Sie sieht mich mit den alten unheimlichen Blicken an, ihr Gesicht sieht aus wie verwitterter Stein. Großer Gott! sie ist es selbst, sie lebt! Die meine erste Erinnerung als uralte Greisin gekannt, steht noch lebend vor mir, dem schwergeprüften Manne. Ich nenne ihr meinen Namen, und ein mattes Lächeln fliegt über ihre welken Züge, der Blick einer Wintersonne. Aber sie freut sich sehr, sie streckt mir eine Hand von Knochen mit blauer runzlicher Haut überzogen entgegen; sie macht mir keine Vorwürfe, daß ich mich nicht um sie bekümmert; sie spricht von meiner Kindheit und — o unerschöpfliches menschliches Gefühl! eine Thräne schim-

merte in ihrem vertrockneten Auge. Mir strömten sie in Menge. Im Nu ward ich für einige Minuten zum Kinde, zum glücklichen Kinde. Ich plauderte viel mit ihr; ihre Stimme war noch stark und wohltönend. Endlich fragte ich schier schüchtern:

„Leben denn auch die Mäuschen oder vielmehr ihre Nachkommen noch?"

„Was denn für Mäuschen?" fragte sie befremdet.

„Nun die niedlichen weißen Mäuse, die so kunstreich nach Euerm schönen Zitherspiel tanzten."

„Sie scherzen wohl? Ich und mein Kater haben nie eine Maus im Hause geduldet. Das werden Sie geträumt haben. Ja, ja, Sie waren als Kind gar ein lebhafter und merkwürdiger Träumer, und wenn Sie einmal so was Wunderliches geträumt hatten, behaupteten Sie stets keck, Sie hätten es erlebt, wirklich gesehen und gehört, so daß wir oft in Verlegenheit darüber gekommen sind.

Diese Antwort that mir weh; ich fragte nicht weiter.

Druck von W. Steinmüller in Düben.